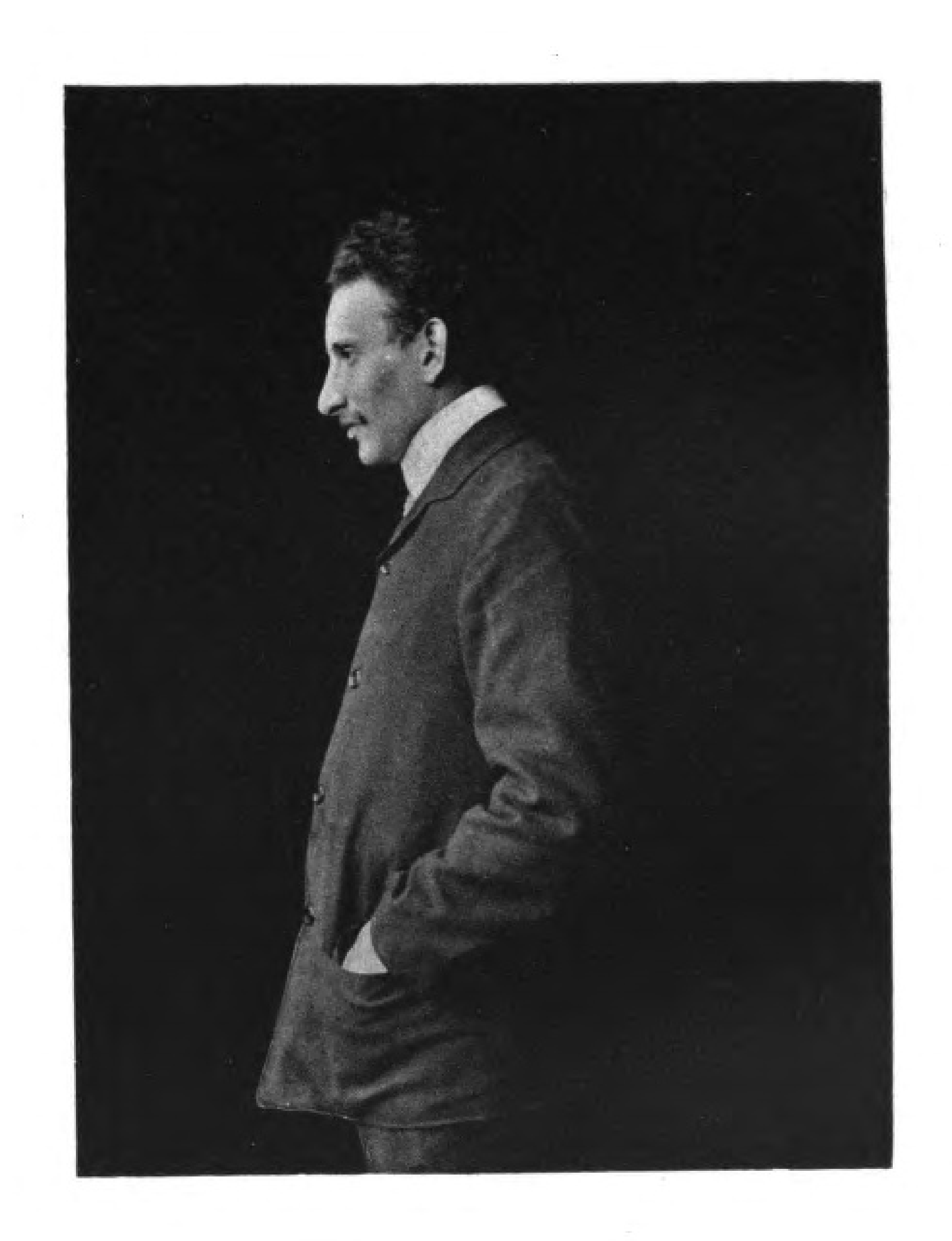
Walter Calé
Nachgelassene Schriften

Mit einem Vorwort
von Fritz Mauthner

Herausgegeben und eingeleitet von
Arthur Brückmann

S. Fischer, Verlag, Berlin
1907



Walter Calé.

Inhalt

Vorwort . . . . Seite IX
Biographische Einleitung . „ 1
Gedichte . . . . „ 41
Lieder . . . . „ 77
Gesänge . . . . „ 93
Bilder . . . . „ 107
Oden . . . . „ 157
Franciscus . . . . „ 161
Regina del Lago . . . . „ 240
Geschichte vom Xaver Dampf-
kessel und der Dame Musica „ 289
Aus dem Tagebuch . . . . „ 317

Es ist mehr als ein Jahr her, da suchten mich zwei Herren auf, um mein Interesse für die nachgelassenen Schriften von Walter Calé zu erregen. Die Herren waren mir ebenso unbekannt wie der Name Walter Calé. Sie konnten nicht ahnen, wie schlecht gerade damals mein Gemüt vorbereitet war, an den dichterischen Versuchen und an den menschlichen Leiden eines Fremden Anteil zu nehmen.

Auch die Nachricht, daß Walter Calé noch vor Erreichung seines dreiundzwanzigsten Jahres durch Selbstmord geendet hatte, griff mir nicht ans Herz. Ich hatte doch wohl zu viele Menschen, die mir näher standen, durch Freitod verloren, hatte mich zu eingehend mit der Statistik der Selbstmörder beschäftigt. Es ist infam, die Selbstmörder vom Gottesacker auszuschließen, vom Friedhofe. Aber ein Beweis von Genialität ist der Freitod am Ende denn doch nicht.

So werde ich wohl nur mit leidlicher Höflichkeit zugestimmt haben, als ich Proben aus den nachgelassenen Gedichten, Novellen, Dramen und Tagebüchern von Walter Calé kennen lernen sollte. Höchstens, daß ich dazu noch ein trauriges Gefühl hatte: in diesen beiden unbekannten Herren, dem Freunde und dem Bruder des Verstorbenen, schwingt eine leidenschaftliche Liebe zu ihm, zittert der Wunsch, mir etwas von dieser Liebe mitzuteilen; und ich komme diesem ehrenden Wunsche so kalt entgegen.

Eine halbe Stunde später hatten die Besucher ihre Absicht erreicht. Walter Calé war mir nicht mehr fremd,

nicht sein Lied und nicht sein Leid. Aus einer kleinen romantischen Novelle, aus einigen Gedichten hatte ich den Klang der Glocke zu vernehmen geglaubt, die den Morgen der kommenden Lyrik einläutet.

Auf den Wert des Entstandenen und zufällig Übriggebliebenen kommt es mir bei dieser Einführung nicht an, nicht auf den ästhetischen Wert, noch weniger natürlich auf den Marktwert. Man ist zu dreiundzwanzig Jahren kein Vollendeter, dann gewiß nicht, wenn man so jung schon ein Entsagender ist. Von Walter Calés hinterlassenen Gedichten wird vielleicht keines in beliebte Sammlungen übergehen. Und dennoch, so glaube ich, wird die Literaturgeschichte den Namen anmerken. Wird sagen müssen: so tönte zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine kleine reine Stimmgabel der großen Lyrik. Wer weiß, was alles aus diesem feinen kleinen Ton musikalisch herauswachsen wird. In stärkeren Dichtern. In glücklicheren. Aber Walter Calé war einer von den vielen, die diesen feinen kleinen Ton zuerst gehört, von den wenigen, die ihn zuerst gefunden haben.

Nun habe ich aber Walter Calé doch persönlich nicht gekannt. Und so muß ich leider literarisch bleiben. Bei diesem Versuche, den jungen Lyriker mir und andern vorzustellen.

Da fällt zuerst das Negative auf. Walter Calé hatte sich völlig, radikal von den beiden starken Talenten befreit, die das letzte Viertel des neunzehnten deutschen Jahrhunderts beherrscht hatten; sterbend der Jüngere, scheinbar wachsend der Ältere. Starke Talente. Meinetwegen sage man: riesenhafte Talente. Es kommt ja so gar nicht auf

diese Worte an. Ich denke selbstverständlich an Zola und Richard Wagner, an die Namen der beiden Krankheiten des Jahrhundertendes. Bei Zola darf ich mich darauf berufen, daß ich schon vor etwa 20 Jahren gemahnt habe: wir kommen um den Naturalismus nicht herum; wir müssen durch ihn hindurch. Daß ich also Zola gegenüber schon heute nicht im Unrechte war. Die andere Gefahr dauert länger, weil sich die Frauen, seit langer Zeit unter uns der eigentliche Kunstmäcen, dem aufregenden Richard Wagner von Anfang an mit leidenschaftlicher Liebe hingegeben hatten.

Die Werke dieser beiden starken und gefährlichen Talente waren, einerlei ob durch sie selbst oder durch eine neue Art von Unternehmergesellschaften, zu künstlerischen Gründungen geworden. Es gab sogar einen Punkt, wo das Luxusbedürfnis der Zeit die beiden scheinbar feindlichen Gründungen vereinigte, während sonst der Gegensatz die Entstehung eines Monopols verhinderte. Weit davon waren wir nicht. Laut, tumultuarisch, theatralisch waren die Wirkungen; laut, tumultuarisch und theatralisch waren die Ehrungen. Auch noch nach dem Tode. Beide Männer waren ausgezeichnete Regisseure gewesen und hatten Schulen von Regisseuren hinterlassen.

Walter Calé war noch ein Kind, als in diesem Lärm von starken Worten und schrillen Instrumenten die Poesie sich schüchtern wieder hervorwagte. Die reine Poesie, die Poesie an sich. Man suchte einen neuen Namen für die liebe altvertraute Erscheinung. Man hat den neuen Namen bis heute nicht gefunden. „Neu-romantisch“ sagt gar nichts.

Poesie muß romantisch, sentimental sein, seitdem sie nicht klassisch, naiv ist. Richard Wagner stammte direkt von demjenigen Romantiker ab, der am besten wußte, wie's gemacht wird; und Zola mischte von Jahr zu Jahr immer mehr Romantik bei, damit die Realität nicht unerträglich würde.

Die reine Poesie hatte in der Lyrik leise zu atmen nie aufgehört. Leise. Das unterschied sie von der herrschenden Mode. Jetzt versuchte sie das Erzählungsbuch und die Bühne mit leisen Worten wiederzugewinnen. Immer noch suchte man den neuen Namen. Stille Bühnen. Intime Theater. Auch an Kammermusikabende dachte man schon, verärgert durch das große Orchester.

Die großen Vorbilder wirkten nach. Auch die leisen Theaterstücke, auch die Vorlesungen im engsten Kreise schienen in die Hand von Unternehmergesellschaften zu fallen.

Vornehm und unberührt wollte da die reine Poesie sich auf ihren kleinen Heimgarten zurückziehen, einzig und allein auf die Lyrik. Noch intimer wurde die Bühne, noch kleiner der Kreis. Am Ende jeder Dichter sein ganzes Publikum. L'art pour l'art. Die deutsche Artistenlyrik. Sie war der lebendigern Artistenlyrik von Frankreich und England nachgefolgt. Ein Stückchen Marmor, ein Seidenfetzen von neubenannter Farbe, eine Blume, ein Wasserspiegel, dazu ein geschminktes Gesicht und von schwarzen Pinselstrichen schön umränderte Augen. Mit diesen Requisiten versuchte die Artistenlyrik den Kampf gegen Zola und

Richard Wagner aufzunehmen. Einen lautlosen Kampf um tumultuarische Ehrungen.

Walter Calé war ein Kind, als diese stille Bewegung einsetzte, wie gesagt; mit ihr wuchs er heran. Er versuchte sich im Drama, im Epos und in Lyrik. Ein Schüler seiner Zeit. Still und erobernd zugleich sollte alles sein. Im Drama ist er ganz Intellekt; als Kritiker und Tagebüchler von Hebbel beeinflußt, als Schöpfer offenbar von Maeterlinck. Im Epos — ich kann immer nur nach den Stücken urteilen, die der Zufall übrig ließ — folgt die Theorie seinem geliebten Gottfried Keller, folgt die Praxis dem wohl heimlich noch mehr geliebten E. T. A. Hoffmann. Im Epos war Walter Calé ganz Phantasie. Dabei schrieb der kaum Zwanzigjährige schon formschöne Gedichte, die der besten Artistenlyrik nichts nachgaben.

Nun kam, vielleicht nicht gar lange vor seinem Freitod, das über ihn, was das höchste Glück starker Menschen ist, aber das Ende für die Schwachen: Unzufriedenheit. Zweifel heißt es den einen, Verzweiflung heißt es den andern. Ungeheure Geisteskräfte fühlte Walter Calé in sich. Gemein wäre es, diese Götterkräfte auszumünzen für die Rauschbedürfnisse eines einsamen Lesers oder auch für die Rauschbedürfnisse eines tollen Theaterpublikums. Reine Poesie ist Welterkenntnis einer überragenden Persönlichkeit, die sich der Welt zurückgibt. Aber dasselbe ist ja auch Philosophie. Es ist wirklich bloß eine Frage der Orthographie. Philosophie ist Weltanschauung. Lyrik ist Welt-Anschauung. Walter Calé stand in seinem dreiundzwanzigsten Jahre, als

er, vielleicht aus solchen Gedankengängen heraus, alle bisherigen Hoffnungen und Arbeiten in eine Pfütze zu werfen gedachte und beschloß, ein Philosoph zu werden.

So stark sein Intellekt war, so ist doch ein Urteil über seine Befähigung zum Philosophen kaum möglich. Alle Arbeiten und Vorarbeiten sind vernichtet. Nur daß einige Bemerkungen des Tagebuchs vermuten lassen, er sei von Dozenten, die der Zufall zu akademischen Lehrern seiner Universitäten gemacht hatte, recht abhängig gewesen. Also doch wohl nicht selbständig genug.

Aber sein Studium der Philosophiegeschichte hatte den intellektuellen Phantasten außerordentlich bereichert. Jetzt konnte die Glocke klingen, die Glocke der neuen Lyrik. Können wir nicht naiv und romantisch zugleich sein, so können wir vielleicht mehr: romantisch sein und einfach zugleich. Tiefsinnig und simpel. Und die Sprache der Poesie mit unerhörter Sicherheit beherrschen, weil man die Sprache verachten gelernt hat. Einerlei, von wo dem blutjungen Dichter diese Ahnungen kamen. „Nach einer Aussprache glaubt man stets das Eigentliche nicht gesagt zu haben." — „Wir haben auch der Worte keine mehr und darum ward das Schweigen uns so süß." — „Unsre bis oben hin geschlossene Kleidung, die nichts vom Körper sehen läßt, findet ihr Gegenbild in unsrer konventionellen Sprache, in der sich die ursprüngliche Empfindung nicht sehen lassen darf: nur in andeutenden Lauten flüstert sie unter dem eigentlichen Gespräch hin; und darum ist Ibsen der Dichter der Zeit, weil er dies wiederzugeben vermochte: die kon-

ventionelle mit der ausweitenden Symbolik des darunter Hintönenden; er hat das Symbolische des modernen Kostüms entdeckt." — „Sie gaben große Worte mir von Liebe und Achtung und vergaßen — weh! — der kleinen."

Das letzte Beispiel ist aus dem wunderschönen Akte des „Franciscus". Hier oder nirgends sind Ansätze, ist der Aufschwung zu einer neuen Poesie. Das tausendjährige Thema abendländischer Lyrik, das Thema der Geschlechtsliebe, wird übertönt von den zartesten und zärtlichsten Stimmungen zwischen redenden und leidenden Menschen. Dieser eine Akt scheint mir ein vollgültiger Beweis, daß Walter Calé ein führender Dichter geworden wäre, ein Neutöner, wie man ja wohl sagt, wenn . . .

Dieses grenzenlos dumme „Wenn". Wenn er leben geblieben wäre, natürlich, wenn er dem engen Leben einen Freitod nicht vorzogen hätte. Einer wartete draußen und Walter Calés Freitod war ehrlich und konsequent. Das Werk sollte mitvernichtet werden. Nur die Hast der Ausführung rettete die Stücke, die hier vorliegen. Verlorene Glockenklänge.

Über Walter Calés Freitod habe ich nicht zu urteilen; ich habe ihn nicht gekannt und bin kein Pastor. Dennoch möchte ich auf zwei Gedanken Calés hinweisen, indem ich sie zusammenstelle. „Der ist lächerlich, der pathetisch lebt, ohne in Pathos zu sein." — „Den größten Wert, den ein Mensch dem andern zu geben vermag, ihr gabt ihn euch: die höchste Lust und den tiefsten Schmerz; ihr machtet einander jauchzen, ihr machtet einander vor Leiden ver-

stummen: so schuldet ihr einander alles Glück, dessen unser Leben fähig ist."

So stelle ich mir Walter Calé vor. Verzweifelnd, verzweifelnd an der eigenen Wahrhaftigkeit, an der Wahrheit und Echtheit des eigenen Pathos. Und dennoch im tiefen Grunde seiner glühenden Seele sich klar bewußt, daß auch dieser „große Schmerz in höherem Sinne ein Verdienst ist", daß nur grenzenloses, ehrlichstes Streben an solcher Verzweiflung scheitern kann. Ihm fehlte nicht die Kraft, Gerichtstag zu halten über sich selbst. Ihm fehlte nur die kalte Ruhe, den Gerichtstag zu überleben. Er war zu schwach, das Leben eines echten Dichters zu ertragen. Oder vielleicht nur zu schwach, die Jahre des Zweifels zu überdauern. Darum sind es nur verlorene Glockentöne, die wir vernommen haben.

Ein Freund Walter Calés, dem solche Würdigung des teuern Toten nicht genügte, wäre kaum zu tadeln. Ein Mann über Bord, so mag es ihm klingen, einer von vielen. „Kanonenfutter für die Lyrik der Zukunft." Ich glaube aber doch nicht, daß ich es so gesagt, daß ich es so gemeint habe. Ein junger Held, der in seiner ersten Schlacht fiel. Ein Einzelkämpfer, dem sein eigenes Denkmal gebührt.

Freiburg i. B., 2. September 1906.

Fritz Mauthner

Einleitung

Wer den jungen Toten, aus dessen Nachlaß das vorliegende Buch einiges der Öffentlichkeit übergibt, kannte, vor allem aber, wer ihm nahe stand, mag von ferne die Größe der schmerzlichen Selbstüberwindung ermessen können, wenn einer von denjenigen, die ihn liebten, diese Zeilen zu Papier bringen muß. Seine kindlich=scheue Zurückhaltung, seine geradezu furchtsame Flucht vor der Öffentlichkeit, dieses innerlichste Zurückschaudern vor der Berührung mit dem Allgemeinen, das zutiefst einen Teil seines ganzen Wesens bedeutete und nicht zuletzt, wie ich glaube, verhindert hat, daß ihm die paar Sonnenstrahlen breiterer Anerkennung, die ihm vielleicht gebührten und die auch ihn vielleicht erwärmt hätten, zuteil wurden, — versündigen wir uns nicht gegen diesen köstlich=herben Wesenszug unseres toten Freundes? Wir haben die Frage mit Nein! beantwortet. Und mit jedem Tage, an dem wir sie uns immer und immer von neuem vorlegten, hallte dieses Nein klarer und lauter im Innern wieder. Je tiefer wir im Zusammenhang in das noch Vorhandene seines Wirkens eindrangen, desto tiefer befestigte sich in uns die Überzeugung, daß er kein alleiniges Recht an diesem Wirken hatte und wir heute gar keins mehr haben, ihm ein solches zuzuerkennen. Die übertrieben scheue Furcht dieses nervösen Kindes bebte besonders wohl vor dem, wenn ich so sagen darf, Technischen zurück, vor dem Apparat, dessen grausame Tätigkeit zu spüren bekommt, wer nur immer

sich aufmacht, ein Stückchen auf dem zu öffentlicher Anerkennung führenden Weg vorwärts zu gehen. Dies vor allem konnte er nicht. Dazu war ihm alles zu heilig, was ihm aus dem Innersten quoll, — und aus dieser Quelle drang ihm nun schlechthin alles, das Erste wie das Letzte, das Höchste und das Geringste. Hätte er die Augen schließen und eines Morgens erwachen dürfen und über seinem Bette hätten einige dieser Sonnenstrahlen geleuchtet, — er hätte wohl fröhlich und selig gelacht, wie er es nur in seinen besten Stunden konnte. Das ist nun nicht geschehen, nicht zuletzt durch ihn selbst verhindert. Der grausame Apparat tönt ihm nicht mehr klappernd ins Ohr — das Auge sieht nicht mehr das unvermeidliche Räderwerk. Jede Entschuldigung fällt fort. Und wir haben keine einzige, zu verhindern, daß nun vielleicht diese paar Sonnenstrahlen über seinem Grabe leuchten werden. —

So kommt es, daß diese Zeilen zu Papier müssen. Das Buch bietet Niederschläge insbesondere dichterischen Wirkens aus einem Fragment gebliebenen Leben. Dies vor allem — weit weniger die äußere Gestalt, kaum irgendwo das innere Wesen der Dichtungen — macht diese teilweise zu Fragmenten. Es geht nicht an, sie ohne Geleitwort hinauszuschicken. Das Notwendigste wenigstens muß gesagt werden. — So weit in der Erkenntnis des Gegenstandes vorgeschritten, übernahm der Unterzeichnete gern und willig die schmerzliche Pflicht. Nicht etwa als ein Berufener, sondern nur als einer von denjenigen, die ihm nahe standen, und gerade derjenige vielleicht, der ihm

in seiner letzten, reifsten Zeit, an Jahren überlegen, dennoch oder deswegen vielleicht, besonders nahe stand. Deshalb sah auch ich keine Möglichkeit, mich dem einmal als notwendig Erkannten zu entziehen. Auch kein Recht konnte ich mir erfinden oder ergründen. Darum mögen also diese Zeilen hingenommen werden lediglich als eine logische Folge logischer Erwägungen, die die Herrschaft über die mannigfachsten, schmerzlichsten und widerstreitendsten Gefühle gewonnen haben.

Es muß das Notwendigste gesagt werden. Das wird niemals allzuviel sein. Im vorliegenden Falle sich zu bescheiden, hält noch weniger schwer als sonst vielleicht. Denn wie gerade ihn fassen, wie ihn schildern oder gar: wie ihn erschöpfen? Auch nur entfernt ein Bild von Art und Wesen seiner Persönlichkeit zu geben, erscheint im Rahmen eines noch so ausführlichen Geleitworts nicht möglich. Ein jeder, der ihn gekannt, trägt wohl ein solches Bild in seiner Seele; aber soll es die Feder gestalten, so versagt sie den Dienst. Ein Fragment, ein Teilstück ist im besten Falle das Ergebnis, wo das Erlebnis doch etwas so eigenartig Vollkommenes war, daß man rückschauend sagen kann: die Bekanntschaft mit ihm war wie ein allzukurzer Traum; man mag noch einmal etwas Schönerem, etwas Größerem begegnen, — etwas Eigenartigeres, Seltsameres, das so leuchtet, erleben wird, wer diesen jungen Mann erlebt hat, nie. Ist man dessen sich erst gänzlich bewußt, so fällt Zurückhaltung nicht schwer. Ehe man vor sich selbst mit dem Versuch, etwas Vollkommenes zu bieten, als ein kläg-

lich Gescheiterter dasteht, wagt man ihn lieber nicht erst. Begnügt man sich mit dem Notwendigsten. Erwähnt man das eine und andere von sachlicher Wesentlichkeit. Und läßt dieses Wenige (das doch schon zuviel in einem Sinne) ans Licht, ob es vielleicht mit dem, was seine Worte künden und verraten, doch zuletzt zu jenem Ganzen von seltsamer Eigenart sich ründe. In diesem Entschluß unterstützt wird man durch die Besonderheit seiner Erscheinung nach einer ganz bestimmten Richtung, die niemand besser durchschaut hat als er selbst: kein einziger von denen, die ihn kannten oder zu kennen glaubten (und es waren ihrer nicht wenige), kann sagen, ob das Bild, das sich ihm in die Seele gegraben, das eine, einzige, richtige, ob es das Bild des Jünglings sei, über das — befragt — jeder Rechenschaft und Zeugnis ablegen sollte. Es gab und gibt noch heute kaum eine schwierigere Unterhaltung als die über ihn. Auch sie klammert sich nur an Einzelzüge, konkrete Einzelfälle, und versucht hier, typisch zu analysieren. Dabei schwankt das Gesamtbild hundertfältig, in schillernden Farben, und die Diskussion kann nicht enden. Ohne es zu wollen, war er ein Proteus, — aber auch: ohne es zu verhindern. Er gab sich wohl jedem in seiner ganzen Eigenart; aber diese selbst gab nur — suum cuique — suum cuique — jedem einzelnen sein Eigenstes und jedem einzelnen, was diesem daran gebührte. Wie er sich und immer nur ganz sich gab, so war dies doch im höchsten und tiefsten Maße auf das feinste psychisch nach Art und Wesen des anderen abgestimmt. Ihm ward jede einzelne Bekanntschaft zu einem

typischen Erlebnis. Und wie er Erlebnisse — aller Art — nicht nur nicht floh, sondern ganz im Gegenteil im höchsten Maße bewußt aufsuchte, so gestaltete er auch — lebenskünstlerisch — an seinen Bekanntschaften, Freundschaften als an Erlebnissen, wie es wohl nur ein Künstler und Könner vermag. Er füllte auf diese Weise die Schale der einfachen Bekanntschaft mit dem Kern bestimmter ihm eigener, aber von ihm aktuell herausgearbeiteter Wesenszüge. Er prägte überall eigenartige und besondere Beziehungen, die ihm selbst schließlich plastisch und greifbar, reliefartig, vor Auge und Seele traten. Von einer anderen Seite her hat er all dies selbst einmal in seinem Tagebuch (29. Januar 1904) in folgender Weise zu begründen versucht: „Es ist seltsam, in wie vielerlei Gestalt ich auf dieser Erde herumlaufe: ein jeder trägt ein anderes Bildnis meiner Person bei sich und spricht nicht mich in mir an, sondern das Bildnis von mir. Und da meine alles zersetzende Intellektualität, wie eine Säure, die ethische Klammer, welche die einzelnen Lebensäußerungen umschließt und die man ‚Charakter' nennt, aufgelöst hat, infolgedessen meine Eigenschaften als austrennbare Teile eines Seelenbündels gleichsam einzeln, bald die eine, bald die andere auf entgegenkommende Personen wirken, so betrachten diese Personen immer die Äußerungen, welche gerade ihnen gegenüber aktuell wurden, als meinen Hauptcharakterzug, und so sind es meistens nur partielle W. C.'s, welche ich wohl oder übel als mein Ebenbild anerkennen soll. Daher die verschiedenen mich betreffenden Urteile. Nur sehr wenige Menschen, die auf intuitivem

Wege, welcher allein im persönlichen gleichen Erlebnis sich ihnen auftat, meine Einheit gefaßt haben, stellen mir ein annähernd richtiges Bild meiner selbst gegenüber." . . . . . Danach fällt es also für den einzelnen um so leichter, zu resignieren, wie ich darlegte. Und aufs engste verbunden hiermit ist der letzte Grund, aus dem es sich zurückhalten heißt: es widerstrebt aufs äußerste, dem Bild des geliebten Toten irgendwie auch nur ein Stück der eigenen Person an die Seite zu stellen. Und doch, wie man aus dem Vorstehenden erkennen muß, ist kein anderer Weg, von diesem Bild etwas ahnen zu lassen, als sich des Spiegels der eigenen Seele zu bedienen. —

So bin ich, wie ich sehe, bei der Begründung, weshalb dieser Stelle Beschränkung ziemt, unmerklich schon dazu gelangt, manchen tiefen Wesenszug des Teuren zu berühren. Doch muß ich nunmehr einiges Äußerliche und Konkrete nachholen.

Walter Calé wurde am 8. Dezember 1881 in Berlin geboren. Seinen Vater, den Kaufmann Martin Calé, verlor er am 16. Februar 1893. Er war der älteste Sohn des Hauses, durch wenige Jahre von zwei Brüdern und einer Schwester getrennt. Er besuchte eine Vorschule in Berlin, kam dann auf das hiesige Friedrichs-Gymnasium und verließ es am 5. September 1899 mit dem Reifezeugnis. Er wandte sich — faute de mieux, ohne innere Neigung und Nötigung, Beweggründen äußerer Natur folgend, — juristischen Studien zu. Wenigstens ließ er sich zu Michaeli 1899 in dieser Fakultät in Berlin

immatrikulieren. Mit Ausnahme des Sommersemesters 1900, das er in Freiburg verlebte, studierte er ausschließlich in Berlin. Er besuchte die notwendigsten juristischen Vorlesungen schlecht und recht, machte auch die notwendigsten praktischen Übungen und schriftlichen Arbeiten, hörte aber daneben sporadisch eine Fülle anderer Vorlesungen philosophischen, literarischen, ästhetischen und historischen Charakters insbesondere. Noch weniger als äußerlich beschäftigte ihn die Jurisprudenz innerlich. Dennoch gab er zunächst den Entschluß, sich der ersten juristischen Prüfung zu unterziehen, nicht auf. Nach äußerlich korrekt vollendetem Studiengang ging er an die schriftliche Arbeit. Er bewältigte sie — einen unangenehmen, trocknen praktischen Fall aus dem Erbrecht — in der vorschriftsmäßigen Zeit. Ich habe die Arbeit seinerzeit gelesen, als sie fertig war. Ich staunte schon damals, und heute scheint es mir noch wunderbarer, daß und wie er es vermocht hat, dem Thema gerecht zu werden. Nirgends verriet die in trockenstem Stil geschriebene Abhandlung die seelischen „tormenta" des Verfassers, über die andere Stellen Auskunft geben. Er reichte diese Arbeit auch ein. Weiter aber ging er nicht. Äußerlich dem Drängen seiner Freunde, vor allem aber inneren Stimmen nachgebend, trat er von der mündlichen Prüfung zurück. Mit dem 27. November 1903 endigte diese lange, allzulange Periode. — Sie endigte — äußerlich. Doch nicht, ohne die heftigsten seelischen Erschütterungen zurückzulassen. Viel zu jung noch, viel zu ungeklärt, gänzlich im Dunkeln über Art und Wesen, Umfang und Inhalt seines eigentlichen

Könnens und seiner spezifischen Begabung, war er nicht imstande, sich frei zu machen von dem — sagen wir — Bürgerlichen und Äußerlichen des Vorfalls. Er empfand mit tiefster, kindlicher Beschämung, daß er eine Niederlage erlitten. Er empfand aufs schwerste, daß er bei seinem ersten Versuch, eine äußerliche Position zu erringen, ein allgemein sichtbares Ziel zu erreichen, gestrauchelt sei, daß ihm nicht glückte, was Tausenden gelang, die dort nichts zu suchen haben, wo er ging. Er fühlte hier wohl zum erstenmal ganz tief den ungeheuren Zwiespalt, der zwischen den realen Dingen dieser Welt und den Heiligtümern seines Innenlebens gähnte. Was andere, die nicht in denselben bürgerlichen Zusammenhängen aufgewachsen waren wie er, die ihn daher in seinen objektiven Werten reiner und besser erfassen konnten (wie z. B. der Unterzeichnete) mit Freuden begrüßen zu dürfen meinten, weil nun der Weg, auf dem sich sein eigentliches und eigenartiges Können und Wissen entfalten mußte, frei geworden schien, — drückte ihn — die Gründe sind dargelegt — zunächst zu Boden. — Dennoch begann sofort die von ihm vielleicht kaum geahnte, von anderen aber mit Sicherheit vorausgesehene rapide Aufwärtsentwickelung. Die außerordentliche Begabung und Denkkraft, nun doch befreit von dem lästigen Drucke eines aufgezwungenen Studiums, begann sich zu betätigen. Er wandte sich mit größter Eindringlichkeit ex professo philosophischen Studien zu, denen er bis dahin nur als Liebhaber obgelegen hatte. Denen sollte nun sein ferneres Leben gehören. Als äußeres Ziel nahm er zunächst die Er-

reichung der philosophischen Doktorwürde an der Berliner Universität. Demnächst schwebte ihm und uns wohl die Privatdozentur als weiteres und endliches Ziel vor Augen. „Was ich mir persönlich," schrieb er mit fester Hand am 7. Januar 1904 in das an diesem Tage angelegte Tagebuch, „für das nächste Jahr wünsche, ist die Erreichung eines praktischen Zieles. Mit der Art und dem Fortgang meiner Arbeit kann ich zufrieden sein, — bin's aber nicht. Endgültigkeit und Ruhe in den Lebensverhältnissen — anders als 1903 — wäre nicht weniger schätzbar. Auszuschalten ist die Rücksicht auf persönliches Glück als lebensbildenden Faktor. — Quod felix faustumque sit!" Es kam jedoch anders. Noch in demselben Jahre — am 3. November 1904 — schied er freiwillig aus dem Leben. Gleichsam von einem reich, ja überreich gedeckten Tische erhob er sich und stahl sich fort, schnell und heimlich. Eine Fülle teils erst begonnener, teils halb, teils ganz vollendeter Arbeiten poetischen, philologischen, philosophischen und ästhetischen Charakters ließ er im Stich. Der Schlag traf uns völlig unerwartet. Er schien so ausgezeichnet imstande, wie noch nie zuvor. Seine Gesundheit, mit der es bei ihm als Kind und auch später noch als Student mitunter nicht zum besten bestellt war, schien sich gekräftigt, seine Nervosität nachgelassen zu haben. Die Erreichung des erwähnten Zieles schien nach Vollendung der erforderlichen Arbeit in greifbarste Nähe gerückt und nur noch eine untergeordnete Zeitfrage. Daß es ihm diesmal, auf dem seiner Art und seinem Können entsprechenden Gebiet, gelingen würde, schien

eine triviale Selbstverständlichkeit, sein Zögern, den letzten Schritt zu tun, zwar nicht ganz verständlich, aber unerheblich und nebensächlich. In diesem Augenblicke aber ging er und nahm alle weiteren Pläne, Hoffnungen und Wünsche mit. — —

Es ist heute festzustellen, daß er nie mit einem langen Leben gerechnet hat. Weshalb — ist nicht ohne weiteres zu sagen. Aber es scheint, als ob ihm ein frühes Ende eine sichere und selbstverständliche Sache war. Die tiefe Melancholie, die fast alle seine Dichtungen erfüllt, ist mehr als die romantisch-jugendliche Sehnsucht nach dem großen Unbekannten. Sie gab Form und Inhalt gleichzeitig her. Namentlich durch die Gedichte der mittleren Jahre seiner Entwickelung, durch die Lieder, Gesänge, Bilder und Oden geht dieser todessehnsüchtige Zug des Leidens, Entsagens, Verzichtens voll Schwermut und Hoffnungslosigkeit. Er geht durch sie wie ein einziger Klang, der immer von neuem schwingt und wiederkehrt. Der Verfasser solcher Verse fühlt sich auch in seinen irdischen Gefühlen dieser Erde nicht mehr gänzlich zugehörig. Er geht ganz einsam und ungekannt auf den „Wegen der Menschen", den „Plätzen voll Lärmens" und fragt: „Was hilft uns, ach! — daß der Abend die Wipfel umspann, singend und tief mit dem Netz von Gold?" Mehr als einmal fühlt er sich eins werden mit der großen Natur, fühlt er sich gleiten, wachsen und schweben, in seliger Umarmung sich auflösen in das Zeitlose; das Unendliche trinkt ihn ein, und jederzeit ist er bereit, sein volles Leben vor ihm auszugießen. Immer und immer kehrt der Gedanke

wieder, wie ein unendliches Füllhorn ergießt diese einzige Quelle, dieser immer von neuem schwingende Rhythmus die zahlreichen schwermütigen Verse. Ich will deshalb die einzelnen Zitate an dieser Stelle nicht häufen. Sie würden das Gesamtbild nur trüben, nicht gestalten helfen. Aber eine Stelle will ich hervorheben, wo die große, verblüffende Sicherheit, mit der sich ihm sein nahes Ende darstellte, heute erschütternd und atembeklemmend wirkt. Sie findet sich in dem Gedicht „Es rinnen rote Quellen um mein gesegnet Haus“. Es heißt dort weiter: „Es tränkt ein schwarzer Reiter sein schwarzes Roß daraus. Er lehnt schon hundert Jahre vor meinem runden Tor; die Zeit wird ihm nicht lange, ich komme nie hervor. — Es braucht nur dreier Schritte, so kann ich bei ihm stehn, — so kann ich mit ihm reiten, wie meine Wünsche gehn. — Das ist so schön zu wissen! Ich sag' es tausendmal: ‚Es wartet einer draußen' — und bleibe doch im Saal.“ — Dieses Gedicht aber schrieb er im Winter 1902. —

Er war also ein Einsamer — so schmerzlich es ist, dies sagen zu müssen. Durch alle diese Gedichte flutet dieses Bewußtsein des Einsamseins. Er tritt unter seine Freunde und denkt: „Seht doch, meine arme Seele — sie bebt und wartet. Aber niemand sah — und also sprachen sie von andern Dingen.“ Sein Franciscus kommt zur Erkenntnis, daß „das Leben so einsam ist, wie keiner sich getraut, es auszusprechen, auszudenken gar, er stürbe denn in seiner nächsten Stunde“. Und sein Franciscus jubelt, als ihm Eusebius, der geliebte Jüngling, mit leiser Hand die Wange

berührt: „So ist es gut — wie gut! Wie ist es gut, zuletzt noch eines Kindes Kind zu sein! — Sie wußten's alle nicht: ein Kind war in mir — und rief und bat, sie möchten es erlösen, — sie aber hörten nicht und wagten nicht, mir sacht das Haar zu streichen und die Wange, wie sie einander taten Tag um Tag .... Ich hatt' ein armes, ganz geringes Herz — ich war ein Kind, sie alle wußten's nicht." — Dieser Sehnsuchtsschrei des armen Kindes tönt uns heute ergreifend ins Ohr. — So war dem Einsamen ein frühes Ende nichts Außergewöhnliches. Daß großen Schmerz und große Trauer zu erleben, für Menschen seines Schlages das Glück bedeute, war ein oft wiederholtes Glaubensbekenntnis: „Dem Schmerze glaube Du, der Schmerz ist Glück, o Seele meiner Seele, sei getreu." Dies ist auch der Klang der Tagebuchaufzeichnung vom 24. April (S. 395). Und zu Beatrix betet der Sänger:

O Schwester, hebe deinen sanften Finger
von meiner Schulter, einsam mich zu lassen,
und mühe nicht um mein gesenktes Haupt.
Ich wandle ferne Euerm Blühn und Leben.
Denn also ist das Zeichen meiner Stirne:
„Dein Glück soll eine große Trauer sein".

Aus dieser Erkenntnis sich ein Lebensgesetz zu bilden, gebot seine Natur. Ich habe schon vorhin gelegentlich betont, daß er *erleben wollte*. Er wollte dies ganz bewußt. Auskosten mit vollen Sinnen, genießen, was ihm genießenswert erschien. „Aus jedem goldnen Becher sollst du schlürfen den Trank, den jede goldne Stunde reicht",

schrieb er einmal als Motto auf eine kleine Gedichtsammlung. So lebte er denn auch mit einer Intensität, der man nicht leicht zum zweiten Male begegnet. Er trank mit vollen gierigen Zügen aus jedem Becher, den ihm die Freude oder der Schmerz reichten. Wühlte sich tief in jedes einzelne Erlebnis hinein, um auch des letzten Tropfens teilhaftig zu werden, selbst wenn er noch so bitter war. So erweiterte sich ihm jeder konkrete Einzelfall typisch in so ungeheurer Weise, daß er in seinem jungen Leben einen unglaublichen Reichtum an Erfahrungen in sich versammelte. Ihm war dies Lebensnotwendigkeit. Denn er mußte fertig werden, so gut es ging. Unter diesem Gesichtspunkt übrigens betrieb er nicht nur Großes und Wichtiges. Auch unscheinbarere, ihm aber erlebenswert scheinende Dinge mußten auf diese Weise erlebt und genossen werden. Bezeichnend schien mir hier immer vor allem seine Freiburger Studentenzeit. Innerlich allem Derartigen so abgewandt wie kein anderer, war er äußerlich auch als Freiburger Student ein „Imbutus“. Er trat sogar einer farbentragenden Verbindung nahe, und es reizte ihn, es zu einer Forderung auf studentische Waffen kommen zu lassen. Dergleichen wollte eben im Augenblick erlebt sein. — Auch ein zweites Ereignis gehört hierher. Im Sommer 1903 reiste er mit einem Verwandten ins Berner Oberland. Hier waren die Alpen zu erleben, die sich ihm in gewaltigster Weise offenbarten. Aber er ging noch weiter. Er wagte auf eigene Faust eine tollkühne Kletterei voll Lebensgefahr bei Grindelwald. Nicht etwa, um sein Leben in die Schanze zu schlagen, sondern um auch

hier das Gegenständliche auszukosten. Er war im kleinen wie im großen so. So schrieb er denn auch — wie immer sehr bewußt — am 30. Januar folgendes in sein Tagebuch: „Das Schnell- oder Langsamleben wird nicht bloß im Auskosten der Zeit, sondern auch im Versäumen derselben offenbar: ein schnell lebender Mensch hat in der gleichen Zeit mehr versäumt als ein langsam lebender; und wenn es gelten sollte, nach drei verlorenen Jahren noch einmal von vorn anzufangen, so wird der eine das wohl können, der andere nicht. Das Tempo des Lebens nämlich findet in bezug auf Versäumtes Ausdruck in einem mehr oder minder starken bösen Gewissen; bei schnell lebenden Menschen wird sich schon nach einer geringen Spanne versäumter Zeit das Gewissen zu einer so lähmenden Macht auswachsen, daß der Betreffende mutlos vor dem nochmaligen Beginn zurückweicht, während von außen, nach der absoluten Zeit beurteilt, gar nichts oder sehr wenig verloren scheint. — Man darf infolgedessen nie zu einem sagen: „Du bist erst 25 Jahre, du bist noch jung": betrifft es einen Menschen, der wegen raschen Lebenstempos zu 18 hätte so weit sein müssen, wie er erst zu 20 ist, wenn auch das normale Alter für Erreichung dieses Lebenspunktes 22 Jahre sind, so hat er dennoch versäumt . . . .
Es ist nie jemand absolut jung oder alt in Beziehung auf sein erreichtes Lebensziel; ein Maßstab kann nur aus der Verbindung des objektiv Erreichten mit dem Tempo seines Lebens gewonnen werden." — So sehr wurde ihm sein eigenes Leben zum Gegenstand. Er war ein Romantiker. —

Man kann sich dies alles heute noch so klar zurechtlegen — und doch geht auf diese Weise die Rechnung seines Lebens nicht auf. Tief in seinem Innern mag das Bewußtsein des frühen Endes gelebt, mag auch mitgeholfen haben, den Inhalt dieses Lebens und seiner zu sammelnden Erfahrungen zu bestimmen und auszugestalten, aber mehr zu sagen wäre Unrecht und Unwahrheit. Er war trotz aller Melancholie, wie sie in seinen Versen vielfach zutage tritt, im Leben und im Verkehr ein im Grunde seiner Seele fröhlicher und heiterer Mensch, der oft lustig und ausgelassen sein, aus dessen Munde ein befreites und herzliches Kinderlachen schallen, der auf die drolligsten Einfälle, Neckereien und originellsten Streiche verfallen, Tischlieder und Gelegenheitsgedichte verfassen und unter den Fröhlichen der Tollsten einer sein konnte — geselligem Beieinandersein nichts weniger als abgeneigt. Ihm war alles Spezifische und Besondere, jedes Zurschautragen romantischen Wesens in tiefster Seele zuwider, er haßte die „künstlerische“ Aufmachung, suchte nicht auf, ja mied sogar den Verkehr mit Künstlern, nahm, wo er liebte, an den alltäglichsten Ereignissen teil, ordnete sich einem Verein für Kunst und Wissenschaft ein, dem er ein überaus rühriges, eifriges und intensives Mitglied wurde, hörte mit offenen Sinnen den Ausführungen anderer zu, verabscheute alle Selbstbespiegelung und ließ die Quelle seiner *gestaltenden* Schwermut nur fließen, wenn er allein war und in den Nächten, die es ihm überhaupt angetan hatten. So ist es unmöglich zu behaupten, daß ihm das frühe Ende ständig vor Augen und Seele war. Keineswegs.

Er brauchte solche Sporen nicht. Denn ihm lebten zwei weit gewaltigere lebenbildende Faktoren: ein mächtig, aber auch ruhelos vorwärtstreibender Intellekt und eine gleich machtvolle, ungebändigte Phantasie. Dies waren die Götter, denen er unbewußt opferte, die ihn ganz besaßen und denen wir ihn, den wir verloren haben, verdanken. Dazu kommt noch ein äußerer, auf das Vorige zurückweisender Umstand: gerade in seinem letzten Lebensjahr, das mit der letzten Periode seiner Entwickelung zusammenfällt, schien es, als ob — wie oben schon betont — trotz der von ihm als solcher empfundenen Niederlage auf dem Gebiet des juristischen Berufes der Gedanke an ein frühzeitiges Scheiden zurückgetreten wäre. Wir sahen, daß er im Januar 1904 das Tagebuch „als eine für viele Jahre begonnene Unternehmung" anlegte, sahen, was er sich vornahm (s. o. S. 9). In diesem Jahre vollendet er nahezu seinen einzigen großen Roman, schreibt er den Franciscus, sein reifstes großes Werk und Glaubensbekenntnis, zu Ende, dessen Held sich durchringt zu neuem Leben, „in großem Herzeleide rein erschaffen". — „Die Seele nicht, die Nacht in deiner Seele spricht noch von Tod — Licht helfe dir zum Leben," sagt Eusebius zu ihm. „Den schwersten Tag, ihn rangen wir zu Boden, — in Morgenröte starb er — drum getrost!" — In dieses Jahr vor allem fällt eine fieberhafte wissenschaftliche und philosophische Tätigkeit, die ihn in außerordentlicher Weise bereichert hat. Von ihr muß jetzt gesprochen werden. Doch ist zuvor ein kurzer zusammenhängender Überblick über das Ganze seiner Entwickelung und seiner geistigen Beschaffenheit geboten.

Diese Entwickelung hat, wie man sich nach dem Vorangeschickten denken kann, einen rapiden Verlauf genommen. Walter Calé ist im Sturmschritt zu ganz reifen Leistungen vorgedrungen, die in ihrer Art zweifellos den Abschluß bestimmter Entwickelungsreihen bedeuten. Dies kann ich sagen, ohne damit ein Urteil über den inneren Wert dieser Leistungen selbst abzugeben. Ich habe von dem Erhaltenen hierbei den Franciscus, die letzten Gedichte aus dem Jahre 1904 und vieles aus dem Tagebuch im Auge. Was an philosophischem, ästhetischem und sonstigem wissenschaftlichen Material vernichtet worden ist, gehört fast vollständig ebenfalls hierher. Sein letztes Lebensjahr brachte diese Ausreifung. — Ihm ging eine Reihe von Jahren voran, die im wesentlichen ausgefüllt waren von der Betätigung des wachsenden und seiner Art sich immer bewußter werdenden dichterischen Talents. Aus dieser Zeit (1900—1903) stammt die große Menge seiner Gedichte. In diesen Jahren schrieb er den umfangreichen Roman „Professor Elias Pistozelius und sein Haus," unter Freiburger Eindrücken. In dieser Zeit schrieb er auch den ganzen dreiaktigen „Franciscus", den er nachher vernichtete; doch gehört die Neuschaffung des letzten Aktes — die vorangehenden hat er nicht noch einmal geschrieben — der letzten Lebenszeit an (siehe oben). — Die Jahre 1896—1899 schließlich möchte ich als diejenigen seines erwachenden Talents bezeichnen. In einem Silvestergedicht an das scheidende Jahr 1896 dankt er ihm, weil es ihn das Dichten gelehrt habe. Aus diesem Jahr rühren, von ganz kindlichen Versuchen abgesehen, die ersten

stammelnden Verse her. Reiferes bringen erst die Versuche aus den Jahren 1898 und 1899. Gar manches ist überaus talentvoll. Die allermeisten Gedichte sind von Naturstimmungen gesättigt; es finden sich viele schöne ausdrucksvolle Bilder; doch durchzieht natürlich ein durchaus sentimentalischer Zug die meisten Lieder. Es finden sich auch kleine, zum Teil noch unbeholfene novellistische und dramatische Versuche. Aber ein — leider vernichtetes — Artus-Drama, „Klingsor", des Siebzehnjährigen verriet doch schon mehr als gewöhnliche Begabung. So reichen also die beachtenswerten Anfänge bis in sein 14. und 15. Lebensjahr zurück. Und jetzt erkennt man gewiß, wen er mit seinen Worten über das Tempo des Lebens im Auge gehabt hat. Wollte oder mußte der Einundzwanzigjährige den Franciscus schreiben, so mußte allerdings der Neunzehnjährige den psychologischen Roman des Professors Pistozelius beginnen. Es hieß eben: fertig werden.

Die Auslese aber, die das vorliegende Buch bringt, gewährt nur in einen Teil seines Könnens, Wissens, seiner Art und seiner Persönlichkeit Einblick. Wer ihn nicht gekannt hat, dem ist nur schwer eine Vorstellung von dem eigenartigen Phänomen dieses von kühn segelnder Phantasie beflügelten mächtigen Intellekts zu geben, der in gleichem Maße in die Tiefe wie in die Breite ging und gleichsam in allen, aber auch in allen Sätteln gerecht schien. Dieses Phänomen offenbarte sich einem in all seinem leuchtenden Glanze nur im persönlichsten Gespräch, beim intimen Zusammensein. Hier durfte er sich ganz geben, ohne befürchten

zu müssen, lediglich als ein Außergewöhnlicher von Verständnislosen angestaunt zu werden. Hier wurde man dann des seltsamen Blütenwunders dieses Geistes Zeuge und Genießer. Mit unheimlicher Schnelligkeit erfaßte und verarbeitete dieser Intellekt das Kleinste und Größte, tauchte ein, wühlte sich hinein und tauchte, schatzbeladen, wieder auf. Was auf diese Weise gefunden ward, diente aber nicht als Ruhepunkt. Es wurde Ausgangspunkt für neue Entdeckungsreisen. Auch diese wurden mit der Schnelligkeit des Gedankens zurückgelegt und führten in neue Höhen und Weiten. Und wieder legten die Ergebnisse Zeugnis davon ab. So arbeitete es in ihm rastlos. Von Gipfeln zu Gipfeln hinüber. Unaufhaltsam. Völlig ungesucht flossen ihm hierbei die eigenartigsten Wendungen, die originellsten Begriffe von absoluter Schlagkraft. Kaum war das kostbare Metall gefunden, so war es auch geprägt, und nur die unendliche Fülle solcher lukullischen Gastmähler bewirkte, daß man bisweilen nicht sicher war, ob die Form oder der Inhalt größere Bewunderung verdiente. Selbstverständlich gelang es ihm auf diese Weise, dieser überragenden Intellektualität überall den überragenden Einfluß zu verschaffen, da, kann man sagen, ihm ein Begabterer wohl kaum begegnet ist. Aber für die ihm im tiefsten Grunde seines Herzens bescherte Bescheidenheit ist es bezeichnend genug, daß er — namentlich in seiner reifsten Zeit — mit besonderer Vorliebe gerade immer solche Menschen aufsuchte, die ihm Widerstand oder Zweifel oder auf irgend einem Gebiet ein überlegenes Können, Wissen oder Leistungen

entgegensetzten, wovor er sich dann gern und willig beugte, sofort geneigt, nicht nur anzuerkennen, sondern eher bereit, in ganz wesentlicher Weise zu überschätzen, — alles dies, ohne daß auch nur jemals die leiseste Neidesregung irgendwie diese ganz reinen kindlichen Empfindungen verdunkelt hätte. Hierdurch gerade wurde er so liebenswert. Bewirkte es doch, daß auch der andere sich innig seines Leuchtens und Blühens freuen konnte, von ihm unmerklich in der Ansicht bestärkt, daß die Bedingungen auf beiden Seiten gleiche wären, daß nicht mehr empfangen als gegeben würde. Ich glaube, nicht oft im Leben begegnet man solcher kindlichen Herzensreinheit bei Menschen von der Geistesmächtigkeit unseres Toten.

Wenn man sich heute — wie man es auch wohl schon bei seinen Lebzeiten tat — die Frage vorlegt, wie es geschah, daß sich der Zweiundzwanzigjährige diese von anderen nach Umfang und Inhalt nur ahnungsweise abschätzbare Fülle positiven Wissens aneignen konnte, so ist heute — wie damals — eine befriedigende Antwort nicht zu finden. Denn er war im Grunde ein Mensch, den man kaum richtig arbeiten sah. Es gab für ihn keinen Stoff, keine Arbeit, keine Lektüre, die er nicht ohne Bedenken beiseite warf, wenn irgend ein persönliches Erlebnis ihn forderte oder zu fordern schien. Und solche persönlichen Erlebnisse forderten keinen Menschen häufiger als ihn, der sie sich selber ungezählt unter typischen Gesichtspunkten schuf. Irgend eine Verabredung, irgend ein Zusammensein war ihm wesentlicher als seine wichtigste Arbeit. Mit feinem Wort sagte re einmal zu mir: „Ich habe immer zu tun; ich muß aber

nie arbeiten." Wie war es ihm dennoch — rein physisch — möglich, sich diese Wissensfülle zu erobern? Denn es gab in der Tat kein Gebiet, das ihm ganz fremd war. Dagegen schien es auf den Gebieten der Geschichte, Literatur und Kunstgeschichte, der Philosophie und zahlreicher Hilfs- und Nebenwissenschaften nur wenig zu geben, das er nicht wußte. Damit verband er ein geradezu fabelhaftes allgemeines Wissen, ein unheimliches Gedächtnis und eine universale Bildung auf allen Gebieten. Es kam vor, daß er auf irgend einem entlegenen Arbeitsfelde Fachleute in Erstaunen setzte. Und wo er irgend etwas vielleicht nicht kannte, da schien es, als ob es ihm in jedem Augenblick gegenwärtig werden könnte, sobald er seinen Intellekt darauf richtete. Er selbst verglich gern und oft sein Gedächtnis mit einer Kommode mit einzelnen Schubladen, die er nur aufzuziehen brauchte, um das Notwendige herausnehmen zu können. Die nicht zu schildernde Schnelligkeit, mit der er alles innerlich verarbeitete, bewirkte, daß oft nicht zu unterscheiden war, ob er all das, was er aussprach, als geistig längst erworbenes Eigentum bei sich trug, oder ob er es sich eben erst erobert hatte. — Wie also kam ihm diese Wissensfülle? — Er las. — Gewiß! — Er las in allen freien Stunden, noch mehr: in jeder freien Minute. Auf allen Wegen und Fahrten. In den Nächten bis in die dämmernden Morgen hinein. Er las — las — und las. Dennoch: ich erwähnte, wie viel Zeit er profanen Dingen widmete. Dazu pflog er eine Korrespondenz, die zeitweise einen außerordentlichen Umfang annahm. Er führte (auch schon in früheren

Jahren) Tagebücher, er hörte zahllose Vorträge und Kollegs. Vor allem aber entfaltete er doch eine außerordentliche schöpferische Tätigkeit, von der das vorliegende Buch ja nur eine teilweise Vorstellung gibt und noch unten einige zusammenhängende Worte zu sagen bleiben. So ist also das Rätsel dieser Wissensfülle mit der Tatsache einer eifrig betriebenen Lektüre und dem brennenden faustischen Eifer, alles zu erfahren, allein nicht zu lösen. Es handelt sich hier wohl um etwas viel Tieferes. Ihm muß eine ganz eigenartige und ungewöhnliche Gabe eigen gewesen sein, intuitiv die Dinge zu erfassen. Wie im Gespräch die Entzündung eines Gedankens, die Berührung eines Gesichtspunkts genügte, um zehn andere aufflammen zu lassen, so las er auch die wissenschaftlichen und philosophischen Werke. Sein Geist verrichtete hier keineswegs auch nur vorzugsweise reproduktive Arbeit, sondern war fieberisch schöpferisch tätig. Die in dem Werke angerührten Gedankenreihen entwickelte er sich, soweit irgend angängig, selbst weiter. In demselben Augenblick, wo er auf diese Weise Schüler des Autors wurde, ward er auch Meister des Stoffs. Logische oder gedankliche Schwierigkeiten stellten sich ihm nicht in den Weg. Über alle Widerstände flog er nur so hin. Eine wirklich „schwere“ oder anstrengende Lektüre gab es für ihn nicht. So las er Werke, zu deren Bewältigung andere vielleicht Monate oder noch längere Zeiträume brauchen, buchstäblich in Tagen, Stunden. Ich glaube, daß es sich in dieser Kraft und Macht inneren Schauens und intuitiven Erfassens, die ihm die lange Beschäftigung mit den

Dingen ersetzte, um ein eigenartiges Phänomen handelt, dessen eindringliche Erforschung besonderen Wissensgebieten angehört. Walter Calé muß dies selbst erkannt oder geahnt haben. Er hat zwar niemals darüber gesprochen, aber in seinem letzten Lebensjahr acht Zeilen gedichtet, die mir wunderbar an das Wesen des Phänomens zu rühren scheinen. Ich meine das kleine Gedicht „Der Denker", das ich des besonderen Zusammenhanges wegen noch einmal hierher setzen will:

Was sich in Zeiten je begeben,
hab' ich vor aller Zeit gewußt:
es springt der Quell von allem Leben
geheimnisvoll aus meiner Brust.
Und als ich in der Schrift gelesen,
erlas ich nur, was ich schon bin;
in Finsternis sind alle Wesen,
doch ich das Licht und ich der Sinn.

Er hat diese Verse zweifellos nicht auf sich bezogen, wohl aber ihren Inhalt an sich erfahren. Und sie passen auf ihn. Geheimnisvolle Quellen absoluten Wissens sprangen in seiner Brust als eingeborene Besitztümer. Darüber hinaus vermag ich keine befriedigenden Erklärungen für die Universalität des Zweiundzwanzigjährigen zu geben.

Ich sagte, das vorliegende Buch gebe nur einen teilweisen Einblick in das Können und die Art unseres Freundes. Eine völlig richtige Vorstellung von dem Ganzen hatte wohl auch zu seinen Lebzeiten keiner. Dazu hätte es

der intimen Kenntnis seiner im letzten Lebensjahre begonnenen mannigfachen wissenschaftlichen Arbeiten bedurft. Diese aber reiften viel zu schnell heran und wurden viel zu schnell von ihm wieder mitgenommen ins Dunkel, als daß nach seiner Art, seine Freunde und Bekannten von seinen Angelegenheiten zu unterrichten, diese mehr als ungefähre Vorstellungen hätten erhalten können. Aber eilte es denn auch? Weshalb ihn drängen und gewaltsam hinter Vorhänge dringen, die Begonnenes lieber verbergen wollten? Er arbeitete ja so schnell und fieberhaft, daß er in kürzerer Zeit, als andere die Vorarbeiten bewältigen, zu einem Stadium der Arbeit gedieh, wo diese anderen auf sie als das in sich geschlossene Ergebnis langjähriger Tätigkeit mit Genugtuung hinweisen. Also schien es keine Eile zu haben. Um so weniger, als man noch immer ungewöhnlich viel sah und hörte.

Dem Verein, von dem ich oben gelegentlich sprach, war er im Frühjahr 1901 beigetreten. Die Aufzählung der Themata der von ihm an dieser Stätte gehaltenen Vorträge, mit der ich mich hier begnügen muß, trägt vielleicht ein wenig dazu bei, die oben gegebene, an sich ja unbeweisbare Schilderung zu unterstützen. Er sprach in mäßigen Zwischenräumen über die Hauptvertreter des spanischen Theaters, an zwei Abenden über System, Ethik, Ästhetik und Leben Plotins, demnächst über das Verhältnis der Probleme zu den Darstellungsformen in der redenden und bildenden Kunst, über romantische Ästhetik und über Peter Abälard. Er hielt also sechs große, umfassende,

mehr als anderthalbstündige Vorträge in den ungefähr vier Semestern, während welcher er in den drei Jahren seiner Mitgliedschaft im Verein sich betätigen konnte. Das allgemeine Werturteil der kritischen und gebildeten Zuhörer verschiedenen Alters und Berufes war immer das gleiche. Wunderbar und unerklärlich schienen die Fülle der Gedanken, der Reichtum der Kenntnisse, die Tiefe der Auffassung, die Eigenart der Darstellung und die Schönheit der Form, die sich dem Zuhörer offenbarten. Wunderbar und unerklärlich, weil man sich keine Antwort wußte auf die Frage: aus welcher Quelle kommt dieser Überfluß dem jungen Mann? Schien es doch, als ob ein abgeschlossenes und langes Leben sich mit ihm hätte begnügen können. — Von diesen Vorträgen und Ausarbeitungen, die alle auf das Sorgfältigste fundiert waren, ist nichts erhalten.

Ganz besonders schmerzlich ist der Verlust der Plotin-Vorträge. Denn sie waren bis ins Kleinste ausgearbeitet und gleichzeitig bestimmt, den wesentlichen Teil eines weitausgreifenden Werkes über die Neu-Platoniker zu bilden, das seinerseits wiederum als Inauguralschrift Verwendung finden sollte. In dieser Arbeit war er bereits mächtig vorgedrungen. Seine Art, wissenschaftlich zu produzieren und das Gefundene schriftlich niederzulegen, entsprach genau derjenigen, von der ich schon oben eine Vorstellung zu geben versuchte. Die Gedanken jagten einander und entzündeten sich gegenseitig. Die Einfälle überstürzten sich, immer von neuem Abwandelungen erleidend. Dabei ar-

beitete er mit der größten Gewissenhaftigkeit und geradezu philologischer Akribie. An dieser Genauigkeit und Gelehrtentreue hatte er eine bewußte Freude, die sehr tief in seinem ganzen Wesen wurzelte. Sie schien ihm wenigstens in etwas gegen das Überschäumende und Zügellos-Genialische seiner Anlage das Gleichgewicht zu bieten. Wie er sich innerlich durch Konventionen nur allzuwenig behindert fühlte und den gänzlichen Mangel bürgerlicher Anschauungen lebhaft empfand, wie er deshalb — innerlich allzusehr Künstler — äußerlich sie mied und floh, ja verachtete — so empfand er es doch mit Genugtuung, wenigstens auf wissenschaftlichem Gebiete, ohne sich besonderen Zwang antun zu müssen, das allgemein anerkannte Arbeitsgesetz der philologischen Gewissenhaftigkeit erfüllen zu können. So schwollen seine „Anmerkungen" in echt gelehrtenhafter Weise in beträchtlichem Maße an, sich da und dort zu selbständigen Arbeiten erheblicheren Umfanges ausweitend, und gern ließ er sich nach dieser Richtung scherzhafte Randbemerkungen gefallen. Wie viel von dieser Arbeit über die Neu-Platoniker bereits vorhanden war, läßt sich mit völliger Sicherheit nicht feststellen. Die Plotin betreffenden Teile, nach Umfang und Inhalt bereits über den Rahmen einer Doktorschrift weit hinausgehend, haben wir gekannt. Von anderem hat er uns einiges vorgelesen. Nach seinem Tagebuch (Aufzeichnung vom 31. Januar) hat er im Januar 1904 „ausschließlich am Proklos gearbeitet", — „ein unfruchtbares Beginnen", wie er hinzusetzt. Im Februar hat er „nach Beschluß des Proklos" . . . „die Ausarbeitung des Dio-

nysius Areopagita begonnen“ (29. Februar 1904). Danach muß ein außerordentliches Material beisammen gewesen sein. Die Literatur bot ihm, wie er gelegentlich erwähnte, so gut wie nichts, und er mußte sich, wie er sagte, eigene Wege bahnen. Übrigens sei erwähnt, daß er alle griechischen Werke fließend in der Ursprache las, die er völlig beherrschte und meisterhaft verstand.

Es scheint, als ob er über das im vorstehenden skizzierte Stadium seiner neuplatonischen Arbeit nicht vorgedrungen war. Er ließ sie wohl an der Stelle, wo es das Tagebuch andeutet, liegen und arbeitete bloß noch sporadisch an anderen philosophischen und ästhetischen Entwürfen. Ihn beschäftigten, wie die Tagebuchaufzeichnungen und mündliche Mitteilungen erkennen lassen, Probleme über Morallogik; auch wollte er einen „Aufbau des Intellekts“ schreiben; ferner erfüllten ihn soziologisch-ästhetische Gedankenreihen aller Art. Er warf diese Einfälle aufs Papier, wo sie sich jedoch alsbald in der geschilderten Weise zu selbständigen kleinen Abhandlungen auswuchsen. An solchen sammelte sich schnell ein reichliches Material. Doch war dies von einer systematischen Gliederung wohl noch weit entfernt.

Obwohl er natürlich seit vielen Jahren — wie alles, was ihn fesselte, — insbesondere auch Philosophie gelesen und getrieben und die Arbeit über die Neu-Platoniker schon als Student in den ersten Semestern begonnen hatte, so muß man doch sagen, daß erst sein letztes Jahr dasjenige seiner eigentlichen philosophischen Befruchtung war. Daß

stammelnden Verse her. Reiferes bringen erst die Versuche aus den Jahren 1898 und 1899. Gar manches ist überaus talentvoll. Die allermeisten Gedichte sind von Naturstimmungen gesättigt; es finden sich viele schöne ausdrucksvolle Bilder; doch durchzieht natürlich ein durchaus sentimentalischer Zug die meisten Lieder. Es finden sich auch kleine, zum Teil noch unbeholfene novellistische und dramatische Versuche. Aber ein — leider vernichtetes — Artus-Drama, „Klingsor", des Siebzehnjährigen verriet doch schon mehr als gewöhnliche Begabung. So reichen also die beachtenswerten Anfänge bis in sein 14. und 15. Lebensjahr zurück. Und jetzt erkennt man gewiß, wen er mit seinen Worten über das Tempo des Lebens im Auge gehabt hat. Wollte oder mußte der Einundzwanzigjährige den Franciscus schreiben, so mußte allerdings der Neunzehnjährige den psychologischen Roman des Professors Pistozelius beginnen. Es hieß eben: fertig werden.

Die Auslese aber, die das vorliegende Buch bringt, gewährt nur in einen Teil seines Könnens, Wissens, seiner Art und seiner Persönlichkeit Einblick. Wer ihn nicht gekannt hat, dem ist nur schwer eine Vorstellung von dem eigenartigen Phänomen dieses von kühn segelnder Phantasie beflügelten mächtigen Intellekts zu geben, der in gleichem Maße in die Tiefe wie in die Breite ging und gleichsam in allen, aber auch in allen Sätteln gerecht schien. Dieses Phänomen offenbarte sich einem in all seinem leuchtenden Glanze nur im persönlichsten Gespräch, beim intimen Zusammensein. Hier durfte er sich ganz geben, ohne befürchten

zu müssen, lediglich als ein Außergewöhnlicher von Verständnislosen angestaunt zu werden. Hier wurde man dann des seltsamen Blütenwunders dieses Geistes Zeuge und Genießer. Mit unheimlicher Schnelligkeit erfaßte und verarbeitete dieser Intellekt das Kleinste und Größte, tauchte ein, wühlte sich hinein und tauchte, schatzbeladen, wieder auf. Was auf diese Weise gefunden ward, diente aber nicht als Ruhepunkt. Es wurde Ausgangspunkt für neue Entdeckungsreisen. Auch diese wurden mit der Schnelligkeit des Gedankens zurückgelegt und führten in neue Höhen und Weiten. Und wieder legten die Ergebnisse Zeugnis davon ab. So arbeitete es in ihm rastlos. Von Gipfeln zu Gipfeln hinüber. Unaufhaltsam. Völlig ungesucht flossen ihm hierbei die eigenartigsten Wendungen, die originellsten Begriffe von absoluter Schlagkraft. Kaum war das kostbare Metall gefunden, so war es auch geprägt, und nur die unendliche Fülle solcher lukullischen Gastmähler bewirkte, daß man bisweilen nicht sicher war, ob die Form oder der Inhalt größere Bewunderung verdiente. Selbstverständlich gelang es ihm auf diese Weise, dieser überragenden Intellektualität überall den überragenden Einfluß zu verschaffen, da, kann man sagen, ihm ein Begabterer wohl kaum begegnet ist. Aber für die ihm im tiefsten Grunde seines Herzens bescherte Bescheidenheit ist es bezeichnend genug, daß er — namentlich in seiner reifsten Zeit — mit besonderer Vorliebe gerade immer solche Menschen aufsuchte, die ihm Widerstand oder Zweifel oder auf irgend einem Gebiet ein überlegenes Können, Wissen oder Leistungen

entgegensetzten, wovor er sich dann gern und willig beugte, sofort geneigt, nicht nur anzuerkennen, sondern eher bereit, in ganz wesentlicher Weise zu überschätzen, — alles dies, ohne daß auch nur jemals die leiseste Neidesregung irgendwie diese ganz reinen kindlichen Empfindungen verdunkelt hätte. Hierdurch gerade wurde er so liebenswert. Bewirkte es doch, daß auch der andere sich innig seines Leuchtens und Blühens freuen konnte, von ihm unmerklich in der Ansicht bestärkt, daß die Bedingungen auf beiden Seiten gleiche wären, daß nicht mehr empfangen als gegeben würde. Ich glaube, nicht oft im Leben begegnet man solcher kindlichen Herzensreinheit bei Menschen von der Geistesmächtigkeit unseres Toten.

Wenn man sich heute — wie man es auch wohl schon bei seinen Lebzeiten tat — die Frage vorlegt, wie es geschah, daß sich der Zweiundzwanzigjährige diese von anderen nach Umfang und Inhalt nur ahnungsweise abschätzbare Fülle positiven Wissens aneignen konnte, so ist heute — wie damals — eine befriedigende Antwort nicht zu finden. Denn er war im Grunde ein Mensch, den man kaum richtig arbeiten sah. Es gab für ihn keinen Stoff, keine Arbeit, keine Lektüre, die er nicht ohne Bedenken beiseite warf, wenn irgend ein persönliches Erlebnis ihn forderte oder zu fordern schien. Und solche persönlichen Erlebnisse forderten keinen Menschen häufiger als ihn, der sie sich selber ungezählt unter typischen Gesichtspunkten schuf. Irgend eine Verabredung, irgend ein Zusammensein war ihm wesentlicher als seine wichtigste Arbeit. Mit feinem Wort sagte re einmal zu mir: „Ich habe immer zu tun; ich muß aber

nie arbeiten." Wie war es ihm dennoch — rein physisch — möglich, sich diese Wissensfülle zu erobern? Denn es gab in der Tat kein Gebiet, das ihm ganz fremd war. Dagegen schien es auf den Gebieten der Geschichte, Literatur und Kunstgeschichte, der Philosophie und zahlreicher Hilfs- und Nebenwissenschaften nur wenig zu geben, das er nicht wußte. Damit verband er ein geradezu fabelhaftes allgemeines Wissen, ein unheimliches Gedächtnis und eine universale Bildung auf allen Gebieten. Es kam vor, daß er auf irgend einem entlegenen Arbeitsfelde Fachleute in Erstaunen setzte. Und wo er irgend etwas vielleicht nicht kannte, da schien es, als ob es ihm in jedem Augenblick gegenwärtig werden könnte, sobald er seinen Intellekt darauf richtete. Er selbst verglich gern und oft sein Gedächtnis mit einer Kommode mit einzelnen Schubladen, die er nur aufzuziehen brauchte, um das Notwendige herausnehmen zu können. Die nicht zu schildernde Schnelligkeit, mit der er alles innerlich verarbeitete, bewirkte, daß oft nicht zu unterscheiden war, ob er all das, was er aussprach, als geistig längst erworbenes Eigentum bei sich trug, oder ob er es sich eben erst erobert hatte. — Wie also kam ihm diese Wissensfülle? — Er las. — Gewiß! — Er las in allen freien Stunden, noch mehr: in jeder freien Minute. Auf allen Wegen und Fahrten. In den Nächten bis in die dämmernden Morgen hinein. Er las — las — und las. Dennoch: ich erwähnte, wie viel Zeit er profanen Dingen widmete. Dazu pflog er eine Korrespondenz, die zeitweise einen außerordentlichen Umfang annahm. Er führte (auch schon in früheren

Jahren) Tagebücher, er hörte zahllose Vorträge und Kollegs. Vor allem aber entfaltete er doch eine außerordentliche schöpferische Tätigkeit, von der das vorliegende Buch ja nur eine teilweise Vorstellung gibt und noch unten einige zusammenhängende Worte zu sagen bleiben. So ist also das Rätsel dieser Wissensfülle mit der Tatsache einer eifrig betriebenen Lektüre und dem brennenden faustischen Eifer, alles zu erfahren, allein nicht zu lösen. Es handelt sich hier wohl um etwas viel Tieferes. Ihm muß eine ganz eigenartige und ungewöhnliche Gabe eigen gewesen sein, intuitiv die Dinge zu erfassen. Wie im Gespräch die Entzündung eines Gedankens, die Berührung eines Gesichtspunkts genügte, um zehn andere aufflammen zu lassen, so las er auch die wissenschaftlichen und philosophischen Werke. Sein Geist verrichtete hier keineswegs auch nur vorzugsweise reproduktive Arbeit, sondern war fieberisch schöpferisch tätig. Die in dem Werke angerührten Gedankenreihen entwickelte er sich, soweit irgend angängig, selbst weiter. In demselben Augenblick, wo er auf diese Weise Schüler des Autors wurde, ward er auch Meister des Stoffs. Logische oder gedankliche Schwierigkeiten stellten sich ihm nicht in den Weg. Über alle Widerstände flog er nur so hin. Eine wirklich „schwere" oder anstrengende Lektüre gab es für ihn nicht. So las er Werke, zu deren Bewältigung andere vielleicht Monate oder noch längere Zeiträume brauchen, buchstäblich in Tagen, Stunden. Ich glaube, daß es sich in dieser Kraft und Macht inneren Schauens und intuitiven Erfassens, die ihm die lange Beschäftigung mit den

[illegible] handelt, [illegible] [illegible] haben. [illegible] Ich meine das [illegible] Gedicht „Der [illegible]“, das ich des besonderen Zusammenhanges wegen [illegible] hierher setzen will.

> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible] aus meiner Brust.
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]
> doch ich das Licht [illegible] ich der [illegible]

Er hat diese Verse zweifellos nicht auf sich bezogen, wohl aber ihren Inhalt an sich erfahren. Und sie passen auf ihn. Geheimnisvolle Quellen absoluten Wissens sprangen in seiner Brust als eingeborene Besitztümer. Darüber hinaus vermag ich keine befriedigenden Erklärungen für die Universalität des Zweiundzwanzigjährigen zu geben.

Ich sagte, das vorliegende Buch gebe nur einen teilweisen Einblick in das Können und die Art unseres Freundes. Eine völlig richtige Vorstellung von dem Ganzen hatte wohl auch zu seinen Lebzeiten keiner. Dazu hätte es

der intimen Kenntnis seiner im letzten Lebensjahre begonnenen mannigfachen wissenschaftlichen Arbeiten bedurft. Diese aber reiften viel zu schnell heran und wurden viel zu schnell von ihm wieder mitgenommen ins Dunkel, als daß nach seiner Art, seine Freunde und Bekannten von seinen Angelegenheiten zu unterrichten, diese mehr als ungefähre Vorstellungen hätten erhalten können. Aber eilte es denn auch? Weshalb ihn drängen und gewaltsam hinter Vorhänge dringen, die Begonnenes lieber verbergen wollten? Er arbeitete ja so schnell und fieberhaft, daß er in kürzerer Zeit, als andere die Vorarbeiten bewältigen, zu einem Stadium der Arbeit gedieh, wo diese anderen auf sie als das in sich geschlossene Ergebnis langjähriger Tätigkeit mit Genugtuung hinweisen. Also schien es keine Eile zu haben. Um so weniger, als man noch immer ungewöhnlich viel sah und hörte.

Dem Verein, von dem ich oben gelegentlich sprach, war er im Frühjahr 1901 beigetreten. Die Aufzählung der Themata der von ihm an dieser Stätte gehaltenen Vorträge, mit der ich mich hier begnügen muß, trägt vielleicht ein wenig dazu bei, die oben gegebene, an sich ja unbeweisbare Schilderung zu unterstützen. Er sprach in mäßigen Zwischenräumen über die Hauptvertreter des spanischen Theaters, an zwei Abenden über System, Ethik, Ästhetik und Leben Plotins, demnächst über das Verhältnis der Probleme zu den Darstellungsformen in der redenden und bildenden Kunst, über romantische Ästhetik und über Peter Abälard. Er hielt also sechs große, umfassende,

mehr als anderthalbstündige Vorträge in den ungefähr vier Semestern, während welcher er in den drei Jahren seiner Mitgliedschaft im Verein sich betätigen konnte. Das allgemeine Werturteil der kritischen und gebildeten Zuhörer verschiedenen Alters und Berufes war immer das gleiche. Wunderbar und unerklärlich schienen die Fülle der Gedanken, der Reichtum der Kenntnisse, die Tiefe der Auffassung, die Eigenart der Darstellung und die Schönheit der Form, die sich dem Zuhörer offenbarten. Wunderbar und unerklärlich, weil man sich keine Antwort wußte auf die Frage: aus welcher Quelle kommt dieser Überfluß dem jungen Mann? Schien es doch, als ob ein abgeschlossenes und langes Leben sich mit ihm hätte begnügen können. — Von diesen Vorträgen und Ausarbeitungen, die alle auf das Sorgfältigste fundiert waren, ist nichts erhalten.

Ganz besonders schmerzlich ist der Verlust der Plotin-Vorträge. Denn sie waren bis ins Kleinste ausgearbeitet und gleichzeitig bestimmt, den wesentlichen Teil eines weitausgreifenden Werkes über die Neu-Platoniker zu bilden, das seinerseits wiederum als Inauguralschrift Verwendung finden sollte. In dieser Arbeit war er bereits mächtig vorgedrungen. Seine Art, wissenschaftlich zu produzieren und das Gefundene schriftlich niederzulegen, entsprach genau derjenigen, von der ich schon oben eine Vorstellung zu geben versuchte. Die Gedanken jagten einander und entzündeten sich gegenseitig. Die Einfälle überstürzten sich, immer von neuem Abwandelungen erleidend. Dabei ar-

beitete er mit der größten Gewissenhaftigkeit und geradezu philologischer Akribie. An dieser Genauigkeit und Gelehrtentreue hatte er eine bewußte Freude, die sehr tief in seinem ganzen Wesen wurzelte. Sie schien ihm wenigstens in etwas gegen das Überschäumende und Zügellos-Genialische seiner Anlage das Gleichgewicht zu bieten. Wie er sich innerlich durch Konventionen nur allzuwenig behindert fühlte und den gänzlichen Mangel bürgerlicher Anschauungen lebhaft empfand, wie er deshalb — innerlich allzusehr Künstler — äußerlich sie mied und floh, ja verachtete — so empfand er es doch mit Genugtuung, wenigstens auf wissenschaftlichem Gebiete, ohne sich besonderen Zwang antun zu müssen, das allgemein anerkannte Arbeitsgesetz der philologischen Gewissenhaftigkeit erfüllen zu können. So schwollen seine „Anmerkungen" in echt gelehrtenhafter Weise in beträchtlichem Maße an, sich da und dort zu selbständigen Arbeiten erheblicheren Umfanges ausweitend, und gern ließ er sich nach dieser Richtung scherzhafte Randbemerkungen gefallen. Wie viel von dieser Arbeit über die Neu-Platoniker bereits vorhanden war, läßt sich mit völliger Sicherheit nicht feststellen. Die Plotin betreffenden Teile, nach Umfang und Inhalt bereits über den Rahmen einer Doktorschrift weit hinausgehend, haben wir gekannt. Von anderem hat er uns einiges vorgelesen. Nach seinem Tagebuch (Aufzeichnung vom 31. Januar) hat er im Januar 1904 „ausschließlich am Proklos gearbeitet", — „ein unfruchtbares Beginnen", wie er hinzusetzt. Im Februar hat er „nach Beschluß des Proklos" . . . „die Ausarbeitung des Dio-

nysius Areopagita begonnen" (29. Februar 1904). Danach muß ein außerordentliches Material beisammen gewesen sein. Die Literatur bei ihm, wie er gelegentlich erwähnte, so gut wie nichts, und er mußte sich, wie er sagte eigene Wege bahnen. Übrigens sei erwähnt, daß er alle griechischen Werke fließend in der Ursprache las, die er völlig beherrschte und meisterhaft verstand.

Es scheint, als ob er über das im vorstehenden skizzierte Stadium seiner neuplatonischen Arbeit nicht vorgedrungen war. Er ließ sie wohl an der Stelle, wo es das Tagebuch andeutet, liegen und arbeitete bloß noch sporadisch an anderen philosophischen und ästhetischen Entwürfen. Ihn beschäftigten, wie die Tagebuchaufzeichnungen und mündliche Mitteilungen erkennen lassen, Probleme über Morallogik; auch wollte er einen „Aufbau des Intellekts" schreiben; ferner erfüllten ihn soziologisch-ästhetische Gedankenreihen aller Art. Er warf diese Einfälle aufs Papier, wo sie sich jedoch alsbald in der geschilderten Weise zu selbständigen kleinen Abhandlungen auswuchsen. An solchen sammelte sich schnell ein reichliches Material. Doch war dies von einer systematischen Gliederung wohl noch weit entfernt.

Obwohl er natürlich seit vielen Jahren — wie alles, was ihn fesselte, — insbesondere auch Philosophie gelesen und getrieben und die Arbeit über die Neu-Platoniker schon als Student in den ersten Semestern begonnen hatte, so muß man doch sagen, daß erst sein letztes Jahr dasjenige seiner eigentlichen philosophischen Befruchtung war. Daß

wie rasch er die Fülle des in ihr liegenden Stoffes bezwang, wie seine dichterische Phantasie die in der Darstellung getrennt liegenden Teile früherer Systeme in ein lebendiges Spiel der Gedanken umsetzte und ihre Harmonien empfand.

Ohne sein Denken durch die überlieferten Schulbegriffe festlegen zu wollen, läßt sich doch seine Richtung dahin bestimmen, daß er um eine erkenntnistheoretische Wertung und Verwertung des Gefühles, der Erlebnisse des eigenen Innern gegenüber der Außenwelt rang. So fühlte er sich zu den Neu-Platonikern hingezogen, ihnen hat er eine mühevolle, leider vernichtete Arbeit gewidmet. Er lebte in sich den ahnungsvollen Zwischenzustand der an die letzten Geheimnisse rührenden Seelen, die den gewaltigen Strom ihres Innenlebens einfließen lassen in das Alleben, es durchglühend mit dem heißen Atem ihrer Sehnsucht, überall sich in ihm wiederfindend, weil es zu ihnen als seinen höchsten Offenbarungen willig sich hindrängt. Er erlebte zugleich den tiefen Zwiespalt, der zwischen der Jenseitigkeit innerlichster menschlicher Erlebnisse und der Diesseitigkeit trivialster Forderungen der Wirklichkeit klafft."

Nicht viel bleibt, wo man sich auf das Äußerste beschränken will, zu sagen übrig. Vor allem aber noch dies: daß es ihm wohl nicht gelungen wäre, so schnell eine so hohe Stufe überreicher Geistigkeit zu erklimmen, wenn er nicht bei allen Dingen innerlichst mit seinem Herzen beteiligt gewesen wäre. So war vor allem seine Hingabe an die Künste eine leidenschaftliche zu nennen. Kaum nötig

hervorzuheben, daß von ihnen keine einzige ihm fremd, jede vielmehr aufs innigste vertraut war, wobei das universale Wissen und die kaum glaubliche — hier schon leichter nachzuprüfende — allgemeine Bildung den verschwenderischen Reichtum seiner Anlagen ganz besonders hervortreten ließen. Müssig wäre es, hier Einzelheiten hervorheben zu wollen. Doch muß gesagt werden, daß die Musik ihn besonders tief aufwühlte und daß zuletzt Beethoven und Brahms vor allem ihn besaßen. Hier zeichnete ihn ein ganz eigentümliches Verständnis für das Technische aus, das ihn fähig machte, mit außerordentlicher Schärfe ins Innere der Kompositionen hineinzuleuchten. Gelegentlich empfand er als ein Verhängnis „für das tiefste Leben eines Menschen", und so auch „für den Charakter dieses Menschen, allzu musikalisch, ohne musikalisch produktiv zu sein". — Daß in fast noch höherem Maße alles, was mit der Dichtkunst zusammenhängt, ihn in Banden schlug, liegt ebenfalls ganz nahe. Und ebenso daß hier überall seine erstaunliche Fähigkeit, zu all und jedem die bestimmteste Stellung zu nehmen, ganz besonders hell leuchtete. In Shakespeare, Dantes Göttlicher Komödie und Cervantes' Don Quixote sah er Welten, Hebbels Tagebücher kannte er genau, Schiller, dessen Braut von Messina er im letzten Jahr noch, erschüttert, von neuem gelesen hatte, und besonders Ibsen liebte er, zu Goethe, der ihm das All zu sehr, den einen Menschen zu wenig liebte, sah er als zu etwas Unerreichbarem auf, ohne daß er ihm mehr als diese scheue Bewunderung und Verehrung zollen konnte; aber Torquato

Tasso war sein Gebetbuch; zuletzt las er viel in Mörikes Gedichten, ganz zuletzt mit neuen Augen den Faust, aufs tiefste bewegt. Doch vor Einem kniete er immer und immer von neuem nieder, in grenzenloser Liebe, in zärtlichster Zuneigung, in kindlichster, vergehender Bewunderung: der hieß Gottfried Keller. Sprach er von ihm, so war es, als ob der überströmende Jubel, daß dieser Vergötterte, der ihm der Typus des dichterischen Genies wie Mozart der des musikalischen schien, einmal über unsere arme Erde gegangen, den Ton von leisen, innigen Dankgebeten lieh, — so war es, als ob ein irrender Mensch sich doch wieder seines Gottes bewußt wurde und dankbar verstummend die Hände faltete. Es läßt sich von ferne nicht andeuten, was dieser Dichter ihm war, den er stellenweise wörtlich auswendig kannte. Wie er zuletzt immer und immer von neuem nur wenige Sachen las (das Leben wurde ihm immer einfacher, wie er einmal im Tagebuch bemerkt) — zum Teil sind sie oben schon genannt —, so las er Keller fast täglich, ja unaufhörlich und konnte dann immer von neuen Schatzfunden berichten. Dergleichen — wie überhaupt überall die Betätigung seiner Abneigungen und Zuneigungen — trieb er mit der Zähigkeit und Einseitigkeit einer wahrhaft genialischen Natur, die sich so gänzlich der subjektiven Berechtigung ihrer Gefühle bewußt war, daß sie sicher sein konnte, daß jeder Dritte sie ihrer großen Kraft und Echtheit wegen mindestens achten mußte. Wenn die Dreiteilung richtig ist, die er in seinem Tagebuch aufstellt:

„Der ist eine große Natur, der ohne Scham pathetisch zu leben vermag.

Der ist eine kluge Natur, der aus Scham vor den anderen sein Pathos zurückdrängt.

Der ist lächerlich, der pathetisch lebt, ohne in Pathos zu sein."

so hat er es sich erlaubt, überall, wo es galt, das ihn durchzitternde Pathos zu zeigen, ohne daß er ein einziges Mal vor ihm die Augen hätte zu Boden senken müssen.

Mehr über seine innigen Beziehungen zu allem, was Kunst und Wissenschaft, Schönheit und Intellekt bedeuten zu äußern, scheint mir nicht angebracht. Einzelheiten würden eher stören als fördern, und Allgemeinheiten müssen sich mit dem geringsten zulässigen Maß begnügen. Sie können desto leichter entbehrt werden, als hier gerade vielleicht wenigstens eine leise Vorstellung von dem, was gewesen ist, doch noch durch Vorhandenes erweckt werden kann: ich meine das Tagebuch, aus dem in den vorliegenden Blättern dasjenige abgedruckt ist, das als sachlich wertvolles Material gleichzeitig für diesen Teil seiner Persönlichkeit zeugen könnte. Möge es in diesem Sinne gelesen werden!

Ich kann diese Zeilen unmöglich beenden, ohne auf eine Frage Rede zu stehen, die aufzuwerfen jeder, dem irgendwie Schicksal, Eigenart und Wirken unseres toten Freundes nahegehen, das Recht hat, und vor der zurückzuweichen ich keine Veranlassung habe. Weshalb hat Walter Calé so

grausam gegen sich gehandelt — weshalb vor allem hat er so viel von seinen Werken vernichtet? Das hat er getan. Den mehrere Bände starken Roman des Professors Elias Pistozelius hat er bis auf die abgedruckten Teile zerstört; auch diese wären wohl nicht geblieben, wenn sie nicht zu der Zeit, wo er uns eiligst verließ, verborgt gewesen und von ihm vergeblich zurückgefordert worden wären. Vernichtet hat er alles, was er an philosophischen, ästhetischen und philologischen Arbeiten und Entwürfen liegen hatte. Das Tagebuch ist vorhanden, weil es gleichfalls in fremdem Besitze war. Die Gedichte sind da, weil er wohl auf sie keinen Wert legte. Und der Franciscus ist erhalten — entweder, weil ihm dieses heiligste Glaubensbekenntnis seines letzten Jahres, das er auch für sein reifstes Werk hielt, und an das er durch eine glänzende, liebevolle Abschrift noch eine ganz besonders große Fülle von Arbeit gewendet hatte, doch zu teuer war — oder weil sich eine erste, schlechtere Fassung in den Händen eines Freundes befand, den er erfolglos um Rückgabe gebeten hatte, und er doch nicht wollte, daß ihn das teure Werk in unzulänglicher Gestalt überleben sollte. — Weshalb also? Weil er an sich gezweifelt, zuletzt wohl verzweifelt hat — glaube ich. Ich habe schon gelegentlich betont, daß er nicht über sich Bescheid wußte. Er sprach dies oft genug aus. „Es ist sehr schwer, über sein eigenes Leben die Wahrheit zu finden," seufzt er in dasselbe Tagebuch hinein, das ihm gerade dazu dienen sollte, die „Erlebnisse organisch und systematisch zusammenwachsen zu lassen". — Wie bin ich

eigentlich? Kannst du mir sagen, wie ich bin? Er fragte es hundertmal, ohne eine Antwort zu erwarten. Gelegentlich versuchte er dann, sie sich selber zu geben: „Ich kenne jemand, der ist: ein Genie, ein Lump, ein Talent, ein Philister, ein Phantast, ein Rechner, ein Enthusiast, ein Raffinierter, ein Kind, ein Herzensguter, ein kalter Verächter zugleich." So rang er unaufhörlich mit sich. Wer ihn flüchtiger kannte, in gelegentlichen Gesprächen die außerordentlichen Gaben, mit denen die unbedachtsame Natur ihn verflucht hatte, aufleuchten sah, der konnte ihn für selbstbewußt oder von sich eingenommen halten. Aber nur ganz selten gab er hierzu objektive Veranlassung. Und wenn es der Fall war, so war es Selbstbetäubung und rauschmäßiges Ersticken innerer Stimmen, die ganz anders klangen. Ihm war, kann man sagen, jeder Gradmesser abhanden gekommen. Er hatte, obwohl er sich selbst völlig zum Gegenstand geworden war, doch jede Distanz zu sich, seiner Art, seinem Können verloren. So schien ihm z. B. seine ganze Lyrik wertlos, weniger weil er sie für mißlungen hielt, als weil sie Lyrik war. Lyrik drucken zu lassen, schien ihm undenkbar. „Ziehst du dich," fragte er wohl, „vor anderen nackend aus?" — Ähnlich verhielt es sich etwa mit der im wesentlichen nach philologischen Grundsätzen angelegten Arbeit über die Neu-Platoniker. Hier beherrschte er den ganzen Apparat so spielend leicht, daß er die Ergebnisse verachtete. Daß auf diesen Wegen Männer zu Ruf, Ansehen und Ehre gelangen könnten, wollte ihm eigentlich nicht in den Sinn. Er fühlte in sich die Fähigkeit, sobald er sich nur ernsthaft

diesem Apparate widmen wollte, mit ihm so viel Vorzügliches zu schaffen, wie es ihm beliebte. Konnte das aber etwas sein? Konnte dergleichen wirklichen Wert besitzen? — Und noch hatte er die groß angelegte Arbeit nicht vollendet, als er sich selbst das Wort gab und mir mehr als einmal versicherte, daß sie seine einzige bleiben und er nie wieder eine Arbeit philologischen Charakters schreiben würde. So täuschte er sich fortgesetzt über die objektiven Werte dieser Welt. Auf die Philosophie war zuletzt sein ganzes brennendes Sinnen und Sehnen gerichtet. Alsbald zeigten sich die geschilderten wunderbaren Anfänge, die ihn aber den letzten Rest der Achtung und Wertung seiner dichterischen Potenzen kosteten. Ich entsinne mich eines Wortes aus dem letzten Jahre, daß er nun wisse, daß er allein in der Philosophie noch etwas zu suchen habe, daß er dort auch etwas leisten, daß er aber keine Zeile mehr dichten werde. Als ich ihm entgegnete, daß viel Schönheit darüber verloren gehe, da nahm er dies lächelnd und leicht. Natürlich hatte er sich über sich getäuscht. Er machte später noch die letzten und reifsten lyrischen Gedichte, schrieb den Roman und den Franciscus zu Ende und trug sich ganz zuletzt noch mit dichterischen Plänen, insbesondere träumte er von einem Don Quixote-Drama. Aber die wahre, innere, tiefe Achtung vor sich selbst, die ihm auch äußerlich Halt hätte geben können, war bis auf den letzten Rest geschwunden. — Im engsten Zusammenhang damit steht, daß ihm von außen her nicht genug gegeben werden konnte. Ruckweise machte er seine Freunde eiligst und einzeln mit seinen Sachen bekannt,

las sie schnell und ohne Sorgfalt vor, forderte sie nach unverhältnismäßig kurzer Leihfrist ungeduldig wieder ein — kurz, — behandelte sie in jeder Weise als quantité négligeable, während er — bezeichnend genug! — sobald er irgendwo bei anderen Talentspuren begegnete, diese zu überschätzen und Vergleiche zu ziehen geneigt war, die fast jedesmal zu seinen Ungunsten ausfielen und bewirkten, daß er noch mehr an sich und seiner Kunst irre und zweifelhaft wurde, als er es ohnehin schon war. Schon früher hatte er wohl gelegentlich gefragt:

Weiß ich denn, ob mir's gelingt?
Wird der Funke Flamme werden,
eh' er in die Asche sinkt?

Zuletzt aber, kann man sagen, warf er alle Flinten ins Korn und lief vor sich selber davon. Was er geleistet hatte, verachtete er mehr oder weniger, — und daß, was er auch leisten würde, ihm niemals genügen könnte, weil er es geleistet, war sicher. Es war ihm unmöglich, in die bürgerlichen Zusammenhänge die Werte seiner Persönlichkeit richtig einzuordnen. Die bürgerlichen Ziele, die diese Welt bietet, stimmten mit ihnen nirgendwo zusammen. Sie waren ohne Duft und Schönheit in der Nähe und wohl nur deshalb für Menschen seines Schlages so tückisch leicht erreichbar, daß sie, erreicht, ihm höhnisch und grinsend ihre Leerheit weisen und den Enttäuschten und Entgötterten ruhelos weiter jagen konnten! Aber ihn sollten sie nicht verlocken! — So vollbrachte er das Vernichtungswerk.

Hier will ich abbrechen. Ich wollte keine Lebensbeschreibung, nicht einmal eine Charakteristik geben. Ich unterließ mit Absicht, von persönlichen Dingen nur um dieser Dinge selbst willen zu sprechen. Was seine Werke, ja doch überall verhaltene Bekenntnisse und innige Beichten, aus sich mit tausend Zungen künden, bedarf ohnehin nicht noch der pedantisch unterstreichenden Feder an dieser Stelle. Was insbesondere das heiße, glühende Herz dieses jungen, immer leuchtenden Menschen, dessen faszinierender Einfluß nur allzu mächtig war, erlebte, liebte und erlitt, der auch darin ein Gestalter von Erlebnissen, schnell und einsam durch die wabernden Lohen tausendfältiger Konflikte schritt, läßt sich ohnehin hier nicht einmal andeuten. Andeutungsweise auch nicht schildern, was ihm (dem „Xaver Dampfkessel" seines Romans) die rastlos arbeitende Phantasie an Leid und Qualen schuf, da sie sich mit den Tatbeständen des Lebens kaum irgendwo abzufinden vermochte. — Auf was es mir ankam, war, die Leser bis zu diesen Werken hinzuführen, da und dort vielleicht dem Verständnis nachhelfend, und erklären, wie dieses Buch zustande kam. Es steht mir nicht zu, dem Urteil der Leser vorzugreifen; aber das eine darf ich wohl sagen: daß wir, die wir uns aus Anlaß der Herausgabe seines Nachlasses zum ersten Male ganz in den Zusammenhang seines Wirkens versenkten, mit erneutem Schmerz erst ganz fühlten, was wir in ihm verloren haben. Von neuem vor allem empfanden wir den Verlust des lieben Menschenkindes, das in Verwirrung gestorben ist. Mir ist eine rührend schöne

Stelle aus einem Briefe bekannt, den er vor Jahren an eine Freundin geschrieben hat. Sie enthält eine Art Selbstcharakteristik, deren Wahrheit so groß ist, daß mir die Aufgabe, die wir uns mit diesem Buche vorgesetzt, vollauf erfüllt scheint, wenn auch Dritte, die es lesen, ohne daß sie ihn gekannt, von ihrer Schönheit und Wahrheit überzeugt sein könnten. Er schrieb:

„Ich weiß jedoch —:

Wenn mich einer im tiefsten Grunde und für alle Zeit erkannt hat, dann muß er mich mit seiner ganzen Liebe lieben; denn es ist nichts Schlechtes in mir und ein Streben nach dem Großen und eine Wahrhaftigkeit der Liebe, wie in keinem, den ich nennen könnte.

Ich werde vielleicht Neues, vielleicht Wichtiges zu sagen haben; es treibt in mir von Gedanken und Bildern, und mein Blick haftet auf weiten, großen Zielen; ich habe ehrlich um Wissen und Kunst gerungen und mich rein gehalten von der niederziehenden Welt und bin ihr ferner und ferner und fremder geworden, — es geschah mit vieler Arbeit."

Das Verheißungsvolle, das so schön in diesen lieben Worten leuchtet, hat sich nicht ganz erfüllt; das meiste ist mit ihm in das frühe Grab gesunken; aber so viel hat er doch gewirkt: daß alle, die ihn wirklich kannten, mit ihrer ganzen Liebe an diesem Grabe stehen.

Berlin, im August 1906.

Dr. Arthur Brückmann

Gedichte

(1899—1904)

Vorbemerkung

Bei der Anordnung der Gedichte, Lieder, Gesänge, Bilder und Oden — die Bezeichnungen rühren von dem Verfasser selbst her — ist, um auch einen Einblick in den Werdegang des jungen Dichters zu ermöglichen, versucht worden, soweit angängig, den chronologischen Gesichtspunkt durchzuführen. Dies war jedoch naturgemäß nur innerhalb der einzelnen Abteilungen (Gedichte, Lieder usw.) möglich; und auch dort empfahlen sich gelegentliche Abweichungen mit Rücksicht auf Art und Wesen der betreffenden Gedichte. Die meisten fanden sich in mehrfachen Abschriften, oft in verschiedenen Fassungen vor. Viele hat der Verstorbene selbst aus besonderen Anlässen in kleineren Sammlungen zusammengefaßt. Diese boten dann jedesmal Anhaltspunkte für die Anordnung, sobald die zeitliche Reihenfolge aus inneren Gründen nicht durchgeführt werden konnte.

Einen besonders tiefen Einblick in Können und Wesen des jungen Dichters gewähren die Lieder, Gesänge, Bilder und Oden; diese hat er selbst einmal in einer größeren Sammlung in der angegebenen Reihenfolge zusammengestellt, die deshalb auch im Buch festgehalten worden ist. Von einigen früheren Ausnahmen abgesehen, sind diese Verse alle in den Jahren 1902 und 1903 entstanden.

Die Gedichte aus dem Jahre 1904 finden sich mit wenigen Ausnahmen alle zuerst, manche allein im „Tagebuch" vor.

„Harfenklänge bei Nacht" und „Meeresstille" (S. 54 bis 56) gehören zu einem „Die Burg" benannten, eine Reihe von „Wächterliedern" umfassenden Zyklus, aus dem jedoch nur diese beiden aufgenommen worden sind.

Die als Motto über dem Gedicht „Zu den Vergißmeinnicht" (S. 67) stehenden vier Verse hat Walter Calé dem unter den „Bildern" abgedruckten Gedicht „Wir werden vor die großen Wasser treten" (S. 150) entnommen.

„Heut' Nacht muß es von allen Sternen rieseln" und das folgende „Meine Finger krümme ich zum Spiele" (S. 74/75) sind die beiden offensichtlich an einem Tage oder in einer Nacht (20. September 1904) verfaßten letzten Gedichte Walter Calés.

In dem Gedicht „Ich habe nun in einer schlimmen Stunde" (S. 115) sind in der fünften Verszeile zwei Worte vom Dichter selbst absichtlich fortgelassen worden.

D. H.

Opfer

Durch weiße Tempelhallen wandelst du
gemeßnen Schritts: es fließen die Gewänder
in strengem Wurf dem Marmorboden zu,
das Gold verachtend und den Schmuck der Bänder.

Zum Heiligtume trittst du ernst und mild;
dreimal beugst du dein stolzes Knie dem Gotte;
dreimal küßt du sein kaltes, hohes Bild,
ein Schleier birgt es vor dem Blick der Rotte.

Das ew'ge Feuer glüht: mit stiller Gier
zehrt es am Öle und Olivenstamme;
du nahst und wirfst ein Lockenhaar von mir,
dem Todgeweihten, in des Gottes Flamme.

Aus heißen Schmerzen wird das Lied geboren,
ich hüt' es treu; und wenn die Stunde naht,
verhüllt es sich, und traumverloren
geht es zu suchen aus auf stillem Pfad.

Die andern weichen scheu von allen Wegen,
wo sich sein tränenfeuchter Schleier zeigt;
doch du trittst freudig ihm entgegen,
und dir enthüllt es sich und weint und schweigt.

Parknacht

Die Sterne ziehen auf und schweigen
in eine blaue, samtne Nacht.
Wir flohen längst den lauten Reigen,
die weiße Marmortreppe steigen
wir nieder in die samtne Nacht.

Noch klingt aus jenen hohen Zimmern
Musik aus in die samtne Nacht.
Die lockend weiten Fenster schimmern
von Lichtern und kristallnem Flimmern
zu grell uns in die samtne Nacht.

Wir wandeln in dem schwarzen Parke,
nur leise spricht die samtne Nacht.
Wie ich in ihrem Hauch erstarke,
so lösen langsam wir die Barke
auf dieses Teiches samtner Nacht.

Die Ruder sprühn: wir gleiten, gleiten,
groß blickst du wie die samtne Nacht.
Es fliehen Zeiten hin und Zeiten,
nur singt von weiten, ganz von weiten
Musik noch in die samtne Nacht.

Das Fest

Mit kostbarer Gefäße schwerem Prangen
ist der Altar des Gottes reich belebt;
die Rose hält den Säulenschaft umfangen,
der stolz geschmückt noch kühner aufwärts strebt.

Du streust der Blumen duftendes Gedränge
dem Gotte hin, dem du an Hoheit gleichst;
und jeder Zuruf der entzückten Menge
weckt die vergangne Schuld, und du erbleichst.

Winter

Nun gib mir deine blasse Hand.
Wir wollen in die Weite gehen.
Der Winter kam — kein Sommer schwand.
In Nebel hüllt sich das Geschehen.

Wir gehen; weißt du, wann wir ruhn?
Ich sehe keine Pforte offen.
O friere nicht! — Wir haben nun
nichts mehr zu sagen, nichts zu hoffen.

Willst du?

Willst du mit mir auf die Berge steigen,
heimlich und still, daß uns niemand sieht,
des Nachts, wenn alle Herzensquellen schweigen
und die große Sehnsucht erwacht und glüht?
Willst du?

Dann zeig' ich dir unten die goldenen Lande,
wo meine lebendigen Brunnen springen,
wo purpurne Lilienglocken klingen
am buntumspülten kristallnen Strande.

Willst du mit mir auf der Höhe knieen,
wenn Mitternacht Schlummer über uns gießt,
wenn die Sterne in ruhigem Wandel ziehen
und Seele in Seele überfließt?
Willst du?

Dann lös' ich mit trunken bebender Hand
deines Haares wallende Herrlichkeit,
dann lös' ich dein staub'ges Erdengewand
und hülle dich in mein Königskleid!

Willst du, wenn uns Atem des Lebens umquillt,
wenn Talesglocken und Seufzer verwehten,
wenn die Seele dem Dunkel entgegenschwillt,
willst du mit mir zur Mitternacht beten?
Willst du?

Dann küß ich deinen rotglühenden Mund
aus tiefster Seele aufquellender Macht,
dann grüß' ich dein leise zitterndes Haar
und nenne dich Sehnsucht und Mitternacht.

Ruhe

Mein Herz ist schlafen, wie ein stiller See.
Und ruhig gleiten meine weichen Lieder,
wie Schwäne, leise rinnende Kreise ziehend,
— weißt du? —
über die sehnsuchtssingende Fläche.

Doch wirfst du deines Auges milden Strahl
in meiner singenden Seele lauschenden Grund,
dann blickt der Mond, in Silberblau getaucht,
Duftnebel streuend auf den dunkeln See,
ein Tönen schwingt sich flüsternd über die Weiten,
stillreger Wipfel Mondesnachtgesang,
die Schwäne rühren träumend ihr Gefieder
und singen wundertief und wehmutsselig
der Mutter Nacht ein nebeltrübes Lied.

Noch einmal „Wir“

Vom Glück zu schaffen weiß je manches Herz.
Uns aber bleibt vom Schaffen nur das Quälen,
ich muß, du darfst nicht; das ist unser Schmerz,
und jeder will des andern Schmerzen wählen.

Und du hast nicht, was ich entbehren mag.
Was meine Seele sucht, wirfst du beiseite,
und meine Nacht, das ist dein hellster Tag,
und meine Nähe deine trübste Weite.

Morgen

Als die heiße Nacht vergangen
und der Morgen taudurchfeuchtet
über Welt und Seele leuchtet,
starb das wilde Glutverlangen,
und ich bin hinausgetreten
in das lebensfrohe Prangen.
Als die Winde mich umwehten,
als die Vögel mich umsangen,
kniet' ich nieder, dir zu beten:

Du meiner Seelenstille reinste Quelle,
steh' du mir bei in wilden Sehnsuchtsnächten,
laß mich von Finsternissen nicht umflechten,
durchbrich mein Dunkel mit verklärter Helle,
kühl' meine Glut in segensfrischer Welle.

Und hemme du das allzukühne Drängen
des Jünglings mit gelaßner, milder Hand:
daß sich nicht fessellos in Sturmgesängen
ergießt des ungedämmten Sehnens Brand.

Laß deines Auges Milde auf mir ruhn,
daß Werk und Glück zu neuen Taten strebt.
Und segne du, Geliebteste, das Tun
der Seele, die in deiner Seele lebt.

Sei du mir Glück, sei du mir Werk und Sehnen,
bleib' du mir stets der stillverehrte Hort;
laß meine Schmerzen an die deinen lehnen
und tröste mich mit manchem lieben Wort.

Und zogst du langsam mich zu dir empor,
dann mag auch deine Seele sich mir neigen,
dann brich das herbe, allzuheil'ge Schweigen
und führe mich durch das ersehnte Tor
ins Land des Glücks, der ew'gen Frühlingsreigen.

Beim Spinnen

Reißt auch der Faden nicht?
Steht auch das Rad nicht still?
Hab' ein träumend Gesicht
und weiß nicht, was ich will.

Was war's doch für ein Märchen, das die Alte erzählt?
— es wird ja auch Abend, es dämmert schon —
den ganzen Tag hat's mich gequält.
Wie heißt doch sein Name —? der Königssohn!
— es ist hier ein gar versonnener Platz!
am liebsten macht' ich die Augen zu! —
der hat einen blondhaarigen, weißen Schatz,
— sie küßten sich bald und sagten sich du!
und sagten sich du!

— — — — —

Ist es denn schon so spät?
Ei, wie die Spindel kreist!
Daß nur das Rad nicht stille steht!
Daß nur der Faden nicht reißt!

Das ewige Surren! Ich möchte fort!
So weit hinaus! Fragt nicht, wohin!
Ich beiß' mir auf die Lippen und sage kein Wort!
Dann scheltet nur wieder: „Du Eigensinn!"

Durch die Finger scheint mir ein rosiges Licht;
— einst lag ich blinzelnd im grünen Gras
und hielt mir die Hände vors Gesicht:
dann träumt sich's gut; man weiß doch, was!
man weiß doch, was! —

Kommt die Mutter zurück,
was liegt mir dran!
Reißt der Faden in Stück,
so knot' ich ihn an!

Was träumt' ich heut' Nacht? Von dem bleichen Stern!
— Die Sonnenstäubchen, die — fang' ich mir —
Ich sag's ja doch nicht: „Ich hab' dich gern!" — —
— nun sitz' ich hier — und sitze hier — —
Ach Gott, das Abendglockengeläut!
Schlief ich doch erst, dann hätt' ich Ruh!
— Ich weiß nicht, ich bin so müde heut' —
— — Sie küßten sich bald — und sagten sich du!
und — sagten — sich — du! —

(Sie schläft ein)

Encore

Nun bist du ruhig, liebes Herz.
Die Schmerzen gleiten
nur so von weiten
noch heimatwärts.
Das waren trübe Zeiten.

Der Mond wacht schon am Himmel lang.
Mir quillt versonnen
aus Seelenbronnen
ein kühler Sang
von neuen lieben Wonnen.

Was sing' ich denn die trübe Nacht?
Laßt uns doch warten!
Bald kommt in Fahrten
von hoher Pracht
der Tag in unsern Garten.

Die böse Sehnsucht ist mir tot.
Der Tag will schlingen
um mich ein Klingen.
Glück wuchs aus Not.
Wie will ich fröhlich singen!

Harfenklänge bei Nacht

Neunmal stärkt' ich mein Herz mit starkem Lied,
neun Tage hielt ich treue Hallenwacht;
schwer lastet Panzers Wucht auf müdem Glied:
zu ruhn verlangte mich's die neunte Nacht.

Die Rüstung wahrte ich in eichnem Schrein,
die Harfe lehnt' ich an des Altans Rand;
doch ohne Waffen soll kein Schläfer sein:
so faßt das Schwert noch stark die müde Hand.

Vor des Altanes Stufen hingestreckt,
umspielt ein Traum mich in verwirrtem Tanz,
der trübes Sehnen in mir auferweckt
nach ferner, fremder Länder Nacht und Glanz.

Und meinen glutentrunknen Sinn umschlingt
betäubend süßer Duft von wildem Mohn.
Doch schlaf' ich nicht; aus tiefster Ferne dringt
ein nur gerührter stiller Harfenton.

Ich kenn' ihn wohl, ihn, meiner Harfe Klang,
aus tausend Klängen kenn' ich ihn heraus.
Wer war's, der nächtens in die Halle drang?
Weh, wehe! Schläfer, Waffen! — Feind im Haus!

Schlaftrunkner ich! Vor mir ragt still und groß
ein Weib mit schwarzem Märchenwunderblick;
schwarz war das Haar, das ihre Stirn umfloß;
der Mund sprach stumm von schmerzlichstem Geschick.

Von ihres Busens sanft gewölbter Glut
verriet das schmiegende Gewand zu viel;
ihr schlanker, lotoszarter Finger ruht
noch still verträumt in meinem Saitenspiel.

An ihres Armes marmorweißem Rund
prangt glühndes Gold und blitzendes Gestein;
sie legt den Finger lächelnd an den Mund,
— und ruhig schläft der treue Wächter ein.

Meeresstille

Still liegt das Meer.
Am Himmel glüht die große Sonne golden,
und Gold und Blau blitzt auf der glatten Fläche —
und keine Welle.

Vom weißen Marmor glänzt der Tag in grellen Gluten.
Seemöven kreisen um den Turm.
Die Lüfte zittern, und der Wächter steht
auf höchster Zinne, weit ausschauend, sinnend,
und legt die Hand hin über seine Augen,
geblendet von der Glut, dem fernsten Glanz.

Und drüben seh' ich still, wie regungslos,
geblähte weiße Segel, weiß wie Kronen
der blitzenden Wellen, wie der Fittich
der kreisenden Möve.
Auftaucht das Segel — fern und immer ferner —
verschwunden — glatt des Wassers Fläche —
— und keine Wolke. —
„Wes ist das Schloß dort?“ klang wohl eine Frage.
„„Ich weiß es nicht, Bootsmann, der Kurs geht südwärts!““
So sprach der Lenker —.
Südwärts ging das Schiff!

Noch immer steht der Wächter, sinnend, träumend
von fernen, fernen, sonderbaren Dingen;
die Hand beschattet immer noch das Auge.
Wer weiß, vielleicht klingt's auch in seine Träume:
„Wes ist das Schiff?“
Glaubst du's?
Still liegt das Meer.

An Dich

Was fruchtet's, daß in schmerzlichen Entwürfen
dir Tag um Tag scheu wie ein Dieb entschleicht!
Aus jedem goldnen Becher sollst du schlürfen
den Trank, den jede goldne Stunde reicht.

Denn jede Blüte, die du nicht gebrochen,
und jeder ungehörte Saitenklang
und jedes Glück, das du nicht ausgesprochen,
fällt als ein Tropfen Reue in den Trank.

Und was vergangen ist, das sei vergangen!
Der neue Tag führt neues Licht herauf.
Tot sind die Lieder, die noch gestern klangen.
Was kümmert's dich? Zieh' neue Saiten auf!

Der Augenblick ist Leben und Erringen,
verlornes Glück — verklungenes Getön.
Wenn es verklang, so wird's auch wieder klingen,
du bist ja noch so jung und bist so schön!

1902

Der Abend kann mich nicht beglücken:
zu viele Menschen sind um mich,
zu viele Stimmen, und erdrücken
den leisen Ruf: ich suche dich!

Dich aber seh' ich heimwärts wallen
im blauen, zärtlichen Gewand;
und von den tausend Blumen allen
hältst du nur eine in der Hand.

Du beugst dich über einen Weiher,
die Glocken kommen Schlag um Schlag,
du träumst von einem bunten Schleier
und gehst nach Hause, wie der Tag.

Du kamst und gingst, und wie du kamst,
da wurden Herz und Lippen stumm,
du kamest still und nahmst und nahmst
und nahmst mich ganz: und kehrtest um.

Du kamest wie aus fremdem Land,
du gingest fremd und bist nicht mehr:
du trugst in deiner kühlen Hand
ein rotes Herz und weintest sehr.

Eine liebe Stunde

Und eine liebe Stunde kam gegangen
und schmiegt ihr Haupt sehnsüchtig an mein Knie.
Ich streichle ihre feinen blassen Wangen,
und auf die dunkeln Augen küß ich sie.

Von bunten Träumen laß ich mich nicht locken,
ich denke nur wie an ein leises Lied.
Von ferne läuten manche Silberglocken,
weil eine liebe Stunde vor mir kniet.

1902

Der Abend kann mich nicht beglücken:
zu viele Menschen sind um mich,
zu viele Stimmen, und erdrücken
den leisen Ruf: ich suche dich!

Dich aber seh' ich heimwärts wallen
im blauen, zärtlichen Gewand;
und von den tausend Blumen allen
hältst du nur eine in der Hand.

Du beugst dich über einen Weiher,
die Glocken kommen Schlag um Schlag,
du träumst von einem bunten Schleier
und gehst nach Hause, wie der Tag.

Du kamst und gingst, und wie du kamst,
da wurden Herz und Lippen stumm,
du kamest still und nahmst und nahmst
und nahmst mich ganz: und kehrtest um.

Du kamest wie aus fremdem Land,
du gingest fremd und bist nicht mehr:
du trugst in deiner kühlen Hand
ein rotes Herz und weintest sehr.

Eine liebe Stunde

Und eine liebe Stunde kam gegangen
und schmiegt ihr Haupt sehnsüchtig an mein Knie.
Ich streichle ihre feinen blassen Wangen,
und auf die dunkeln Augen küß ich sie.

Von bunten Träumen laß ich mich nicht locken,
ich denke nur wie an ein leises Lied.
Von ferne läuten manche Silberglocken,
weil eine liebe Stunde vor mir kniet.

1903

Mein Geist, den viele rühmen, gleicht dem Lichte,
das du in einem stillen Leuchter trägst
durch dieser Erde Dunkel.
Es bedarf
nur einen kleinen Willen, nur ein Zucken
in deinem Finger, so erlischt das Licht.
O, es bedarf nur einen Tropfen Öles,
aus deiner Liebe sanft herabgeträufelt,
so flammt es neu und blüht in sel'ger Flamme,
sich selber leuchtend, aber auch in Licht
dich, seine Herrin, tauchend, und in Licht
die Dinge dieser Welt zum Leben weckend.

O hüte wohl, daß es nicht ganz erlösche:
nicht nur sich selber stirbt ein solches Licht!
Starb es, so sinkt die Welt in Finsternis;
und durch die tote Welt hin wandelst du,
nicht sehend mehr und auch nicht mehr gesehn.

Erscheinung

(Grindelwald, 8. August 1903.)

Wenn im Tale längst der Schatten des Abends lag,
wenn ein schläfernder Wind hin über die Müden strich
und die Wimper — ach! wie willkommen! — uns sank
— denn: wer sind wir, daß wir des Lichtes Quell
immerströmend begehrten und nimmer uns
Dunkel erquickte, des
lächelnd verachtenden Gottes Geschenk? —
wenn der Tiefen Ruf beklommener schweigt
und das Warten ob den Talen schwebt,
still eratmend schwebt ruh'gen Berg hinan,
wenn ihr Auge die Nacht, tränenverklärtes Aug',
langsam,
langsam eröffnet,
der Geliebtesten gleich,
welcher Verheißung ruht, aber auch Schwermut im Blick:
dann — o Stunde der Feier,
dann erwachest auch du!

Schreitest von Abendrotgipfel zu Gipfel hinüber,
seligen Lichtes beströmt, das über Höhen schlief,
— längst, ach! längst deckt tief uns Finsternis —,
schreitest von Gipfel zu Gipfel beseligten Gangs,
träufst aus gerafftem Kleid die Segnung der Nacht,
träufst unsern durstenden Lippen Schlaf und Traum,
mitleidvoll, doch nimmer uns winkend, in Glühn.

Dir aber schimmert des Gipfels Schneegefild
milden Grußes entgegen,
dir auch jauchzt
zackiger Gletscher Glanz,
dir auch hebt sich der Mond
spendenden Antlitzes auf
und der Gestirne wandelnde Pracht.
O, was ist sie uns mehr
denn deinem Scheitel der Kranz!

Vergebens, ach! vergebens beschwöre ich
des Rhythmus bänd'gende Kraft, und nimmer horcht
die Seele dem Gleichklang und stürzt durch der Adern
Geäste,
eilenden Laufs.

Zu lange ja auch sog meine Seele schon
das Blut der deinen, und zu lange schon
trank meines Auges Tiefe die deine, zu lange
weint es und trank.

Nun gönne ihm, der die bittern Jahre litt,
ach! endlich gönne du ihm an deiner Brust
die Friedensstunde und gönn' ihm des lieblichen Mundes
Süße und Trost.

Denn aller Geschicke rätselvolles Geflecht,
des Schmerzes Segnung und den wunschlosen Blick
zum Glanz der Unsterblichen auf, ihn lehrte dich
keiner denn er.

Und keiner denn er auch lehrte dich merken auf
der Seele fragenden Ruf und hinzuwandeln,
dem Bildnis gleich, das in deinen Träumen schritt,
— Erfüllung dir, uns aber die Sehnsucht schien!

Prometheus

Erst will ich die Schatten aus meiner Schale tränken,
die unten im Dunkel hausen, beschwerten Mutes;
dann aber brech' ich gewaltig ans Licht empor
und weil' ein Kleines unter den Kindern der Menschen.

Bis neue Nacht zu neuem Fluge reizt
und eilig ich aufwärts Stern um Sterne steige,
mit meinen Lippen von ihrem Feuer sauge
und ohne Namen werde und heimatlos.

Fremd geh' ich unter den Fremden, beladnen Schritts,
und eine Sprache sprech' ich, die keiner versteht,
ein Licht auch trag' ich, das keiner sehen mag,
und seufze nicht, und dennoch! seufze nicht.

Einst war dein Blick: und wies mir den dunkeln Weg;
einst war deine Lippe: und lehrte die Sprache mich;
einst war deiner Seele Flamme: und zündet' das Licht.
O seufze nicht — mein Herz — o seufze nicht.

Nun aber wank' ich in Irrnis, wie lange schon!
die Sprache, die du gelehrt, ihr lauschtest du kaum!
das Licht, das du entflammt, dir leuchtet es kaum!
ich aber seufze nicht, ich seufze nicht.

Beim stummen Gange durch die finstern Bäume,
und wo nicht Laub und Ast zu flüstern wagen,
da werd' ich stille stehn, in Gruß mich neigen,
o Trösterin, o Abendeinsamkeit.

Und bei dem Weiher voll erloschnem Glanze,
der eine Träne auf des Abends Wange,
da werd' ich stille stehn, in Gruß mich neigen,
o Trösterin, o Abendeinsamkeit.

Und bei dem blassen Himmel, der in Lichtern
die Sonne träumt, die lange sterben mußte,
da werd' ich stille stehn, in Gruß mich neigen,
o Trösterin, o Abendeinsamkeit.

1904

Am Flusse

Trauernd stehst du an des Flusses Rande,
trauernd führt mein Weg am andern Ufer:
keiner weiß, ob ihn der andre riefe;
allzu heftig rauschen die Gewässer.

Wollen wir ein Boot vom Strande ketten,
du vom rechten, ich vom linken Strande?
Wollen wir dann in des Stromes Mitte
leichten Ruderschlages uns begrüßen?

Wollen wir die Wasser abwärts gleiten,
Boot an Boot, und nur gelinde lächelnd,
bis das Meer in großem Glanz sich auftut
und wir stehn und beide weinen müssen?

Am nächtlichen Quell

Schleich' nicht so langsam, langsam, du trüber Quell,
und laß nicht immer die Stimmen aus dir klagen,
Stimmen zur Nacht, von denen keiner weiß,
ob eine Seele klagt

oder nur Wellen solches Geschluchz anheben,
daß uns allen, die wir am Ufer dastehn,
Trank zu Mitternacht schöpfen wollen, bangt,
ach, wie sehr bangt

und sich keiner getraut zu schöpfen, und jeder
nur so davongeht — ach! — und sich schämt und still ist
und das Herbstlaub von seinen Tritten knistert,
knistert und stäubt.

Zu den Vergißmeinnicht

Wir Hüllenlosen schweben gleich der Flamme,
wir steigen auf und schweben und verschweben,
wir werden aber beide wiederkommen
zu jener Zeit, da es geschrieben steht.

Die Blume:
Siehe, o lächelnde Freundin, in uns das Wunder vollendet.
Siehe: eins wurde zu zwei, Leben erfaßte sich selbst.
Siehe: Vergänglichkeit und Ewigkeit knüpften zu eins wir,
Wille wurde Geschick! zart in die Blüte gebannt.
Ewigkeit trägt unser Name, Vergänglichkeit trägt unser Dasein.
Welches bedeutsamer sei? Einer nur weiß es, nicht du!
Aber du liebst uns, und so liebst du die eigene Seele,
liebst du den Freund auch, in dem Seele um Seele sich flicht.

Die trauernde Stimme:

O was nützt deine Weisheit! Nur Flügel mir wünsch' ich,
nur Flügel!
Schwer an die Erde gebannt, fühl' ich mein innerstes Ich,
fühle mich dennoch gehoben, und schattengleich schwebend
in Wolken
unter den Winden dahin, regellos nur und ein Spiel,
fasse mich nimmer und kenne mich nicht und weiß nicht
mich selber,
und es rauscht mir im Blut: Weisheit, wie bist du so müd!

Die Troststimme:

Flügel erwünschest du dir? Du hast sie! Beginne zu fliegen!
Hebe dich! Wiege! Du kannst, hast du nur einmal
gewollt!
Siehe den Regenbogen, des perlenden Wassers Gefälle:
sicherster Weg sind sie dir, Brücke dem gleitenden Fuß!
Siehe die Wolke: — dein Schiff! Den Äther dort sieh:
— deine Wohnung!
Wage nur, schwebe und heb' aufwärts den ringenden Fuß!

Die trauernde Stimme:

Blüten und perlendes Wasser, was sind sie mir: Träume,
o Träume!
Längst schon trau' ich nicht mehr dir, o du Stimme, die lockt!
Längst schon starb mir im Dämmer das Wissen der tieferen
Dinge.
O, es gab eine Zeit — — — aber die Träume sind Tod!

Die Troststimme:

Kreis stets gleitet in sich, es rundet sich Seele zu Seele;
weil du die Sehnsucht hast, hast du nicht, was du ersehnt.
Aber du bist, was du sehnst, du bist deine eigene Sehnsucht;
weil du nicht weißt, bist du wissend und allen erwählt.

Wirf ab, wirf ab das Kleid der schlimmen Tage.
Und was vergangen, laß vergangen sein.
Was sind uns Schatten! Eile her zu mir!
O eile nur! Ich harre deiner längst,
und draußen harr' ich, wo der Frühling ist,
wo Sonne steigt und Saft in Blüte quillt.
In solchem Lichte Hand in Händen wandelnd,
was könnten wir einander nicht verzeihn?

Zwiegesang

Jetzt nenne mich die Hülle,
jetzt nenne mich den Schein;
doch bald werd' ich die Fülle
und die Erfüllung sein.

Wir sind noch nicht erlesen,
das Tor fiel uns noch zu,
wir sind noch nicht ein Wesen,
wir sind noch ich und du.

Es schläft uns noch der Wille
zu tief in unserm Blut,
wir sind zu arm und stille,
wir sind noch gar nicht gut.

Die Seelen von Kristalle
auftrinkt das Morgenrot;
und ich und du und alle,
wir sind schon lange tot.

Und sind schon neugeboren
und saugen mildes Licht;
wir haben uns verloren
und doch verlassen nicht.

Wir jauchzen immer lieber
und inniger des Scheins:
da sprang der Blick herüber,
und ich und du ward eins.

Von allem Glanz umklungen,
ward uns der Leib zu schwer,
wir sind nur noch umschlungen,
wir sind nichts andres mehr.

Jetzt nenne mich die Hülle,
jetzt nenne mich den Schein;
doch bald werd' ich die Fülle
und die Erfüllung sein.

Abendstunde

Es weht dein ferner Atem
mich sachte kühlend an.
Ganz tief lieg' ich verwoben
in dieser Stunde Bann.

Und alles unser Wissen
zerrinnt in Abendglut,
von allen unsern Worten
bleibt eins nur: sei mir gut!

Ach, unter stillen Sternen
geh' ich zu schlafen ein,
heb' noch einmal die Wimper
voll Ruh' und denke dein.

Von unten steigen Laute
verworren mir zu Sinn:
Gott möge dich behüten,
bis ich dein Hüter bin.

So nimm denn meine Seele,
so nimm denn meine Hand;
führ' mich, geliebtes Leben,
wie du zu Recht erkannt.

Und träufst aus deinem Auge
auch Gnade oder Pein:
am Ende werd' ich dennoch
nur schön und selig sein.

Der Denker

Was sich in Zeiten je begeben,
hab' ich vor aller Zeit gewußt:
es springt der Quell von allem Leben
geheimnisvoll aus meiner Brust.

Und als ich in der Schrift gelesen,
erlas ich nur, was ich schon bin;
in Finsternis sind alle Wesen,
doch ich das Licht und ich der Sinn.

Nächtlicher Gang

Finstre Stämme wollen drohen;
doch ich schreite sonder Bangen,
fern den Trüben, fern den Frohen,
ohne Stille noch Verlangen.

Gleiche Sterne seh' ich blinken
diese Nacht wie alle Nächte.
Und ein Steigen ist und Sinken
in dem Spiel geheimer Mächte.

Ahnt mir denn von schlimmen Dingen?
Jeder Tritt weckt neues Schallen.
Wird der Morgen sich entringen,
soll auch meine Wimper fallen.

Von Sternen glitt ein stummer Funke
und sank in warme Erdennacht;
ihn griff das Spiel der lauen Winde
und wog ihn sacht und trug ihn sacht.

Ich fing ihn mit den stillsten Händen:
er war nur Glut, doch Flamme nicht.
So hob ich ihn auf deinen Scheitel,
da ragst du nun und strahlst — ein Licht!

Heut' Nacht muß es von allen Sternen rieseln,
an blassen Fäden muß es niedergleiten,
und alle Bäume schütteln schweren Tau ab.

Am finstern Himmel blinkt noch eine Seele,
ein falsches Licht, verstohlen wie ein Vogel,
und schwimmt ins Leere ab und ist verdorben.

Und da: ein kalter Wind hat mich getroffen;
sei auf der Hut, sieh' dich nicht um, o Seele,
da steht der Tod und probt die langen Finger.

Meine Finger krümme ich zum Spiele;
aber deine Saiten sind ein Mißton;
aber dein Gehäuse ist zerborsten,
arme Laute!

Brennend ein Zündholz führ' ich nah' zum Dochte;
doch das Öl verzehrten andre Nächte,
und der Docht ist nur wie Ruß und Kohle,
arme Lampe!

Vor dem Fenster hocken plumpe Fratzen,
glotzen mit der Stirne durch die Scheiben,
kratzen mit den Nägeln an dem Glase,
arme Seele!

Lieder

(1902—1903)

Es goß mein volles Leben
sich selig vor dir aus,
in Arme magst du's heben
und tragen in dein Haus.

All Leid und alles Wissen
ihm abgeworfen sind,
es harret deiner Winke,
es ist nur wie ein Kind.

Es will dich ganz umschlingen,
tauchen ins Auge dein
und trunken bei dir singen:
„Wir werden Eines sein."

Wenn alle Wälder schlafen
kühl an des Dunkels Brust,
zu Bergessteigen wacker
du dich bereiten mußt.

Wo der Gestirne Frieden
dir bleich zu Häupten quillt,
von Welten dämmernd winken
sehnsüchtig Bild um Bild.

Das schwankt und hält die Schale
mit ruhigem Gesicht,
schwebt ab zu fernem Mahle
und achtet deiner nicht.

Bis daß der Morgen komme
und steigt den Berg hinan;
er hat den roten Mantel
helllachend umgetan.

Er geht als wie zu Klängen
in einem Festessaal,
er trägt in seinen Händen
den goldenen Pokal,

Verströmt aus dem Pokale
sein eigen Herzensblut,
führt an der Hand die Schwester,
und dann ist alles gut.

Wir gehen erst im Tale
den grünen Busch entlang
in einem lauten Schwarme,
mit Kränzen und Gesang.

Und naht es gen den Abend,
dann sind wir längst zu zwein;
die andern tanzen hinten
um wilden Fackelschein.

Und kommen wir zu Berge,
mühselig Stück um Stück,
dann muß auch ich dich lassen
und wandele zurück.

Und schluchzst du einsam oben,
ganz ohne Ziel und Bahn,
dann mußt du eben fliegen
sehr steilen Weg hinan

Bis dorten, wo die Quelle
des Lebens schimmernd rinnt,
da wirst du einen finden,
der lächelt wohlgesinnt.

Er löst dir von der Stirne
mit sanftem Kuß die Pein,
legt dir aufs Herz die Hände,
du schlummerst sachte ein.

Die Nacht winkt vor dem Fenster,
der Mond schwimmt seine Bahn
auf meiner Seele Fluten
gemessen, wie ein Schwan.

Der Schnee schläft auf den Dächern,
darüber schläft ein Schein.
Zwölf Glockentöne kommen
wie Gäste mir herein.

In mir nun sind die Glocken
und tiefe Mondesglut;
ich werde weinen müssen,
doch das ist immer gut.

Ich bin nicht mehr hier drinnen,
ich hab' mich aufgemacht,
ich trage dunkle Schwingen,
ich gleite durch die Nacht.

Ich werde wachsen, schwellen,
schon ist mir nichts mehr fern,
die Sterne sind mir Brüder,
ich selber bin ein Stern.

Auf Riesenflügeln brausend,
nun aller Welten Geist,
einschlürf' ich Nacht und Räume,
von Stern und Stern umkreist.

Wir sind am Bach gestanden,
verschlungen Hand in Hand,
mit unsern stillen Augen
dem Flusse zugewandt.

Da kamen weiße Kinder
in einem milden Schein;
sie trugen schöne Kränze
und drehen sich im Reihn.

Sie locken und sie winken,
sie flüstern tief und viel,
da waren wir nur Kinder
und waren mit im Spiel.

Wir drehen uns und singen
erst eine gute Zeit;
dann fliegen wir selbander
hinauf zur Ewigkeit.

Ich habe meine Augen
gen Osten aufgetan,
da sah ich einen frohen,
sehr hellen Wiesenplan.

Drauf gingen gar so viele
den schnellen Bach entlang;
sie eilen sich und drängen
um einen kargen Trank.

Sie kommen und sie gehen,
sie sind ein langer Zug,
die Seelen sind so durstig,
sie schlürfen nie genug.

Sie haben Eine Miene
und Eines Trittes Spur,
sie sind nur alle Eines
und wie ein Nebel nur.

Die Wolken schwerer sinken,
das Wasser tropft und schweigt,
bis Hesperus, der milde,
gelassen aufwärts steigt.

Ihm werde ich vertrauen;
denn Hesperus bist du!
gen Westen tröstlich schauen; —
die Augen fallen zu.

Undine:

Im Quelle tief geboren,
ein Kind aus fremder Welt,
mit den kristallnen Augen
bin ich euch zugesellt.

Ich habe keine Seele,
ich bin von Tränen leer,
ich gehe nur so immer
und immer nebenher.

Es sind mir die Gewänder
noch immer schwer und naß,
es tropft mir gar vom Kranze,
ich bin noch immer blaß.

Ich will euch allen dienen
um Wasser, nicht um Wein;
ihr denkt, es seien Schmerzen; —
es werden Wonnen sein.

Die zarte Haut wird springen,
die Glieder welken hin;
und niemand wird es wissen,
wie schlimm und kühl ich bin.

Troubadour:

Du meine Laute, schlage,
kling' auf in Abendglut!
Wie über ihrer Wange
ein solches Schimmern ruht!

Du meine Laute, schlage,
kling' auf! — die Nachtluft geht.
O Königin der Frauen,
dir Leben und Gebet!

Du meine Laute, schlage!
Kling' auf! — der Schlummer steigt.
O Seele meiner Seele,
bleib' huldvoll und geneigt!

Am dunkeln Tore wart' ich,
hier, wo man keinen kennt;
denn bald steigt meine Mutter
herab vom Firmament.

Auf tut sich eine Pforte,
dahinter brennt ein Land;
sie sinkt mit Winken nieder
und nimmt mich an die Hand.

Und kommt der Wind vom Berge
und macht die Brunnen reg',
dann geh' ich mit der Mutter
den schönsten, kühlen Weg.

Sie weist mir viele Dinge,
sie spricht gelind und klug,
sie schenkt mir eine Blume,
die sie am Gürtel trug.

Sie streichelt mir die Wange
und lächelt meiner Glut;
ich kann mich nur anschmiegen,
wie es ein Kindlein tut.

Sie küßt mich auf die Stirne,
die trostesmilde Frau;
ach, sie zerrinnt — ein Nebel —
ins erste Tagesgrau.

Ich aber wandle heimwärts
und sing', als weilt' ich hier;
und alle, alle Menschen,
sie wissen nichts von mir!

Ich habe, lieben Brüder,
ein gutes Haus bewohnt,
darinnen Lichter spielen,
darüber stand der Mond.

Und vorne sprang ein Bronnen
als wie ein dünner Hauch;
und jeden lieben Abend,
da kam die Schwester auch.

Sie kam gelind geschritten,
nur wie ein Ton und Klang;
sie lehnt' an Brunnens Rande,
sie hob den Nachtgesang.

Sie lockt' aus meiner Kammer,
sie lockt' mich in die Nacht;
ich habe bei der Schwester
ein Stündlein zugebracht.

Die Schwester sang am Brunnen,
ich habe nichts begehrt;
ich bin nach einem Stündlein
ins Haus zurückgekehrt.

Darinnen Lichter spielen,
darüber stand der Mond:
so hab' ich, lieben Brüder,
ein gutes Haus bewohnt.

Es rinnen rote Quellen
um mein gesegnet Haus;
es tränkt ein schwarzer Reiter
sein schwarzes Roß daraus.

Er lehnt schon hundert Jahre
vor meinem runden Tor;
die Zeit wird ihm nicht lange,
ich komme nie hervor.

Es braucht nur dreien Schritte,
so kann ich bei ihm stehn,
so kann ich mit ihm reiten,
wie meine Wünsche gehn.

Das ist so schön zu wissen!
Ich sag' es tausendmal:
„Es wartet einer draußen!"
und bleibe doch im Saal.

Der Reiter schläft im Schatten,
sein Panzerhemd blinkt gut;
dem Rappen ist sehr schläfrig,
mir ist sehr froh zu Mut!

Sie lärmen auf dem Markte,
ans Fenster tret' ich hin.
Es kam ein Schiff zum Hafen?
Woher denn? und wohin?

Und trägt es rote Segel?
„Die Masten ragen steil!"
Kaufleute sind es? Reiche?
Sie halten Waren feil.

Sie spenden Gold und Steine
und achten dessen nicht;
sie regen keine Miene
in ihrem Angesicht.

Sie gehn bei Ave=Läuten
gemessen einen Gang
in ihren Schleppenkleidern
die fremden Gassen lang.

Sie kreuzen ihre Arme
in Einer langen Spur,
das Volk weicht aus den Wegen
lautlos und bückt sich nur.

Sie werden morgen abend
zu Schiffe wieder sein;
dann ist es nie gewesen,
am besten schläft man ein.

Doch freu' ich mich ein wenig;
bald scheint es traumesgleich.
„Sie brachten Perlen . . .“ denkt man
„sie waren ernst und reich . . .“

Wir sind ganz traumbefangen,
wir sind aus anderm Land,
wir halten eine Wage
in unsrer rechten Hand.

Wir sind sehr stillen Mutes,
die Schalen schweben gleich.
Das heißt: es rinnt vorüber,
macht uns nicht arm noch reich.

Wir spähen scharf und forschen,
wir wanken nicht vom Ort;
darunter rinnen Jahre
und rinnt das Leben fort.

Doch wird die Schale sinken
in einer hellen Nacht,
dann kam der Traum ins Träumen,
dann sind wir aufgewacht.

Es rüttelt mich vom Lager
zu tiefer Mitternacht.
„Erwache!“ ruft die Stimme,
sie hatte starke Macht.

Es lag auf allen Dingen
der Nacht ein fremder Bann;
es hob geheimes Weben
von allen Dingen an.

Und tausend Fäden rannen
und schossen sich ins Netz
und spannen arges Wirrsal
und dennoch ein Gesetz.

Und tausend Netze blinken,
und alles schwillt vereint
zu ahnungsvollem Winken,
und alles allem feind.

Ich aber bin geruhig
und stark wie das Geschick;
ich prüfe das Gespinste
mit unverworrnem Blick.

Mit wohlgeführtem Griffel
nachzieh' ich Zug um Zug
den lügenvollen Schatten,
den Schemen voller Trug.

Je wirrer schwankt im Bilde
der Zeichen Reigentanz,
je stiller das Getriebe.
Bald, weiß ich, stockt es ganz.

Dann trage ich die letzte
der schwanken Linien ein
und werde Fürst der Zeiten
und Herr der Geister sein.

Gesänge

(1902—1903)

Wir von der unsichtbaren Kirche haben
nicht Not, die lauten Namen uns zu nennen,
Geschicke uns zu künden vieles redend,
— und ist Geschick denn, was sich künden läßt? —
Ein Wink der Augen nur, ein Zug der Lippen,
er hat die Kraft und wölbt den schlanken Bogen
geschmeidig — fest vom Menschen hin zum Menschen,
welchen die Seelen zage erst betreten,
doch lächelnd und dann immer schneller schreiten
und eilen dann und stürzen immer schneller,
um auf des Bogens höchstgewölbter Mitte
in Armen sich zu finden, selig stumm.

Das Glück ist dieses: Beieinander ruhen,
schweigsam als wie gebettet in den Abend,
und Horchen ist es auf den einen Ton,
den meine Seele nächtlich deiner singt.

Wie sich der Gast vor seinem Wirte schmückt,
der Wirt mit Kränzen die Gemächer ziert,
so legt das Heute — karger Gast — für uns
der Seligkeiten roten Mantel um,
wir wollen ihm mit Kränzen grüßend nah'n,
es traulich leiten ins Gemach der Seele,
uns seiner milden Sprache zu erfreu'n,

und dem Geschicke kindisch nimmer zürnen,
das uns zu frühem, stillem Abschied drängt,
das heft'ger Liebe, welche zu gewaltsam
Geliebtes an sich reißt, mit weisem Finger wehrt.

.. und keine Brücke ist von Mensch zu Mensch ..

Du gabst mir deine Hand, da fühl' ich dich,
und nichts mehr fühl' ich als den Druck der Hand.

Denn nur ein Hauch sind deine Worte mir,
ein toter Hauch, und meine Worte dir;
und deine Arme, die du um mich schlangest,
sie spür' ich fern, und deines Lebens Strom,
der pocht und pocht, verrinnt mir unerkannt,
und keine Brücke ist von Mensch zu Mensch.

So kam es, daß ich keinen Schlummer fand
und dir ein Schreiben sandte diese Nacht:

Am Abend trat ich unter meine Freunde
mit einer heißen Seele voller Warten
und sagte nichts und wartete auf sie,
auf jenes Wort, das meine Seele löste,
das meine Tränen löste, jenes Wort,
und dachte: seht doch, meine arme Seele,
sie bebt und wartet! aber niemand sah,
und also sprachen sie von andern Dingen.

So kam es, daß ich keinen Schlummer fand
und dir ein Schreiben sandte diese Nacht.

Die Briefe las ich deiner zarten Hand,
die kühl und schweigend meiner Seele wehrten;
und als ich dachte: Antwort seien jene
— schon Jahre sind es, doch ich mußt' es denken —
auf eine Frage, die mir teuer war,

da wurde mir nicht gut in meinem Herzen,
und Bitternisse stiegen viele auf,
und langsam sank die trübe Stirne mir
— o schweige, meine Seele, schweige doch —
schon Jahre sind es — langsam sank sie nieder.

Verzagend hast du mir die Hand gerührt
und spürtest schauernd meines Fingers Kühle
und bogst dich schauernd meinen Lippen fort
und schienest dir so leid- und schmerzenreich
und gingest tränenvoll an mir vorbei.

Ich aber habe keine Tränen mehr,
ich höre deine Seele weiter strömen
gleich einem Bach im Dunkel hinter uns,
— lang bin ich ihm begegnet, lang vorbei —
er seufzt den Traum von gestern immer noch.

Doch unten geh'n wie Boote meine Tage
darinnen stumm das kühle Leben ist,
ich spähe nur und winke nur und rufe,
mein Leben achtet meiner Rufe nicht.
Mein eigen Leben gleitet stumm vorbei.

Ein schweres Dunkel sank herab, o Schwester,
auf allen Wegen liegen große Schatten,
so gib mir deine Hand doch, liebe Schwester,
ich sehe keine Wege in den Schatten.

O reiche mir die Hand: ich werde finden,
im ganzen Dunkel find' ich deine Hände,
weil deine frommen Hände immer leuchten,
sie leuchten wie ein weißes Licht, o Schwester.

So gib mir deine Hand doch, wo ich rufe,
mir ist nicht froh im Herzen, liebe Schwester.
Mein ganzes Herz ist mir nicht froh, o Schwester,
du redest nicht? und bist du denn gegangen?
du bist doch nicht gegangen, liebe Schwester?

. . die Stunde, da ich dich zuerst ersah . .

O daß ich fände dich in solcher Nacht,
dich Müde, unter Wipfeln Wandelnde!

Wie stützt' ich gerne deinen schweren Gang,
wie höb' ich gerne dich an Brust und Arm,
wie trüg' ich gerne dich in Haus und Dach,
daß du geborgen froh im Sturme seist!

O daß ich fände dich in solcher Nacht,
dich Hehre, unter Sternen Wandelnde!

Wie sänk' ich gerne an des Weges Rand,
wie preßt' ich gerne in den Staub die Stirn,
wie strömt' ich gerne Blut und Leben aus
vor dir in Dunkel hin in Sand und Nacht!

Was soll der armen Seele weiter frommen?
Sie beugt ihr Haupt und leidet nur den Sturm.
Um dich, was litte sie nicht still und gerne!

Und will der letzte Tropfen Blutes rinnen
der Seele der am Wege Sterbenden,
noch einmal hebe dann die schwere Wimper
entschleiernd, deines Strahlenauges Wonne
herabzutauen auf die Scheidende.

Und nur ein Jauchzen soll ihr Sterben sein,
ein Gutenacht vor träumevollem Schlaf,
und lächelnd schläft sie, wie ein sel'ges Kind.

Die Stunde, da ich dich zuerst ersah,
mein Bruder, höre, solches war die Stunde:

Ich sahe dich, und alle Menge wogte,
du ragtest über, und du sahest nicht.
Ich sahe dich, du schrittest ohne Pfade
und schrittest sicher, und du sahest nicht.
Ich sahe dich, und deine Blicke schimmern
von andern Sonnen, und du sahest nicht.
Ich sahe dich, und deine Lippen bebten
von andern Lauten, und du sahest nicht.
Ich sahe dich und sah in jener Stunde:
du bist der fremde, und der einsam ist.
Ich sahe dich und sah in jener Stunde
zu Häupten deinen Kranz und liebte dich!

Da ich des Abends meine Wege schreite
so friedenvoll und selig deines Bildes,
kam mir ein Lied der hohen Liebe also:

Dein Leib sei heilig, heilig deine Seele.
Auf deinen Lippen nimmer meine Lippen,
nur deinen Händen neig' ich meine Lippen.

Dein Leib sei heilig, heilig deine Seele.
In deinen Armen nimmer meine Arme,
nur deine Hände kühlen meine Stirne.

Dein Leib sei heilig, heilig deine Seele.
Nicht deinem Schoße wird es sich erbringen,
in Leuchten nur gebar es meine Stirne.

Dein Leib sei heilig, heilig deine Seele.
Die andern hebt der Strom und trägt und schlingt,
wir aber ragen voller großer Ruhe
— zwei Klippen — einsam gegen allen Strom.

Du standest vor der großen roten Sonne
— ein schwarzes Bildnis auf dem Flammengrunde —
und hattest deine beiden Arme offen,
gleichwie gekreuzigt in der roten Sonne;
und als ich aus des Waldes Wipfeln trat
an Weges Ende, und du sahest mich,
da stieg ein Leuchten auf in deinen Zügen,
und Lächeln wob um deine sel'gen Lippen
und bliebest in Verklärung regungslos
und ohne Gruß zu mir:
Ich aber weiß,
noch stehest du und harrst und leuchtest nur
bald aber wirst du mir entgegenkommen,
die Arme offen vor der großen Sonne,
langsam und lieblich wie ein schwebend Bild.

Ein Weg, den ich nicht suchte, führt zu dir ....

Ich habe meinen Willen über dir
und lenke deine Seele nach Gefallen
gleich einem Boot, daß es die Riffe meide,
wortlos und ohne eines Blickes Macht.

Und leide ich, so sei auch du in Schmerzen,
und jauchze ich, so jauchze du mit mir,
und flieht der Schlaf mich, wache du die Nächte,
und ward mir Müdigkeit, so schlummre du.

So sangen sie, da sie in Leuchten standen,
und jedes Seele klang: „Wie fühl' ich dich!"

Was uns verbindet, waltet über uns,
und gleich den Blinden tasten wir die Wege.

Ein Weg, den ich nicht suchte, führt zu dir,
der in mir brannte, den mir keiner wies.
Ich ging und frag' und stehe so vor dir:
„Hier bin ich, Schwester, riefest du mich nicht?"

Du bliebest stumm: wir fühlten nur das Wunder!

Bilder

(1902—1903)

Dort stand sie vor mir, und in langem Schwunge,
sank ein Gewand zu Boden und das andre,
bis daß sie hüllenlos und schimmernd war;
dann hob sie langsam ihren nackten Fuß
und bog die Hüften, welche schimmerten,
und all das Haar umfloß sie voller Glanz,
und schneller wiegte sie den weißen Leib,
und ihre dunkeln Augen glühten sehr,
und all das Haar umflatterte sie wilder,
umflatterte den Leib, der wiegt und wiegt,
und schriller klang die Flöte und die Zimbel.

Dann sank ihr Mut, und ihre Schritte stockten,
und langsam wiegte sie und zitterte,
und als ihr Auge voller Tränen stand,
nahm sie vom Boden die Gewande auf,
verhüllte sich und ließ mich ohne Worte.

Ich aber dachte: „Deine Seele tanzt!“

Zu meinen Füßen spielt ein kühler See,
sehr still und tief, wo bunte Fische springen,
und sanfte Berge grün umkränzen ihn,
die voller Ruhe sind und dunkelm Walde.

Und wenn ein Wind kommt, schwanken alle Blätter,
und wenn ein Wind kommt, blitzen viel mehr Lichter,
und wenn ein Wind kommt, geht ein feines Klingen
von stillen Kirchen ferne über See,
von einem, der im Kahn singt über See,
wer weiß es? niemand kann das alles wissen!

Es steigt ein Licht: da schimmert alle Luft!
und alle Berge stehen hoch in Glanz
und werden bald in Schimmer ganz ertrinken,
und jetzt ist Mittag: dann wird Abend sein.

O höbe sich aus diesem kühlen See
aus Dunst und Silber wunderbar verwoben
und wie ein Schleier zart ein liebes Bild
und rührt' mit Fingern schillernd mir die Stirne,
aufseufzend dann zerginge meine Seele
gleich einem dünnen Rauch in Mittagsglanz.

Längst am Gestade starb der Ruder Ton.
 Mein ist der letzte Kahn im roten See.

Mit schwerem Mantel aufrecht angetan,
 in Kahnes Mitte rag' ich über See.

Ich schlage manchen kühnen Harfenschlag,
 ich, Sänger, standhaft über roten See

zu Gruße dir, o ferne Königin,
 in Mondesmilde dämmernd über See,

die du mir rauschst aus schwarzer Wälder Chor,
 aus ferner Küsten Gold und Nebelsee,

bis Nacht, die Alte, von den Bergen steigt,
 mit schweren Händen tastend über See,

mit Rufen seltsam meinen Sinn verstört,
 bangher vom Ufer, seufzend über See.

Frühling:

Bald schreiten Mädchen auf den hellen Wegen,
und in dem Schreiten schläft ein süßer Tanz,
und wie ein Träumender vor Morgengrauen,
so rührt er sich und will so bald erwachen,
und ihre weißen Kleider wiegen schon,
und klingend steigt ein zierliches Gelächter

und schlingt mit leisen Lüften Ringelreihen,
und Kähne gleiten auf dem bunten Flusse,
und alle Ruder tauchen schlank und lustig,
und Tropfen sprühen ab und glüh'n wie Lichter,
und Flammen laufen über alle Wasser.

Und langsam hebt den Flug ein klarer Schwan,
zu baden seine Brust im Glanz der Bläue,
er breitet Schwingen, einer Ruhe gleich,
und hebt den Flug und schwimmt und glüht und schwindet
in goldne Stille auf: und alle Menschen
sind licht und schön wie Kinder, welche spielen.

Beatrix spricht:

Und weißt du, Liebster, manchmal dacht' ich heute
und dachte, wenn wir Kinder beide wären
und dann auf eine schöne Wiese gingen,
so gar nicht groß und voller Lieblichkeit,
und wenn wir Blumen pflücken dann und Halme,
die höher sind als wir und vieles schlanker,
und du mir dann die schönen Blumen nähmest
und lachend liefst mit allen meinen Blumen
— ein böser Bube und ein kleines Mädchen —
und ich, ich säße da und weinte sehr,
verlassen auf der weiten, weiten Wiese
um diese ganze, große, schlechte Welt:

Das wäre wunderschön, o Liebster, nicht?

Und weißt du, Liebster, manches dacht' ich heute
und dachte, wenn wir alte Leute wären
und dann vor unserm kleinen Hause säßen,
so auf der lieben Bank am Feierabend,
und da die Menschen ab und zu spazieren
am Feierabend in der trauten Straße
— wir kennen alle längst und alle uns —
und grüßen dann und einer stehen bleibt,
ein Alterchen, und nickt und spricht und nickt:
„Vor dreißig Jahren, ja, das waren Zeiten —"
und wir dann nicken und die Köpfe schütteln:

„Ja, ja, Herr Nachbar, wie die Zeit vergeht!"
und viele Kinder spielen laut um uns:

Das wäre wunderschön, o Liebster, nicht?

Und weißt du, Liebster, manches dacht' ich heute
und dachte ganz zuletzt ein Törichtes,
und ich getrau' es kaum zu sagen, Liebster,
so töricht dacht' ich; weißt du, was ich dachte?
„Wir wollen alle beide nimmer sterben!"

Das wäre wunderschön, o Liebster, nicht?

.. ich hörte deine stumme Seele singen ..

Der Sänger:

Ich habe nun in einer schlimmen Stunde
den Freund verloren, was sehr bitter ist,
und was den Menschen also bitter dünkt,
daß sie die Köpfe schütteln ohne Glauben;
ich habe — — auch verloren
und bin geächtet und in Einsamkeit,
und dennoch harrest du?

Beatrix: Ich harre aus!

Der Sänger:

Und wolle eines noch bedenken, Schwester,
sie lieben dich und sagen „Königin"
und beugen ihre Seele deiner Seele
und lachen auch und sind in Glanz und Schöne,
und du so jung und sehnend nach dem Lachen;
ich aber werde schwere Wege gehen,
und dennoch harrest du?

Beatrix: Ich harre aus!

Zum Prolog sinnt Beatrix folgendes:

Ein zartes Spiel ist meine liebe Seele,
gleich einem Tanze wechselnd Stund' um Stunde,
und schillernd in den tausend Wandelungen
geleit' ich meinen Freund die langen Tage,
am Morgen anders, anders auch zu Abend
und bei der Nacht mit anderem Gebahren.

Und da mir einer Laune Spiel gekommen,
die morgen Spott, doch heute ein Gesetz,
ein Spiel der Laune, mancherlei zu fragen,
wie gestern mir zu schweigen Laune war,
so will ich diese Frage tun und jene,
und also will ich meinem Freunde sprechen:

Beatrix:

O Freund, am Morgen wie erschien ich dir?

Der Sänger:

Am Morgen steht sie schlank vor meinem Lager,
mit vielen bunten Bändern angetan,
und faßt mich bei der Hand mit einem Lächeln
und führt mich linde durch den lauten Tag
und bricht in Lächeln tausend helle Blüten
zu leichter Zier und spricht: „Ich bin der Lenz!"

Beatrix:

Und still am Abend wie erschien ich dir?

Der Sänger:

Am Abend schreitet sie aus tiefen Schatten,
mit einem langen Mantel angetan
und angetan mit zweenen dunkeln Schwingen,
und breitet langsam solche dunkeln Schwingen
zum Fluge heiligen Gestirnen zu
und seufzt und singt: „Ich bin es, Hesperus!“

Beatrix:

Und in den Nächten wie erschien ich dir?

Der Sänger:

Ein Leuchten ist in ihren stillen Augen,
gleichwie in einem Monde über Wassern;
auf meine Lider träufte sie den Tropfen
und hob den Finger schweigend an die Lippen
und ragte hoch, und mit dem stummen Finger
will sie bedeuten: „Freund, ich bin der Schlaf!“

Der Sänger:

Die andern sprachen deinem Herzen vieles,
nur meine Lippen blieben stumm, vergib,
vor lauter Seligkeiten, da du kamest.

Beatrix:

Du irrest, Bruder, und ich hörte dich!

Der Sänger:

Ich irre nicht, die Lippen blieben stumm,
vor lauter Seligkeiten ohne Worte.

Beatrix:

Du irrest, Bruder, und ich hörte dich:
die Lippen nicht, ich hörte deine Seele.

Der Sänger:

Ich irre nicht, die Seele blieb verstummt,
und keine Worte kamen von der Seele.

Beatrix:

Du irrest, Bruder, und ich hörte dich,
ich hörte deine stumme Seele singen.

Der Sänger:

Ich habe meine Seele dir ergossen,
gleich einem Tranke hin zu deinen Füßen,
und meine Leiden strömten aus der Schale,
und meine Wonnen leuchteten im Strömen,
und nur ein Strömen hin zu deinen Füßen,
und nur ein Opfer war die Seele, Schwester,
und du erkanntest, also liebtest du,
und eines noch: ich scheide, segne mich!

Beatrix:

Ich habe meine Seele dir ergeben,
in deine Hände gab ich meine Seele.
du nahmest sie: da war es eine Blüte!
du hegtest sie: und sie erschloß sich dir,
und zart und stolz und trauernd war die Blüte
und nichts als eine Blüte war die Seele,
und du erkanntest, also liebtest du,
und eines noch: ich scheide, segne mich!

Beide:

Für alles Leben denn: ich segne dich!

Beatrix schreibt:

Nach vielen Tagen in der lauten Stadt,
da meiner Seele selber ich entfremdet,
ward mir die stille Heimat zum Geschenk,
und diese Nachricht nimm:

die Ruhe fand ich
und finde mich und finde dich in mir,
und in den Räumen, da du weiltest, Freund,
da wir einander schöne Tage boten,
klingt deine Stimme nach und meine Stimme,
die Worte alle, welche wir gesprochen,
und welche wir verschwiegen, alle Worte.
Kein Wandel ist und keinerlei Vergessen,
und alle Seligkeiten jener Stunden,
sie weben noch durch die vertrauten Räume.

Damit du Kunde habest in der Stadt,
ein Trost und Ziel für deine wirren Tage,
sei dieses Schreiben dir gesandt, mein Freund,
so lebe wohl, ich werde dein gedenken!

.. bis daß wir wieder zu dem Strome
tauchen ..

Wir tauchten aus dem Strom, der jenseit fließt,
und wo wir eines waren willenlos,
und wandeln nun für eine kurze Weile
in argen Fesseln unter Raum und Stunden,
wir gehen Wege, welche weit getrennt sind,
und nur mit Blicken, welche trösten sollen,
von fern uns findend –– eine kurze Weile,
bis daß wir wieder zu dem Strome tauchen
und wieder eines sind und willenlos.

.. und wieder gingen wir und gingen wir,
und wieder schloß ein Tor den langen Weg,
den langen Weg und wieder hoffen wir,
daß aller Mühen nur ein Ende sei,
da aber sprang es auf, und wieder lag
der lange Weg gestreckt hin über Land
und über Land, und wieder gingen wir,
und wieder schloß ein Tor den langen Weg ..

Der Tod wird uns an seine Hände nehmen,
ein Führer jener Seelen, welche irrten,
und sprechen: „Dieses ist der rechte Weg!"
und weiter sprechen: „Dieses ist das Land,
nach welchem ihr Verlangen habt und Tränen."
Dann aber werden wir die Blicke senken
und voller Trauer fragen: „Dieses nur?"

Und abermals wirst du geboren werden
auf andern Sternen, deiner selbst nicht kundig,
und wirst die Wege gehen allen Lebens,
in Schmerzen bald und manches Mal in Lächeln.
Doch steigt aus Dämmerungen einer Nacht
gleichwie aus Schächten, die verschüttet sind,
ein Bildnis auf, ein Schatten und ein Ruf,
so wisse du: der Bruder ruft nach dir,
der abermals dem Tode sich entrang
gleich dir und abermals das Leben wandelt
auf andern Sternen fern und trauervoll.

. . und meinem Leben selber leb' ich ferne . .

Fremd bleibe deine Seele und dir eigen,
und nicht Berührung dulde von der Erde.

Leg' ein Gewand an, welches keiner kennt,
verhülle mit dem Schleier dein Gesicht
und schreite durch die Straßen, diesen grüßend
und lächelnd jenen wohl „o Freund" benennend,
und doch des einen nur gedenk', der spricht:
„So lieb' ich dich in deiner kühlen Hoheit,
so sag' ich Schwester und Gefährtin dir!"

Die andern aber werden Lügner sagen!

Du träumtest dieses Lebens Wirren ferne,
und durch den Traum nur drang ein Laut der Erde
und kam und ging gleich einem Wanderer,
von dessen Schritte nachts die Straßen hallen
der deinem Fenster so vorübergeht,
daß nur ein Hallen dir von ihm bekannt,
sein Antlitz nicht und seines Leibes Wuchs
und seine Seele nicht und seine Stimme;
er geht vorüber, und der Schritt verhallt,
auf deinem Lager horchst du eine Weile:
„Wer ging vorüber . . ?" — dann entschlummerst du.

Es klagte mir aus deinen Augen, Schwester:
„Ich fühle alle Stunden mir entgleiten,
gleich einem Wasser unter meinen Fingern,
und keine tränkt die Seele, welche dürstet,
und meinem Leben selber leb' ich ferne,
gleich einem Schatten ohne Wert und Künste,
und alle Tage werden also kommen
und werden gehen, und ich leide nur . ."

Ich aber werde deiner Klage sprechen:
„O nahe mir und lehne sanft dein Haupt
und deine Schulter lehne meiner Schulter,
und dann im Gleiten aller Stunden spüre:
das ist der Strom, er rieselt fern, und fremd
am Ufer stehen wir und lauschen wohl
und fühlen beide: ferne rinnt der Strom;
und fühlen unser beider große Stille,
gleich einem Abendsee, der ruht und schimmert."

. . ich führe dich und will nicht mehr von dir . .

Und als du sprachst: ich will dir Schwester sein!
da sagt' ich nicht: sei du Geliebte mir,
da sagt' ich nur: wenn dann die Nächte kommen,
so tritt du mit der Leuchte in das Zimmer
und lege deine Hand mir auf die Stirn,
daß ich mich deiner kühlen Hand erfreue,
und daß die Ruhe strömt von dir zu mir,
und bleibe dann, bis daß es Morgen ist,
und du die Leuchte löschst und du dich wendest,
und langsam sich das Tor schließt hinter dir.

Sobald der Abend ihr Gesicht verhüllte,
noch ihre Stimme war es, welche sprach:

„Da selber mir der Schmerzen Fülle wurde
und solche Wirrsal einer tiefen Seele,
daß sich mein Ohr der fremden Klage schloß,
so schweige du und geh' und trage selber!"

Von nun an werde ich ihr Antlitz meiden.

Wir wandelten gemeinsam eine Strecke,
dann hielten wir am Fuße der Terasse,
wo sie mir lächelnd ihre Hände reichte:
„Bis hierher, Freund" — und langsam aufwärts stieg
in wehendem Gewande, Stufen aufwärts,
und höher stieg und glühte, wie ein Funke,
und immer lichter ward und wehender
und lautlos in des Tempels Pforte schwand.

Ich führe dich zu jenem, welcher kommt,
und dessen deine junge Seele harrt,
ich führe dich und will nicht mehr von dir
und horche nur auf deines Herzens Pochen
und deine leisen Wünsche, welche schweigen,
und will dir Helfer nur und Bruder sein,
bis jener kommt, und du die Arme öffnest,
und weiter ich auf meinen Wegen schreite
ganz ohne Schmerzen, ohne Blick nach dir.

.. zu böser Stunde der Verlorenheit ..

So schrittest du vorüber diese Nacht,
da mich die Schatten bargen deinen Blicken:
im Schwarme kehrtest du von lautem Feste,
und alle Straßen hallten eure Tritte,
und nahtest du und lächeltest und wiegend
und Wechselreden tauschend in dem Schwarme,
und deine weißen Kleider blinken auf
und blinken durch die Nacht und winken ferner
und sinken alle und versinken dunkel,
und klang ein Lachen noch und irrt' und schwand.
So schrittest du vorüber diese Nacht,
da mich die Schatten bargen deinen Blicken.

Worauf ich tiefen Sinnes heimwärts lenkte;
und alsobald — des Schlummers harrte ich —
erhub es sich wie neben meinem Lager
und war wie eine Stimme, welche klagte
und klagte laut die ganze schwere Nacht.

Der Heimweg führte mich in dieser Nacht
zum Parke, welcher voller Stille lag,
und viele dürre Blätter raschelten,
und zwischen zweien hohen dunkeln Stämmen
erschien es mir und war mir wohlbekannt
und weinte auch und nickt' und lockte sehr;
doch als der Wind ein wenig lauter klagte,
zerrann es . . .

Beatrix:

O Freund, erhebe dein gesenktes Haupt,
denn siehe! deine Schwester nahte leise
und rührt mit sanftem Finger dir die Schulter
und will dem Bruder künden: „Frühling kam,
und alles Leben wird ein Blühen sein,
und alle Trauer werde großes Glück!“

Der Sänger.

O Schwester, hebe deinen sanften Finger
von meiner Schulter, einsam mich zu lassen,
und mühe nicht um mein gesenktes Haupt,
ich wandle ferne euerm Blühn und Leben.
Denn also ist das Zeichen meiner Stirne:
„Dein Glück soll eine große Trauer sein!“

Der Sänger:

In Tiefen meiner Seele wuchs es aufwärts
zu böser Stunde der Verlorenheit,
ich werd' es meiner Schwester künden müssen.

Die teure Frage hab' ich einst getan
und harrte Tag um Tage einer Antwort,
und drängender und heißer flehte ich,
da bat ihr stummes Auge voller Angst:
„O frage nicht!" und dann von jener Stunde
erhob es sich, Geheimnis, zwischen uns,
gleich einem dunkeln Haupte hob es sich
und raunt und quält mein Herz: „Du bist allein."

Beatrix:

In Tiefen meiner Seele wuchs es aufwärts
zu böser Stunde der Verlorenheit,
ich wag' es meinem Bruder nicht zu künden.

Da sind der Dinge viele unerkannt
und schlafen nicht und drängen an den Tag,
und dunkel hub die arge Stimme an
und raunt und quält mein Herz: „Ich glaube nie!"
und meine Lippen sprachen doch: „Ich glaube!"
So werd' ich lügen und verschweigen müssen
und werde sterben müssen in der Lüge,
und ohne Glück ist meine arme Seele.

Die Getrennten

Beatrix:

Und weiter immer soll ich von dir gehen?
und kaum erreicht dich meiner Stimme Klang!

Der Sänger:

Du bist zu nahe mir, so fliehe weiter!

Beatrix:

Ich sehe, Bruder, sehe dich nicht mehr,
ich spüre deiner Stimme Klang nicht mehr!

Der Sänger:

Du siehest nicht: doch hörest du, so fliehe!

Beatrix:

Die Nacht umfängt mich und ich bin allein.
O Wind, du trage einen Hauch von mir,
vom Klange meiner Stimme zu dem Freunde!

Der Sänger:

Ich fühle einen Hauch nur deiner Stimme,
nun klang er rein, so wie er nie geklungen,
nun ruhe du! der Ferne sei genug!

Der Sänger:

An einem Tage, welcher herrlich glühte,
da Sonne über unsern Häuptern war
und Blüten wogten und die Wipfel wogten
und Duft des Frühlings ging und alle Wonne,
da sah ich, Schwester, dich:

Beatrix:

das letzte Mal!

Der Sänger:

Da schrittest du so schlank und hell gewandet
und wie im Traume neben deinem Freunde,
und deine Blicke klagten nur ein Wehe,
und deine Lippen blieben so geschlossen,
und nur ein Schweigen kam:

Beatrix:

das letzte Mal!

Der Sänger:

Da sprach ich von den Tagen, welche gingen,
von Seligkeiten unsrer heil'gen Stunde,
bis deine Augen leuchten in Gedenken
und deine scheuen Lippen sich eröffnen
und Rede kam von dir:

Beatrix:

das letzte Mal!

Der Sänger:

Und als der Seelen [illegible] tiefer schwoll
und Sehnen schwoll und alle Vögel sangen
und abendlicher Duft gelinde wallte
und Strömen war und Glühen, selig! selig!
da auf dem letzten Gange du und ich,
da wurde selig unser letzter Gang,
in Eines strömten wir:

Beatrix:

das letzte Mal!

Erscheinen der Sehnsucht:

Um helle Mittagsstunde
trat eine hohe Frau zu mir heran,
die einen Mantel trug von schwarzer Farbe
und dunkeln Schleier vor dem Angesicht,
und so, verhüllt gleich einer Trauernden,
trat sie heran und sprach die raschen Worte:
„Komm', folge mir!“ und da ich Antwort gab:
„Ich folge nicht, du bist mir unbekannt“,
kam es wie Lachen klingend durch den Schleier,
und aus dem Mantel windet sich ein Arm
und streckt entgegen eine weiße Hand
gleichwie zu schwerem Banne feierlich:
die aber hält ein wohlbekanntes Bildnis,
o jenes Bildnis voller Traum und Wehe,

o jenes Bildnis teurer meiner Seele
wie Gold und aller Ruhm der armen Erde,
und dann mit jenem rückgestreckten Bildnis
begann sie einen Schritt und einen zweiten,
und als sie einen dritten auch getan,
begann mein Fuß und folgte jenem Bildnis
und folgte Tage, folgte lange Nächte
dem Bildnis in der rückgestreckten Hand
und möchte ruhen doch und folgte nur,
und Tag vergeht und Nacht und ewig gleich.

Nur manches Mal noch klingt es durch den Schleier
wie leises Lachen, und nur manches Mal
noch fragt die Stimme: „Kennest du mich nun?"
Dann seufzt mein Herz: „Vergib, ich kenne dich!"
Ich aber folge Tage, Tage, Nächte,
und vor mir winkt das Bild und winkt und flieht.

Nach langen Jahren:

Beatrix:

Ich werde an das offne Fenster treten,
es war ein wunderlicher, fremder Tag
und spann ein Netz um mich und spann und spann,
ich kenne meine Seele nicht, o Tag,
und draußen singt der Abend von den Linden,
und drüben singt ein Kind nur wie im Traum,
es war schon alles einmal: so am Abend;

und drüben singt ein Kind nur wie im Traum,
es quält in meiner Seele mich ein Dunkel
und wie ein Schattenbild
vor alten, alten Jahren,
es kam und ging und ist dann nie gewesen,
es ging nur wie ein Traum durch meine Seele,
ich blieb, es war dann nur ein Schatten auch,
und draußen spinnt der Abend auf den Linden,
und drüben singt ein Kind nur wie im Traum . . .

Vox e tenebris:

„Und drüben singt ein Kind nur wie im Traum,
und drüben bin ich nur und Traum und hier
und bin nicht du und singe nur im Traum
und bin gegangen — und ich bin gegangen
und warte nur, und war schon alles einmal,
und du und Abend war schon alles einmal,
und bin ich du und war schon alles einmal,
und drüben singt ein Kind nur . . .“

(evanescit in vesperum)

Beatrix:

wie im Traum —
Wer sprach? Ich weiß nicht, kam denn eine Stimme?
War es wie Rufen nicht zu mir gekommen?
Der Abend rief, der Abend ist verwirrt,
ich weiß nicht, meine Seele ist verwirrt,
ich weiß nicht, meine Seele . . .

Im Strom.

Erste Stimme:

O, laß uns reden, rasche Worte wechseln,
eh' mich der bleiche Strom von dannen reißt,
o sprich: wir waren einst einander gut
vor langer Zeit, o sprich!

Zweite Stimme:

Vor langer Zeit!

Erste Stimme:

Die Ströme gleiten, Augenblicke fliehen
vorüber längst! Was schließt die Lippen noch?
Ich werde sprechen, einmal sollst du wissen;
o böse waren jene langen Zeiten,
o dir entfliehen! Töricht meine Seele!
Es ist vorüber, sprich!

Zweite Stimme:

Es ist vorbei!

Erste Stimme:

Die Ströme trennen: eines höre noch!
noch einen Ruf! wie waren deine Zeiten,
wie littest du? — o ferner, immer ferner, —
und überwandest du und bist in Ruhe,
und du verhüllst das Haupt? und deine Seele?
sie blutet? lebe wohl . . .

Zweite Stimme:

Leb' wohl! sie ruht

Die Getrennten im Wechselgesange:

Wir spielten nie im hellen Ringelreihen
zu jener Zeit, da wir noch Kinder waren.

Wir gaben nie einander Hand in Hände
mit leisem Zittern, Freunde uns zu nennen.

Wir saßen niemals atmend Seit' an Seite,
in einem Zimmer, wo Musik erklang.

Wir waren nie versunken Aug' in Auge,
daß einer tief uns in Verwirrung traf.

Wir haben nie ein teures Wort gesprochen,
und niemals war ein Schweigen zwischen uns.

Wir winkten nie uns im Vorübergehen
und kreuzten einer nie des andern Pfad.

Wir haben nie gewußt und nie erfahren,
daß unser Leben sei auf Einem Stern.

Und nie in Sehnsucht lebten wir die Nächte
und sind gestorben beide fern und fremd.

Wir haben beide keine Seele mehr
und können darum Seit' an Seite ruhn.

Wir wissen keiner mehr von dir und mir
und legen darum gerne Hand in Hand.

Wir haben auch der Worte keine mehr,
und darum ward das Schweigen uns so süß.

Wir gehen wankend wie die Schemen nur
und werden nicht mehr von einander sein.

.. und achte nicht mehr eines Menschen Rede ..

„.. Leben, o du reiches Leben!“ ..

Sie werden alle deinen Namen rufen
nicht anders, als von Segen schwer beladen,
sie werden alle ihre Liebe winden
kronengleich dir um den sanften Scheitel.

Es soll nur deines Fingers Wink bedürfen,
sie werden schamvoll lauter Klage wehren,
des Blickes nur aus traumesschweren Augen,
sie werden Stille haben und genug.

Petrarca:

Du schreitest leicht gleich einer Kerzenflamme
und spendend durch die harrenden Gemächer,
von deiner Hände Frieden taut Genesung,
von deinen Blicken Ahndung lichter Welten.

Du hebst die Wimper: alle Räume weichen,
und Mondesglänzen bricht durch das Gemäuer,
du hebst den Arm: es sinkt der heil'ge Reifen
und schwebt und ruht lichtgießend dir zu Häupten.

Wie steh' ich doch in Träume ganz verloren
und löse vor der kleinen gelben Flamme
die braunen Flechten meines schönen Haares
und blicke immer, immer in die Flamme
und löse unbedachtsam die Gewande
und bin von Tageswerken also müde,
und wie ersehnt' ich solche Müdigkeit,
die langen Jahre meines jungen Lebens!

Das Licht erlosch! wie schwillst du, Lager, kühl!
nun aber quillt er, meiner Seele Bronnen,
im Dunkel aufwärts und geheimnisvoller
und singend: „Leben, o du reiches Leben!"
und unter Sternen klingt ein Murmeln mit,
der ferne Segen der Beladenen,
er neigt sich flüsternd, er umschlingt mich schon.
O Traum! wie wirst du voller Schimmer sein!

Aus deinem Fenster blickst du über Land,
Erinnrung suchend an vergang'ne Tage,
da du im klaren Lichte drüben gingest,
auf hellen Wiesen, welche ferne glänzen.

Du blickst hinaus: was aber beugst du dich?
Was stiegen Träume dir ins Angesicht?
Vorbei! du streichst den Schatten von der Stirne
und wendest dich und schaffst getrost und ruhst.

Von drüben aber glänzen helle Wiesen.

(Die Mutter)

Beatrix:

„Mein Kind", so sprach es, und ich träumte nicht,
„ich bin es wieder! spüre du mich doch,
mein Kind, ich habe frühe dich verlassen,
das weiß ich wohl! o zürne dessen nicht.
Und Schwere fesselt die beschwingte Seele,
und Sehnen riß mich aufwärts, solches Sehnen,
dorthin, wo über weißen Sterngefilden
die Geister wallen, denen ew'ger Klang
vom Gleiten ihrer zarten Sohlen geht,
hinstreifend über singende Gestirne.

Ich bin die Luft, in Atem dich umfeuchtend,
ich bin der Schatten, kühle dich umfangend,
ich bin die Seele, stille in dir rinnend,
auf meines Strahlenfingers leisen Wink
enthob sich deiner Seele Mut und Werk,
deren wir beide nur die Wahrheit haben,
die andern aber fremde Worte reden.
Mein Kind, o spüre lichtern Odems Wehn,
nur eine Spanne wurde mir, zu reden,
zum Äther zieht es die beschwingte Seele,
sie schwebt, leb' wohl, o lebe wohl mein Kind.
Du wandelst unten, aber ich in Schimmer,
und meine beiden stillen Hände gleiten
gleich zwei Gestirnen über deinen Scheitel,
und meines Lächelns zauberhafter Glanz
gleich einem Monde, welcher langsam schwimmt!"

So nahte mir das Wunder und entschwand.
Nun bin ich stolz und bin in Sicherheit
und achte nicht mehr eines Menschen Rede!

Tief aus der Ferne heb' ich einen dunkeln,
heb' ich getreuen, dunkeln Nachtgesang.

Vom Leben sing' ich, das verderben will;
o ziehe fester das Gewand um dich,
verhülle dich, da seine Blicke locken,
und seinem Flüstern schließe du das Ohr.
O Seele meiner Seele, sei getreu!

Tief aus der Ferne heb' ich einen dunkeln,
heb' ich getreuen, dunkeln Nachtgesang.

Von Liebe sing' ich, die verderben will;
und wenn die tausend Worte dich umdrängen
und tausend Arme dir entgegenwinken,
des Einen Wort, o überhör' es nicht,
die Klage seines stummen Blickes nicht.
O Seele meiner Seele, sei getreu!

Tief aus der Ferne heb' ich einen dunkeln,
heb' ich getreuen, dunkeln Nachtgesang.

Vom Glücke sing' ich, das verderben will;
o glaube denen nicht, die traulich leben,
der Seele glaube, die verbluten will,
dem Schmerze glaube du: der Schmerz ist Glück.
O Seele meiner Seele, sei getreu!

So hob er an, so senkte er das Haupt,
und trübe schwieg der dunkle Nachtgesang.

„. . Ich kenn' ein Land, Beatrix . .“

Beide:

Im letzten Grunde hab' ich dich erkannt!

Der Sänger:

Ich rinne gleich dem Blute tief in dir
durch deine Seele und verirre mich
in dem Geäst der Adern rätselvoll.

Beatrix:

Gleich einem klaren Quelle bist du mir,
ich schaue: aus dem kühlen Spiegel winkt
mein eigen Bild, so bleibst du unerkannt.

Der Sänger:

O sei du klar, wie ich, der klare Quell!

Beatrix:

O sei du trübe, daß ich Grund erkenne!

Beide:

Der Seelen Heiligste, wie gleichst du mir!

Beatrix:

Wir werden vor die großen Wasser treten,
und wo die Wogen heben, Wogen sinken,
da werden wir der Hülle uns entringen
und werden heben uns und werden schweben
und werden einen leichten Reigen tanzen,
gleich zweenen Flammen über großen Wassern.

Der Sänger:

Und zweien Flammen tanzen über Wassern,
und wo die Wogen singen, Wogen singen,
da wird auch Singen gehen von den Flammen,
und wird ein Singen sein zu leichtem Reigen,
gleich fernem Rufe über große Wasser.

Beide:

Wir Hüllenlosen schweben gleich der Flamme,
wir steigen auf und schweben und verschweben,
wir werden aber beide wiederkommen
zu jener Zeit, da es geschrieben steht.

Der Sänger:

Und dennoch, Schwester, wird die Stunde kommen,
da wir einander nahe fühlen werden,
und nur das Beben zweier Hände kündet
der Seelen heiliges Zusammenströmen.

Beatrix:

Was deutet sie dem Bruder und der Schwester?
mir bangt es sehr in solcher schweren Stunde!

Der Sänger:

Die Stunde sei es, Klagen zu ergießen
ob alles Irdischen, das uns bedrängt,
und wie den Fluten abendlichen Meeres
der Mond sich schimmernd, friedevoll enthebt,
so wird aus überreicher Tränen Gusse
Erlösung tauchen, schimmernd, jene Stunde.

Beatrix:

Und wenn Erlösung wurde in den Tränen,
und keine Klage mehr und keine Worte,
dann muß sich, dunkel, Schweigen uns erheben,
mir aber bangt es sehr in solchem Schweigen!

Der Sänger:

Nie soll ein Schweigen werden jene Stunde.
Wenn alle Klagen wichen und die Tränen
und sich Verstummen breitet über uns,
dann werden meine Lider tiefer sinken,
und wie im Traume werde ich beginnen:
„Ich kenn' ein Land, Beatrix . .“

.... zum letzten Preise deiner milden Tiefe...

Die andern:

Wir haben wohl ein Lachen um die Lippen
und gehen gleichen Mutes durch das Leben,
und ihr in Tränen und Erschütterung;

und eines Tages ist es dann geschehen:
als eure Tränen immer heißer strömten,
die müden Häupter immer tiefer sanken,
da waren auch die Schwingen längst gewachsen,
da waret ihr im Äther längst entschwunden,
da wußten wir und brannten allzu wissend:
daß Glückes mehr in euern Tränen sei
als in dem Lachen unsrer armen Seele.

Der Sänger für sich:

Es lehrte Einer mich das helle Leben
und führte mich zu den kristallnen Quellen,
die leichthin gleitend strömen, der Natur,
o eine Seele, Blütenwunder voll.

Der aber lehrte mich die tiefe Treue,
den Blick voll Schwermut und Erinnerung,
gesenkt hin über eine ernste Welt,
und den gefaßten Schritt des Sollens gehn.

Sie aber, die zu jenem Leben lockte
mit sel'gem Lächeln und verführerisch,
ein schillernd Bild der eignen Wirklichkeit,
gleich einem Kinde lieblich und vertraut,
doch schwerer Rätsel voll wie dunkle Wesen,
die an der Brust der ew'gen Mutter ruhn,
halb aufgeweckt und halb in Traum gebunden,
von deren Finger mir Erkennen floß
und Inbrunst aus der Seelen Überschwange,
sie gab mir Weg und Ziel und das Verzichten
und Seligkeiten andrer beßrer Welten.

Und also wend' ich mich von diesem Leben,
zu tun wie sie geboten, und getrost!

Beatrix:

Aus meinen Armen werd' ich dich entsenden,
wo du geborgen wie bei einer Mutter,
und sende dich in jene Welt der Schmerzen
und will in meiner übergroßen Liebe:
verzage du und kämpfe du und leide,
und dann nach Jahren klopfe wieder an
und sprich:
„Ich habe diese Welt erlitten
und habe auch den Weg vollendet, Schwester,
den deine große Liebe mir gewiesen,
und habe auch des Weges Sinn erfundet,
der war:
aus deiner Hand in deine Hand!"

Der Sänger:

Ich werde meine Stimme nun erheben
zum letzten Preise deiner milden Tiefe
und voller Demut meine Kniee beugen
zum letzten Gruße deiner stolzen Süße,
die zage Stirne deinem Schoße bergen,
ein letztes Spüren deiner hohen Ruhe,
und also reichen Trostes voll und stärker
die neuen Bahnen gehen, so du wiesest,
und werde niemals meine Blicke wenden
und werde dennoch tiefster Seele wissen:

„Die ich erkannte, schreitet neben mir
und lässet nie und schimmert gleich Gestirnen!“

Oden

(1903)

Im Abendgolde o schwebtest du mir vorüber,
von segnender Röte den Scheitel stiller umwoben,
vom Winde leichthin gehoben im gleitenden Kleid,
o wie blühte die Seele mir!

O winkte dein Gruß, o rührte dein Finger den meinen,
o sänke des lächelnden Blickes ein Tropfen und segnend
hernieder dem, der gebeugt und in Demut seufzt,
o wie klänge mein Leben auf!

So aber durchschreite ich einsam und trauernden Hauptes
die Wege der Menschen, durchschreite die Plätze voll Lärmens.
Was hilft uns — ach! — daß der Abend die Wipfel umsponn
singend und tief mit dem Netz von Gold!

Höre doch! Pilger wanken die Gasse vorüber,
graue, in Kutten, schwermütig und lastenden Schritts,
wanken vorüber und singen eintönige Lieder.
Abends, wann der Regen fällt.

„Leben, was bist du, denn ein Heimverlangen."
„Seele, was bist du, denn ein Senker zur Nacht."
„Gut und Blut, was seid ihr, denn trübere Schemen."
Abends, wann der Regen fällt.

„Eines ist not: der Liebe erquickliche Flamme,
und die Gottheit führt dich getreuesten Weg!“
Also singen die Pilger und wanken vorüber.
Abends, wann der Regen fällt.

O meine Seele will dich umschlingen, fassen,
will vom kühlenden Tau deiner Lippe sich nähren,
Inbrunst saugen und Tröstung, Geschwisterliche.
Du aber wendest dich von mir?

Aber mein Auge erspäht dich, und schwebtest du, Stolze,
mild — ein Gestirn — in dem Tanz der versagenden Götter,
späht: des entgegnenden Blickes bescheiden zu harren.
Du aber senkest die Wimper?

Aber mein Ohr, es vernimmt dich, und wob deine Stimme
ununterscheidbar den Ton zu der Sphären Gesänge,
kennt dich aus brausendem Klang der kristallenen Himmel.
Du aber schließest die Lippen?

Abend und Morgen, sie gleiten vorüber: ich fühl' es
kaum, und es wechselt das Licht mit den Nebeln der Nacht.
Wir aber schwinden dahin in Blindheit und wissen
keiner, ach keiner vom morgenden Tag.

O du mein Kind, das schlummernd mir genaht,
traumvollen Gangs mit tiefem Frageblick,
der keinen Weg erkannte dieser Irrnis,
wer sprach vom Leben dir?

O Schwester du, die meine Hand ergriff,
getreu und still und gleichen Schrittes ging,
in süßer Sorge ihres Bruders wartend,
wer gab Vertrauen dir?

Geliebte du, die meiner Seelen Flamme,
die hohe, nährte in Beseligung
und Glut herniedergoß von lichtern Sphären,
wer spendet Inbrunst dir?

O Mütterliche, wann zur Stunde einst
dein milder Schoß mich gar so Müden hegt,
vor dieser Welt zu bergen den Verirrten,
wer dann, wer heiligt dich?

Franciscus

Vorbemerkung

Das dramatische Fragment „Franciscus“ stammt aus den letzten Lebensjahren des jungen Dichters. In voraufgegangenen Jahren hatte er bereits das ganze dreiaktige und von einem Vorspiel eingeleitete Drama vollendet, alsbald aber, weil es ihn nicht befriedigte, vollständig vernichtet. Hierauf schrieb er den letzten Akt von neuem und fertigte eine überaus sorgfältige, liebevolle Abschrift. Über den Plan des Ganzen und den Inhalt der vorangehenden Akte gibt der von ihm selbst herrührende, nachstehend abgedruckte Entwurf Aufschluß. Dieser fand sich im Besitze des Herrn Professors Dr. Paul Menzer (Berlin) vor, dem der Verstorbene das Manuskript mit einem Brief aus dem Oktober seines letzten Lebensjahres übersandt hatte; Herr Dr. Menzer war so gütig, uns das Original für unsere Zwecke zur Verfügung zu stellen. Eines näheren Eingehens auf den Inhalt des Werkes bedarf es daher nicht. — Nur mag folgende Bemerkung zur Würdigung des Ganzen angezeigt scheinen: daß der Akt innerlich sich weit weniger als Fragment offenbart, als seine äußere Gestalt vermuten läßt. Er setzt gerade an dem Punkte ein, wo das Problem den Dichter in besonders hohem Maße psychologisch zu ergreifen begann. Er selbst betrachtete dieses Werk als sein Glaubensbekenntnis. Zuletzt dachte er vor allem und in erster Linie an die Neuschaffung des Vorspiels, auf das im Drama an einer Stelle (S. 229—232, s. den unten abgedruckten Entwurf unter „Vorspiel“) zurückgewiesen wird. (Vgl. auch die biographische Einleitung.)

D. H.

Schema der ersten Akte

Vorspiel

Franciscus, als junger Mönch in einem deutschen Kloster, schwärmerisch geliebt von dem sechzehnjährigen Eginhard. Zu Franciscus ist durch die Beichte einer Frau die Welt gedrungen. Er will fliehen: „Ich kann nicht leben ohne eine Schuld." Eginhard bringt ihm, dem Fiebernden, einen Becher Weins (an diesen Wein, der als Reliquie aufbewahrt worden, knüpft sich eine Legende: „Nur der Größte dürfe ihn trinken!" Franciscus: „Wer sagt mir, daß ich's nicht bin!") Durch den Wein besonders aufgeregt, wird sein Entschluß zur Tat fest. Er entflieht, den vergeblich um Mitnahme bittenden Eginhard (der für ihn den Reliquienschrank erbrochen hat) grausam zurückstoßend, — nach Italien.

(Die Situation: Franciscus, das „Kind" Eginhard, der Becher, welcher das Schicksal des Franciscus umkippt, ist symbolisch und kehrt im vorliegenden letzten Akt Vers 1367—1449 im umgekehrten inneren Sinn und Richtung wieder.)

(Graue, klösterliche Stimmung, Basreliefs.)

Erster Akt

Das Ganze wird von nun an die Tragödie einer bedeutenden Person, die mit dem Individuellen des Lebens nicht auskommt, weil sie aus allem das Typische nur herauszehrt und so eine den Mitmenschen unerträgliche Hochspannung des Daseins bewirkt.

Franciscus in Italien. Er tritt unter einen Kreis von Menschen, die sofort, wie Eisenspäne nach dem Magnet, in eine bestimmte Stellung zu ihm sich hineingezwungen sehen, wegen der Überlegenheit seines Naturells. Alle Lebensverhältnisse erhalten gesteigerten Sinn. Ein Paar, der begabte Giovanni und seine Verlobte Angela Sirena, lösen in einem — zutiefst intellektuellen — Rausch ihre Verbindung, um sich ganz dem Franciscus zu eigen zu geben: Giovanni wird des Franciscus Schüler, Angela Franciscus' Braut und Frau. Franciscus nimmt dies Opfer an, obwohl er weiß, daß das einfache Leben stärker ist als solche Hochspannung des Daseins, daß diese letzte immer nur einer ertragen kann, daß Bewunderung nichts mit Liebe zu tun hat, daß es gereuen und das Leben siegen wird: aber dennoch läßt er's zu (Schuld!) — — weil er Angela, die nichts ist als Frau, ganz einfach: liebt.

Leuchtende Landschaft; ekstatisch, der christliche Akt.

Zweiter Akt

Wie es kommen mußte: Franciscus scheint über Angela hinwegzuleben. Sie fühlt sich von ihm in ihrem Eigensten unbeachtet; denn er hat nicht Umgang mit ihr als diesem und diesem bestimmten Wesen. Sie wird erbittert, als hielte er sie vom lebendigen Leben getrennt, als hätt' er's nicht bloß „zugelassen", sondern selbst getan. Die einfache Liebe zwischen Angela und Giovanni wirkt wieder, er sieht nichts! Sogar das steigert den Haß gegen ihn: „Er ist so klug, er hätt' es wissen müssen"; schließlich raubt Giovanni dem Meister sein Weib und Werk, indem er Angela, die sich ihm — ein Viertel aus Trotz — preisgibt, nackt so malt, wie Franciscus — verschleiert — es geplant hatte. Franciscus sieht das: um so stärker sein Vertrauen, um so furchtbarer sein Zusammenbruch, welcher wieder in Giovanni und Angela das häßliche, trennende Mitschuldigenbewußtsein weckt und in Giovanni, dem Mann, dem „Moralischen", das Verlangen nach Reinheit, Sühne und Verzeihung.

Das bringt der

Dritte Akt

zum Austrag.

Dritter Akt

Szene:

Halle auf hoher, felsiger Küste; rechts vom Zuschauer Arkaden mit Ausblick auf das Meer. Tor im Hintergrunde.

Rechts ganz im Vordergrunde biegt die Halle um ein Drittel der Bühnenbreite nach links ein; dort, nach rechts davor, freier abstürzender Fels über dem Meer, darauf ein Altan.

In der Ferne unten Strand, Stadt, sehr weiter Ausblick.

Nacht.

Personen:

Franciscus, 35 Jahr.

Eusebius, 20 Jahr
Giovanni, 25 Jahr
Lionardo, 23 Jahr
Giachimo, 16 Jahr
} Schüler des Franciscus.

Angela Sirena, 24 Jahr, Frau des Franciscus, früher Verlobte des Giovanni.

Ein Fischer, Schüler.

Erster Auftritt

Franciscus sitzt über den Tisch gebeugt, die Stirn auf die Hand gepreßt. Eusebius lehnt an einer Säule: beide im Dunkel unsichtbar und reglos. Meeresrauschen von unten.

Giachimo und Lionardo treten ängstlich herein.

Lionardo (sich vorwärts tastend):

Eusebius? (Stille)

Eusebius, bist du hier?

(Stille) Eusebius!!

(ängstlicher)

Hör' doch! wir sind's, Lenardo und Giachimo!

Antworte doch! es ist so dunkel hier,

vor Dunkelheit hör' ich mich selber kaum,

ich bin im Dunkel taub, und Finsternis

verschlingt die Stimme wie ein gieriges Tier,

das auf den Brocken lauert, den du wirfst;

so faß mich doch, Giachimo, stütze mich!

Eusebius!

Eusebius!!

Eusebius!!

(er fühlt mit dem Fuß nach vorn)

(erschreckt): Was liegt am Boden dort?

Giachimo (erschreckt): Wo, sag'?

Lionardo: Ach nichts!

Ein Teppich war's. Mein Fuß berührte Weiches,

und das ist ängstlich in der Dunkelheit.

Eusebius, du!!

Giachimo: Gewiß, es ist sehr ängstlich.
Ich kenne Dinge —, denke, neulich kam ich —
Lionardo: Ich denke eins: du redest, redest immer,
erzählst uns Märchen wie verliebte Mädel.
Giachimo (kindisch): Ich kann nicht still sein in der
Finsternis!
Lionardo: Das merk' ich wohl! sprich nur, ich höre
nichts!
Giachimo: Ich red'; ich spreche nur, um mich zu hören,
ich werde krank in dieser Stille hier,
beim Sprechen ist es besser, viel.
Lionardo: Eusebius!
Giachimo: O höre doch, ich bitte dich — ich ging —
Lionardo: Du gingst —
Giachimo: ich lief —
Lionardo: du liefst, und fielst du nicht?
O wärst du doch gefallen, weiß der Himmel!
Hilf lieber mir und spähe!
Giachimo: Tu ich's nicht?
Die Augen schmerzen mich, so bohr' ich sie
ins Dunkel; glaube mir: hier ist kein Mensch!
Lionardo: Sie müssen hier sein, müssen! sag' ich dir.
Er und Eusebius! — Alle sagten das!
Er solle tief versunken hier sich bergen
mit bösen Augen, welche nichts erblicken,
und Dinge murmelnd, welche nichts bedeuten.
Die Stunden gleiten ab von seiner Seele,
und keine Träne löste ihre Starrheit.

Giachimo: Das ist nicht gut!

Lionardo: O Kluger, das ist schlimm!

Giachimo (dringlich): Wir wollen gehn! die Nacht gibt keinem Antwort!

Du rufst die Nacht! so komm', mich bangt es hier.

Komm', Lionardo, komm'!

(Lionardo tastet an einer Säule.)

was fühlst du dort?

Lionardo (aufgeregt): Dicht an der Säule rührte sich ein Mensch.

Giachimo: Ein Mensch? — das Meer! es murrt in schlechten Träumen

und reibt sich an den Steinen des Gestades!

Lionardo (die Säule betastend):

Ich aber sehe deutlich und ich fühle!

Die Säule hier, und hier die Hand, die Schulter!

Bist du's? so sprich ein Wort! so rühre dich!

Bist du's?

Eusebius: Ich bin's!

Lionardo (befreit): Gelobt sei Jesus Christ!

Eusebius: So fromm macht dich die Kerze, die nicht brennt.

Lionardo: O spotte unser nicht und gib uns Antwort:

was hast du unsern bangen Ruf mißachtet

und unsern Wunsch, der aus dem Rufe sprach?

Giachimo: Was läßt du uns im Dunkel endlos harren,

und was erschreckst du uns?

Eusebius: Erschreckt' ich euch?
Ich euch? wahrhaftig, ihr erschreckt auch mich!
Es war so still, ihr kommt so laut, so lärmend,
und du, Giachimo, sprachst so viele Dinge.
Glaubt ihr, das schreckt mich nicht? es schreckte mich!
Denn ich, ich war die Stille so gewohnt,
die Stille und die milde Dunkelheit,
und daß ich deinem Wunsch nicht gleich willfahrte,
Lenardo, glaub' mir: es geschah aus Gründen.
Sieh, eines andern Wunsch bat mich zu schweigen
und bat noch heißer mich, als du gebeten,
nicht gerade so mit Worten, — doch verständlich.
So blieb ich stumm.

Lionardo: Wie meinst du das, Eusebius?

Eusebius: Wie ich es meine, Kinder, o ihr Kinder,
die sich im Dunkel fürchten, — Glückliche,
daß ihr euch noch im Dunkel fürchten könnt!
Was soll ich meinen heute, Lionardo?
Welch Tag ist heute, Lionardo, sprich?
Des Papstes Krönung, deiner Liebsten Fest,
auch deiner Mutter Tod vielleicht? so sprich!
O, wie er sich bekreuzigt, o du Kind!
Und älter doch als ich! was soll ich meinen?
Euch ist's zu dunkel, aber mir zu hell,
ich schließe meine Lider, seh' es dennoch
und seh' es vor mir brennen, wie mit Flammen,
und hüllt' ich mich in tausende Gespinste
und schlöss' ich mit Visieren mein Gesicht:

mir wär's zu hell. Ich säh' es immer noch,
ich seh's, ich seh's — und du, du siehst es nicht?
Dahin! dort blicke! sieh!
(Dreht ihn an der Schulter so herum, daß er Franciscus
erkennen muß.)
was siehst du dort?

Lionardo: Du zeigst . . . was ich dort sehe . . . was ich
sehe . . .
(Er erkennt.)
Franciscus!! O du ungerechter Himmel!

Giachimo (bekreuzigt sich):
Ich trag' es nicht, nur Stumme hier und Tote,
ich gehe — ach, ich finde nicht, ich irre, —
führ' mich, kennst du den Ausgang, Lionardo?
Mir ist, als seid ihr alle schon gestorben,
ich kann nicht länger unter Leichen bleiben,
ich will hier fort — hörst du — ich will hier fort,
wo ist der Ausgang, Lionardo? komm'!

Eusebius: Er kennt ihn! sei ganz ohne Furcht, Giachimo,
und schlage nur das Kreuz und bete! bete!
Und dann nachher magst du dein Haupt verhüllen
— wenn dir einmal Gedanken kommen werden —
und deinen Glauben auf die Gasse werfen!
Denn weißt du, was du hier gesehn, Giachimo?
Du sahst, daß auch die Götter sterben können,
und bei den toten Göttern hilft kein Beten!

Lionardo: Niemals noch sprachst du Stummer solche
Worte.

Eusebius: Es nahen Zeiten, da die Stummen reden!
Ach, Kinder, geht!
Giachimo: Ja, komm'!
Lionardo: Leb' wohl!
(Sie wollen gehen.)
Franciscus (vom Tisch her, plötzlich sich aufrichtend):
Lenardo!
Lionardo (innehaltend):
Weh uns! er rief! ich habe keinen Mut.
(Sie zögern.)
Franciscus (dringender):
Giachimo, Lionardo!
Lionardo (herantretend): Teurer Meister!
Franciscus: Lenardo und Giachimo, böse Menschen!
Davon zu schleichen ohne einen Gruß!
Nicht? mein Eusebius! sehr böse Menschen!
Ihr schleicht davon und glaubt, ich hörte nicht!
Ich hörte wohl, ich dachte viele Dinge
und war ein wenig nur in mich versenkt,
ich weiß es wohl, ihr wolltet Abschied nehmen,
(sie machen abwehrende Bewegungen)
ich weiß es wohl, schämt euch der Sprache nicht,
ihr geht zum Gartenfest des San Fiori,
ich weiß es wohl, bin dessen sehr erfreut.
Wie seid ihr jung — und wär' es lichter hier —
Eusebius der Fromme, der Zerstreute,
er schüttete kein Öl auf unsre Lampe,
dort steht sie mit den langen Eisenarmen,

ein dürres Nachtgespenst, und kann doch leuchten —
ja, wär' es lichter hier, ich säh' euch wohl
mit Rosenkränzen in dem braunen Haar
und höher glühend eure weichen Wangen —
— ihr seid so glatt, als ob ihr Mädchen wäret —
ihr geht zum Fest! wer sollte dessen zürnen?

(Sie wehren ab.)

Die Welt bedarf der andern, mein Eusebius,
wir brauchen alle doch nicht fromm zu sein
wie du und ich, mein strenger, junger Freund,
und ernsthaft und so still, als ständen wir
das ganze lange, blütenreiche Leben
allein zur Nachtzeit auf des Domes Türmen
und läuteten die schweren, tiefen Glocken
hoch über allen Lichtern dieser Stadt,
und tief, ach gar so tief noch unter denen,
die blinken an der schwarzen Burg von Glas,
der Himmelsburg, zu der wir sehnend rufen
mit stummer Seele und mit lauten Glocken
um Mitternacht allein von Domestürmen —
— nicht Lionardo? Tag bleibt immer Tag,
und sichre Hand weiß sich ein Licht zu zünden
und Wege sich zu bahnen durch die Wildnis.
Wir können alle doch so fromm nicht sein,
daß wir des schwanken Grases zarte Ruhe
nicht stören mögen mit gestrengem Tritt
und Umweg suchen durch die steinige Öde.
Nicht, mein Eusebius? wir sind zu fromm!

Lionardo (zaghaft näher):

Mein teurer Meister, Ihr mißachtet uns!

Franciscus (abwesend):

Mißacht' ich euch?

Lionardo: Bewahre mich der Himmel!

Nicht Vorwurf sprach aus meinen armen Worten,
aus Schuld nicht, — nein, nur Eurer hohen Stirne
sind ernstere Gedanken angetraut
als die, von denen wir so töricht schwätzen;
mir fehlte ja zum Reden aller Mut;
wir würden Euch die kostbaren Sekunden
des stillen Sinnens nicht zu rauben wagen
— wie wir nicht wagten, durch das frohe Licht
hereingetragener Leuchte Euch zu schrecken,
und lieber dunkel und gefährlich tasten —,
wenn Liebe nicht uns Recht und Kühnheit gäbe.
Ihr, Meister, tut nicht gut, von Eurem Leiden
zu jener Feste Lärmen uns verbannend.
Wohl sind wir noch der bunten Welt so voll,
doch glaube: Schlimmeres kennt die Liebe nie
— sei sie des niedersten der Sterblichen —
als sich für würdig nicht befunden sehn,
an des Geliebten Schmerze mitzutragen,
und mit der Bitte: „Gib mir deinen Schmerz!"
ans kühle Leben lächelnd abgewiesen
und fremd und sehr verachtet dazustehen.
Wir beide gehen nicht zum San Fiori
an solchem Tage, der uns bitter traf,

wir kommen nicht, um Abschied Euch zu nehmen:
in großen Sorgen kommen wir, o Meister,
Euch unsre Liebe stille darzubringen
mit sanfter Frage — einen Tropfen nur
des Balsams in das Meer von Herzensblut,
doch unser Tropfen, so auch unser Stolz!
Als Boten kommen wir von ernsten Dingen
— mißacht' uns nicht — die deiner würdig sind:
es will ... es wartet einer vor dem Tor ...
er will ... (zu sich) o warum stock' ich nun —?
(lauter) Es wartet einer ... (zu sich) o wie feige
bed' ich,
ich kann nicht ... (Franciscus ist in tiefem Sinnen;
Lionardo bemerkt es jetzt erst)
o vergebliches Bemühn,
ich schweige!

Giachimo (einfallend):
Ja, ich fürchte mich im Dunkel,
doch glaubet mir, ich liebe Euch, o Meister,
und gehe nicht zum Fest des San Fiori.
Ich weiß ja kaum von diesem tör'gen Fest,
ich gehe nie zu solchen Festen, nie!
Ich habe nur gehört, weil sie mich fragten, —
ich werde stiller jetzt und ernster werden.
Wenn sie mich auch mit Bitten immer drängen,
gleichgültig sind mir alle solchen Feste,
sie spielen Orpheus und Eurydice
mit der Musik des Messer Monteverdi,

den Amor hatten sie mir zugedacht,
der alles dann zum Schluß ins Frohe fügt;
das tu ich gern, weil selbst ich fröhlich bin,
ich aber gehe nicht, ich lasse sie,
ich hab' es leichthin ihnen nur versprochen,
sie mögen sehn, wie sie's zu Ende führen,
gleichgültig ist mir jenes ganze Fest.

Franciscus (erwachend):

O sagt' ich's nicht, Giachimo spielt den Amor.
Ich hab' es gleich geahnt, nicht, mein Eusebius?
Daß er uns aber keine Schande mache
beim San Fiori und sich Mühe gebe
im holden Lächeln, und im Schreiten zierlich!
— Er will dort alles froh zu Ende führen —
sprach er nicht so, Eusebius? gut gesprochen!
Nur wem das Leben selber eine Feier,
dem ist das Fest ein Fest —

(sich aufrichtend; zu den beiden:)

und wisset ihr,
wer dort zu finden? Peter Aretino! (lächelt)
Ein feiner Kopf und in der Sünde heiter!
Er kennt das Leben und er lächelt drob
und gibt ihm so die grausam rechte Antwort
auf alle Fragen, die es quälend stellt
gleich einer eifersüchtigen Geliebten.
Und wollet einiges ihm überbringen —
ich bitt' euch sehr — sagt ihm: ich grüße ihn!
Und sagt ihm weiter: ich gedächte siener,

des Tages, da wir in Venedig speisten
und er Sonette vor uns deklamierte
— die Frauen wurden röter als der Wein —
und sie danach in Niederschrift uns wies,
von des Romano graziösem Stift
in überkecken Zeichnungen umtanzt,
voll Frechheit, aber Leben ... sagt ihm das
und sagt: Franciscus halte diese Welt
für schlecht, und wär' er Peter Aretino,
er forderte den guten Gott vom Himmel
auf einen Gang, auf dreie oder vier,
und stäch' ihm lustig in das Götterherz,
daß all sein Blut die Sterne überschwemmte,
zum Lohn für gar so schlechtes Regiment
— von Abendröte reden dann die Frommen —!
Das also, sagt ihm, täte ich, Franciscus,
wenn ich der Peter Aretino wäre.
So fesselt mich ein kindlich Vorurteil,
ihm unbegreiflich tränenvolles Ding,
ganz ähnlich jenem alten Wiegenlied,
das unsre Mütter gegen Abend sangen ...

(auffahrend)

ich bin ein Deutscher, sagt ihm, und ein Narr!
(Unter den letzten Worten ist Giovanni hereingetreten;
er bleibt in der Dunkelheit unbemerkt).

Lionardo: Aus welcher Tiefe meiner Seele schöpf' ich
die Worte, daß sie seinen Schmerz durchdrängen?
Ich spreche mich in immer größere Ferne

von seinem Ohr! nun hilf, Eusebius,
du sage ihm: Giovanni wartet draußen!
ich kann nicht mehr; denn er verachtet mich.

Zweiter Auftritt

Giovanni (vorstürzend):
Ich warte nicht — ich bin schon hier!
(Stürzt sich zu Füßen des Franciscus.)
bin da!
Bin da und werfe mich an diesen Boden!
Eusebius (schreit):
Giovanni!
Giachimo (heult auf).
Lionardo (gleichzeitig):
Gott! o nicht doch! warte doch!
Franciscus (steht entgeistert auf):
(Leise.) Es liegt hier wer im Finstern an der Erde!
(Lauter.) Eusebius, es liegt hier unten einer!
(Schreit.)
Es liegt hier einer! — — Licht! mach' Licht! mach' Licht!
Giovanni: Bring' nicht das Licht! o bitte bring' es nicht!
Ich will es ja gestehn: ich bin Giovanni.
O Himmel, Schrecken noch auf Schuld zu häufen!
Was hier an deinem Fuße rührt, Franciscus,
mein Finger ist's, demütig, angstvoll, flehend!
Ich sterbe, siehst du mir ins Angesicht
mit heller Leuchte: hier am Boden, niedrig,

hier laß mich liegen; denn von diesem Tage
auslöschten Tränen meines Lebens Flamme,
und meine Seele fließt dahin, ein Nichts!
Ich bin nichts mehr, gebrochen und in Schande,
nur gönne mir den Platz zu deinen Füßen,
stoß mich nicht fort, gönn' mir den Fußbreit Raumes.

Eusebius (zündet die Lampe an):
Er stößt dich nicht hinweg, sei ganz getrost,
er sprach zu keinem noch ein „Geh'" und „Bleib'".

Franciscus (erkennend):
Giovanni! — — o wie gut ist, daß du kamest —
ein Schrecken nächtlich überwältigt mich,
tief unten stöhnt das Meer, und schauernde Kühle,
durch die Arkaden von der Küste streichend,
umspann in Frösteln mich. Ich schrie! verzeih'!
Doch jetzt im Licht erkenn' ich dich: verzeih'!

Giovanni (steht auf):
Das erste Wort, das mir von deiner Lippe,
der argbeleidigten, entgegentönt —
das erste Wort, es ist: „Verzeihe mir".
Du überschüttest mich mit deinem Golde,
daß ich ersticke, allzureicher Geber,
du überlastest mein erniedrigt Haupt.

Franciscus (ganz beherrscht):
Wir sind hier Männer, und wir schwemmen nicht
in einer Flut von Neigung oder Haß
die Dinge hin, die sich in Wahrheit fremd
und eins nur in dem Schwall erregter Flut.

Du kamst: ich schrie! das ist ein Teil für sich,
das hast du zu verzeihn! was anders noch
hier zwischen dir und mir herüberspielt,
das bleibt ein andres! welches eigne Rede,
vielleicht auch eignes Schweigen sich erkürt.

Giovanni (vernichtet):
O du bist so gerecht — du bist gerecht,
wohin ich blicke, da bist du gerecht,
ein jedes Wort ist voll Gerechtigkeit —.
Ich weiß nicht, warum ich so elend bin,
ein Schuft bin ich, Gerechtigkeit zu fühlen
und nicht zu lieben, zu verstehen nicht,
ich weiß es ja: Gerechtigkeit ist Liebe . . .

Franciscus: Gerechtigkeit ist nichts als gleiche Rechnung,
es soll gerecht sein zwischen mir und dir,
das heißt: gerechnet! gib mir dein Verzeihn.

Giovanni (zu den andern gewendet):
Er will es anders nicht, ich muß es tun,
ihr seht es alle, alle, wie ich muß,
er sagt es: und so ist es wohl die Pflicht,
ich hab' gezeigt, ich kenne keine Pflicht,
so wird er besser sich darauf verstehn;
ich kenne keine Pflicht, ich bin ein Lump,
ich hab' es mir verspielt, ich Lump, ich habe
auch nie mehr recht in irgend einem Ding,
weil ich in Einem großes Unrecht hatte.
Ja, ich gedenke in vergangnen Tagen,
wo es noch nicht so trübe um mich war,

kam es zum Streite zwischen mir und ihm:
so trug er stets das Recht, — und jetzt, o jetzt,
wo solches nun geschehen ihm von mir,
von mir — wer bin ich? lacht doch! denkt, von mir!
trägt er's nicht hundert- und nicht tausendfach?
Ihr seht es alle: er hat recht — ich folge,
ich folg' — ich sag' ihm — ich, der Lump, der Hund,
(schluchzt, kaum aufrecht)
ich — Meister — ich verzeihe dir!

Franciscus (versonnen):
Und so nun bin ich frei und losgesprochen
und ohne Schuld und ohne Forderung.

Giovanni (bitter):
O, wie der Hohn an meiner Seele frißt!

Franciscus: Ich höhne nicht!

Giovanni: Gewiß, ich fühl' es wohl,
du höhnst mich nicht, Franciscus, du belehrst mich,
du lügst auch nicht, du redest pure Wahrheit.
Vor allen deinen Schülern hier bezeug' ich's.
Und dennoch will mir Eines nicht zu Sinne —
vielleicht ja bin ich trunken und ich sehe
die Dinge dieser Welt als Trunkner doppelt;
denn seltsam doppelt scheint mir deine Wahrheit:
„Die Wahrheit, wenn sie rein und zwecklos naht,
ist zwei in einem: Wort der Wirklichkeit
und Wort, das unsre Seele stillt und reinigt."
Kennst du sie noch, Franciscus, diese Worte?
Die deinen waren es an jenem Tage,

da wir beim Meeresstrande wandelten
(schwärmend)
und Dämmerung schon über Wellen glitt,
ich lehnte mich im Schreiten still an dich,
du ließest es, in mir ward alles selig:
und da begannst du von der milden Welt
zu reden, und daß alles glücklich sei,
wenn man ein wenig nur verzichten lerne;
es schien, als spräche Dämmerung uns selber,
und alle leisen Wellen spielten mit . . .
— o ferne Zeit, o Seele ohne Schuld . . . —
Jetzt aber reißt du grausam eins vom andern,
du sprachest Wirklichkeit, nicht Reinigung.
Dir ist bewußt, warum ich vor dir stehe
an dieser Stelle und zu dieser Stunde,
und Wahrheit wäre hier: Gehör zu geben!
Du tust es — halb: du hörtest willig zu,
doch hast du künstlich es so angestellt,
daß meine Seele nicht zu Worte komme.
Dir ist bewußt: ich bitte um Verzeihn;
da bautest du mir fremde Dinge vor
und läßt mich nicht an meine Schuld heran
und so auch nicht heran an die Erlösung —
und Wahrheit wäre hier: das Wort zu s p r e c h e n.
Du tust es halb: du sprachst — doch andre Dinge:
du sprachest Wirklichkeit, nicht Reinigung,
und darum sprachst du nicht, so wie du dachtest,
und darum höhnst du mich und darum —

Franciscus (traurig)

„lügst du!"

Und um Verzeihen bittet mich Giovanni.

(Stille.)

Die Menschen sind nicht gut, Eusebius.

Giovanni (mit gesenktem Blick und düster):

Verzweiflung weckt auch in den Engeln Böses.

(Stille.)

Franciscus (reicht ihm die Hand hin):

Der Rede zwischen uns ist wohl genug,
das Wort zerpflückt uns nur den großen Schmerz,
den wir ertragen, weil wir ihn bewundern.
Wir redeten zu viel, das macht uns klein,
wir wollen nunmehr voneinander gehn.
Gib mir die Hand, Giovanni, lebe wohl!

(Giovanni bedeckt sein Gesicht mit den Händen.)

Ich sehe dich das letzte Mal, Giovanni.
Drum blicke auf und mir ins Angesicht,
daß wir noch einmal Aug' in Auge tauchen,
daß sich die Seelen einmal noch verschwistern
und letzten, schönsten Gruß hinüberwinken,
daß sich des eh'mals so Geliebten Züge
— nein, jetzt geliebt noch, eher mehr denn minder —,
mit starkem Griffel in die Herzen graben;
denn wenn die Züge jetzt verlöschen wollten,
kein Augenblick des Miteinanderlebens
kommt uns, der sie noch einmal uns vertiefte,
und es ist gut, daß man die Züge wahre

der Menschen, die ein Stückchen mit uns gingen,
— und sei's auch nur in Dämmerung am Meere —,
weil das nicht oft geschieht, und weil das Leben
so einsam ist, wie keiner sich getraut
es auszusprechen — auszudenken gar,
er stürbe denn in seiner nächsten Stunde.
Bedenke das, und sieh mich an, Giovanni,
dann aber gehe still zum Meer hinaus
— nicht daß ich dich verbanne, noch du mich,
das Schicksal flicht die Fäden unsres Lebens
zu eins und löst sie wieder ungefragt —,
geh' still ans Meer und hebe deine Arme
und weite deinen Blick, bis dorten, wo
die Erde auf sich zu den Göttern schwingt
und Götter sich vermischen mit der Erde,
und sauge dann die Weiten tief in dich:
das tröstet, wenn noch Schmerzen in dir sind
— denn wir auch waren einst einander gut —.
Dann kehr' zurück in dein gesegnet Haus;
vergiß! und du wirst frei und glücklich werden;
doch gehe still und blicke dich nicht um,
daß du mich nicht in arger Schwachheit siehst
und eines Freundes Bild sich dir entstelle.
So geh', Giovanni, lebe wohl!
(Er reicht ihm die Hand hin, Giovanni ergreift sie
mit beiden Händen, aufs äußerste erschüttert und
schluchzend.)

Giovanni (mühsam): Verzeih' mir!

Franciscus (still):

Ich habe dir verziehn, Giovanni, geh'.
Mein Gott, wie lang' ist's, daß ich dir verzieh:
so lang', da ich in jenes Alter kam,
wo man der Jugend gern ihr Jung-sein läßt,
behenden Lauf dem Wasser, und der Sonne
den Glanz von ihrem Angesicht nicht neidet.
Ich weiß, daß man nur schwer mich lieben kann,
nur Leute, die so recht nicht Leute sind
— nicht, mein Eusebius? — die können das!

Giovanni: Ich aber liebe dich, nur dich allein!

Franciscus: Du irrst, Giovanni, und du liebst mich nicht.
Was bin ich dir auch not? du tatest recht,
du nahmst zurück, was einst ich dir genommen,
du wiesest Fremden mich aus deinem Land,
dem fremden Land, du wiesest mich zur Heimat
— vielleicht verstehst du dies, vielleicht auch nicht —;
soll ich dem Schiffer zürnen, der mich willig
an längst ersehntem Heimatsstrand gelandet,
nur weil der Weg ein andrer, denn ich wünschte?
Gilt hier verzeihen? — Nein, hier gilt zu danken,
und wenn es nicht ein bißchen mich noch schmerzte,
— ich bin ein schwacher Mensch —, so dankt' ich dir!

Giovanni: Nun also sprach sie richtig, meine Furcht!
Ich fürchtete, daß alles Größe sei,
was mir in deinen Worten fremd erklänge
und mich verbannte fern von deiner Seele.

Das fürchtet' ich, und darum schrie ich dir
und mir ins Ohr: es wäre nur der Hohn,
die Lüge — Kaltheit — halbes Tun und Lassen.
Ich schrie, damit ich selber mir es glaubte,
nicht gar so klein und nichtig vor dir stünde,
im Innern aber ging ein Ruf: „Vergeblich".
Nun hilft nichts mehr, du hast es ausgesprochen,
nun brach auch diese Stütze, ich bin klein,
du bist in Größe, — aber retten heißt es,
was noch zu retten ist aus Sturz und Schande,
die letzte schwache Größe biet' ich auf,
die, unter des Verbrechens Schutt begraben,
mit Flehn und Weheruf ans Licht sich windet:
jetzt, Meister, bitte ich: verzeihe nicht!
Und nimm es von mir, dieses lästige Leben!

Franciscus: Giovanni, fasse dich, ich bin dir gut,
nimm meinen Segen für die künft'gen Tage.
Glaub' mir, du überschätzest jung den Schmerz.
Was jetzt dir Herr ob Tod und Leben dünkt,
ist dir ein Hauch, ein Staub in ihren Armen;
laß eine kurze Spanne du vergehen:
des Gestern Felsen ist dem Heut ein Hügel,
und Schmerzensschrei aus blutendster der Stunden
wird Melodie in der Vergangenheit.
Der Jugend ward das sanfteste der Güter:
mit jedes Schmerzes Zukunft rechnet sie
und so mit jedes Schmerzes Linderung,
du hast die Jugend, laß mich alten Mann.

Giovanni (erhitzter):

Du weißt nicht, was du tust, du weißt es nicht,
bedenke, wer ich bin: ich nahm dir alles:
dein Weib, dein Werk! Du bist entehrt durch mich,
du bist entehrt!

Franciscus (sehr ruhig):

Du irrest, mein Giovanni!

Giovanni: O Himmel, sprach ich denn: du seist entehrt!
Ich weiß nicht, was ich rede: beten wollt' ich,
und ich verfluche schamlos. Das ist Wahnsinn.
Du seist entehrt! — hoch stehst du ja vor mir
in Ehre und in Schimmer, und es war
nur Eigennutz, weil ich es nicht ertrug,
daß du verzeihst; ich wollte auf dich stacheln
hier gegen den, der dich mit Schmach bedeckt.
Es war ein Zweifel noch an deiner Seele.
Verzeihe es! — o nein! verzeihe nicht!

Franciscus: Ich kenne alles und verzeihe alles!

Giovanni: Bin ich denn so gering, daß ein Verbrechen,
von mir erdacht, von mir ins Werk gesetzt,
nicht einmal so den Mann erregen kann,
wie schwacher Abendhauch den Wipfel regt
der Rieseneiche, ach nicht einmal so?
Gedenk' ich andrer Menschen kleinster Tat,
nicht einmal Tat, nein Wort nur, nein nur Wink,
nur Gruß: so rührt sich dessen Seele doch,
dem dieser Gruß gegolten, — aber ich!
Nicht einmal mein Verbrechen rührt dich auf!

Der König selbst hat für den Sklaven doch,
der Gift ihm in den Becher warf, den Fluch
und zeigt mit diesem Fluch, daß irgendwo
ein Etwas sei noch zwischen Sklav' und König.
Ich aber bin so niedrig, ohne Macht,
und mein Verbrechen ist ein solches Nichts,
als schösse einer Pfeile kraftlos auf,
die Sonne zu verwunden: lächerlich,
Entehrt und lächerlich, nicht einmal Sklave!
Das tust du mir, dem ehemals Geliebten,
das kannst du mir, das willst du mir nicht tun!

Franciscus: Du sprachst das Letzte und jetzt höre mich!
Du sagst, Giovanni: alles nahmst du mir,
du sagst, Giovanni: du hast mich entehrt,
so sprachest du, und das ist wahr, Giovanni.
Ich bin entehrt und bin entehrt von dir.
Nur einmal sei's gesagt, — und es ist gut,
wenn sich die Seele einmal so befreit.
Doch darum, weil du alles mir entrissen,
woran mein Herz und meine Qual sich hing,
ergriff ich jenes, was du gnädig ließest.
Mein Weib, — mein Werk, das Größe mir verlieh,
du nahmest es. — Nun will ich neu erschaffen
aus dem, was einzig mir in Treue blieb,
aus meiner Seele will ich neu erschaffen
die Stille, die mir letzte Größe ist.
Und darum hab' ich dir verziehn! — verziehn!!
O glaube mir, das war so schwer, so schwer,

die Seele rang, der Körper rang mit ihr
— ich bin ein Mensch, Giovanni, habe Blut —
es waren Schmerzen; denn des Menschen Art
ist Haß, wenn einer alles ihm geraubt.
Ich habe dich gehaßt: still ward es jetzt,
ich hab' es durchgekämpft, es ist vorbei.
Nun aber flehe ich: nun halte an!
Nimm nicht das Letzte noch, die letzte Stille,
mein frommes Ich, das dir verzeihen konnte,
ruf' nicht den Haß mehr auf in meiner Seele;
denn, wenn dir das gelang, dann erst, Giovanni,
beugst du mich tief, dann machtest du mich klein,
zerstörtest mir das mühsam letzte Werk.
Sei du zufrieden, daß du gut noch bist,
weil du von Güte dich erniedrigt fühlst,
doch lasse mir das eine, das Verzeihn!
Hörst du mich nicht: dann sinkt ja alles, alles, —
ich fleh' dich an: o bitte länger nicht,
ich weiß, das Mitleid wohnt zu tief in mir,
und ich ertrage Bitten nicht so lang',
und ich willfahrte dir . . . dann kam das Ende:
ich fürchte mich vor meinem Herren Mitleid:
fleh' nicht um meinen Haß: laß mir die Seele!

Giovanni: Mitleidig! ja du bist es! bist mitleidig,
du hörst mich an; du weißt es, wer ich bin,
ich nahm dir alles, ich entehrte dich,
und feige schmäh' ich dich, wenn du verzeihst.
— — Du steinern Bild der Milde, spei' mich an!!

Franciscus: Weh mir, was zerrst du arg an meiner Seele!
Laß mir das Letzte! flieh, Giovanni, flieh!
Ich könnte sonst dir fluchen, dich zertreten!
Giovanni: O ja! o fluche mir, Franciscus, fluche!
Hörst du, ich machte dir dein Weib zur Dirne!
Franciscus!! spei' mich an!!
Franciscus: Hab' Mitleid!
Giovanni: Ich hör' nichts mehr, ich will nichts hören! Nichts!
Franciscus!! spei' mich an!!
Franciscus: Es ist zu Ende!
Um Mitleid fleh' ich hier zu deinen Füßen!!
Giovanni: Hilfe!! — — Franciscus liegt vor mir am Boden!
Vorbei! vorbei! mein armes junges Leben!
(Stürzt fort.)
(Franciscus erhebt sich. Lange Stille.)
Lionardo (im Gehen):
Wir sind zu jung. Wer weiß hier zu entscheiden?
Mich aber dünkt es: mit dem letzten Groll
verschwindet auch die letzte Menschlichkeit.
Giachimo (im Gehen):
Ich habe kaum verstanden, wie sie sprachen.
Ging es um Tod und Leben? sag', Lenardo! (Ab.)
(Franciscus und Eusebius allein.)
Franciscus (nach einer Stille):
Und du, Eusebius?

Eusebius: Was soll ich reden?
Den Göttern danken, weil ich dies erlebte?
Erlebte, daß sie Eines Menschen Los
so über aller Menschen Los erhoben,
daß Schmerz und Jauchzen unter ihm entgleiten,
er nur allein mit seinem Schicksal steht?
Franciscus: Die Lampe flackert!
Eusebius (beugt sich aus den Arkaden):
Mag sie uns erlöschen,
mir scheint, der Mond bricht hinter Wolken durch,
mir scheint, ein Schimmer legt sich über Meer,
ein Streifen, und die Kühlung taucht empor.
(Stille.)

Dritter Auftritt

Franciscus (erhebt sich, geht zu den Arkaden und blickt auf die Stadt hinunter):
Die Kühlung kommt! es kommt der Morgen mit ihr,
der Morgen kommt! ahnst du, was dies bedeutet?
Sieh dort die wenigen Lichter unsrer Stadt,
(er stützt sich auf die Brüstung und streckt seine Hand nach draußen)
verschollnen Stimmen gleich in Finsternis.
Der Tag, der kommt, er überschüttet sie
mit Helle, und die Gassen werden schwarz
von vielen Menschen sein; es schwärmt und schreit,
es rennt und wimmelt: eine kurze Weile.

Der Abend weint, da [illegible] es und verlassen ist.
Am Ende steht die Nacht da, [illegible] und fragt:
„Was ist geworden?“ Keiner weiß es mehr.
Er nimmt [illegible].
O Tod, o Leben! Seele! Seele! Seele!
Einander gleich wie diese Hand [illegible]
Was scheidet eins vom andern? — Rede doch!
Du weißt es nicht? du schweigst? das ist genug!

Eusebius: Ich schweige, da ich nicht verstehe, Franciscus.

Franciscus (leise [illegible]):
Du bist noch jung . . .

Eusebius (überhört den [illegible]):
Ich habe zwanzig Jahre!

Franciscus (wieder am Tisch):
Nun gut, so werd' ich dir in Märchen sprechen.
Die jungen Seelen lieben statt der nackten,
der kühlen Worte reich und fremd behängte,
wie sie das Märchen trägt, und wenn du so
mir meine nackte Wahrheit nicht verstehst,
mein Märchen wird sich leichter dir eröffnen.

Eusebius: Ich wünsch' es!

Franciscus (mit Ironie): Wünschst du?

Eusebius: Aus der vollsten Seele!

Franciscus: Noch gar nicht lang', da fuhr ich über See,
mit blauem Himmel eins und mit der Welle
in goldnem Wasser, friedevoll umringt
von der Gebirge Kranz: ich fuhr so hin,
die selige Stunde seligen Mutes schlürfend.

„Seht vorwärts“ rief der Steurer, und ich sehe:
da schiebt das Ufer zweier Felsen Wände
von rechts und links tiefschneidend ins Gewässer,
dem frohen Segler strenges Halt bedeutend.
„Wir sind am Ende, Steurer!“ sprach ich trauernd.
Der lächelt nur und ruft: „Seht vorwärts, Herr!“
Ich seh'! da rückte langsam Fels von Felsen,
ein Äderchen wand blinkend sich hindurch,
und hinten dämmert Ahnung neuer Weite.
„O ich versteh' dies Lächeln, wackrer Steurer!
Dein Meisterstück nun gilt's, daß sich der Kahn
die Rippen nicht zerschinde am Gesteine.“
Der Steurer lächelt: „Sehet vorwärts, Herr!“
Ich sehe: flach und still und golden glättet
sich zwischen beiden Felsen ein Kanal,
nur sanft gehegt von jenen drohenden Wänden;
und wenige Minuten noch der Fahrt:
ich suche, spähe, staune, endlich ruf' ich:
„Die Felsen, Steurer, sprich, wo sind die Felsen?
Ich sehe vorwärts und ich sehe nichts,
war es ein Trug der Augen, Spiegelung?
Es tat ein Neues weit sich auf dem Blick!
Sind sie entglitten? sprich, wo sind die Felsen?“
Der Steurer lächelt: „Sehet rückwärts, Herr!“
Ich sehe rückwärts, und ich sehe scharf:
da schiebt das Ufer zweier Felsen Wände
von rechts und links tiefschneidend ins Gewässer,
sie drängen näher, rücken sich zusammen,

ein Streifen Wassers blitzt, und dann nichts mehr,
und hinter uns geschlossen ruht der See.
Ich sah es und verstand. Wie dünkt dich das?

Eusebius (die ganze Szene steigende verborgne Erregung):
Gleich deiner Wahrheit scheint das Märchen mir,
von ferne lockend klar wie ein Gesang,
dem Nahenden vermischter Töne Wirrnis.
Und wie auch meine Seele sich dem Tönen
entgegendehnte, ihres Leibes Fläche
ihm gänzlich darbot, drein sich zu verfangen,
sich anzusaugen: dennoch glitt er ab,
so dumpf und sinnlos wie geworfner Stein.

Franciscus: O aller Seltsamkeiten Seltsamkeit!
Du schienest klüger mir an sonstigen Tagen,
das lange Wachen — scheint's — hat dich erschöpft.
Nun gut, ich bin nicht karge im Erzählen,
ich knüpfe dir Geschichte an Geschichte,
recht wie die traute Amme vor dem Bett
des Kindes in der Schlafensstunde hockend.

Eusebius (stets lauernd):
Ich höre gerne dich, o Meister, rede,
dich zu begreifen, sehnt es mein Gemüt.

Franciscus (anfangs leise):
So raunt die Amme — beugt sich hin zu dir,
sehr wichtig, voll Geheimnis, raunt und spricht:
Kam dir zu Ohr, mein Kind, was hier geschah,
seltsame Dinge, Kind —, und gut, bei Nacht
sich ihnen fern zu halten, daß uns nicht

zur Nacht, mein Kind, die bösen Träume kommen.
— — Es war hier einst, in dieser Halle, Kind,
vor langer Zeit — schon geht es um wie Märchen —
sie starben alle schon, die es ersahen,
und keiner weiß ein Rechtes mehr davon,
so lange Zeit verstrich seit jener Stunde — —
(plötzlich erregt und laut)
vielleicht auch war's vor kurzem, war es eben,
vielleicht auch ging's vorüber, und ich sah nicht,
mir aber lebt ein dunkles Bild im Innern,
ich weiß nicht, sind es Schatten? böse Träume?
Mir ist, als wäre einer hier gewesen,
grad' hier vor mir, und sprach und sprach und sprach
und schrie wohl auch. Um wichtige Dinge ging es,
sonst hätt' er doch so laut sich nicht gebart —
und mir ist so — ich kann es dir nicht deuten —
als wären's Worte, welche mir gegolten,
und irgend etwas war in diesen Worten,
das auf mich zukam — oder träumte mir's? —
Und plötzlich war es wieder dann zu Ende;
grundlos, verwundrungslos — nun eben Traum.
Gott weiß, es flatterte davon — wohin?
Und mit des Einen Leben, träumte mir,
sei's irgendwie vorbei — nun, irgendwie —.
Nicht wahr, man sagt, daß es sehr wichtig sei,
zu leben oder nicht?

Eusebius: Es ist so, wie man sagt,
und auch für deine . . .

Franciscus: Laß nur, laß nur, laß nur —.
Doch jetzt: es weht kein Hauch von jenem Schrei,
kein Duft von jener Seele, die sich nackt
am Boden wand, durch die Arkaden noch.
Still ist es, wie zuvor! nichts ist geschehen
Der Wind streicht so gelinde wie zuvor.
Das Meer singt seinen eignen Schlafgesang,
und dennoch kämpften zwei um Tod und Leben;
sie tauchten eine kurze Spanne wohl
aufrecht aus dieser Dinge Strom empor,
zu stehen mannhaft gegen alle Zeit:
die teilte — eine Welle — sich vor ihnen
und schloß sich hinter ihnen stille zu
und fließt dahin gleichmütig, unberührt,
und alles ist, als wäre nichts gewesen.

Eusebius: Mir aber scheint, daß vieles hier geschehen,
viel mehr, als eine Nacht uns tragen lehrte,
so viel, daß wir ein Leben lang genug
zu lernen hätten, wie man sie ertrüge,
hier diese eine, diese einzige Nacht.

Franciscus: Nun sagst du es! o jetzt entschlüpfst du nicht!
Jetzt halt' ich dich, du Kluger, du Verständ'ger.
Erinnerst du's? die Felsen, die uns drohten:
Unmöglichkeit, dann noch Gefahr uns schienen,
sie gleiten uns vorüber unbemerkt.
Ein Nichts: die Angst, die Wünsche und die Hoffnung,
die wir geknüpft an jene Fährnis hielten, —
sie alle nichts. Das ist des Märchens Sinn.

Ich trag' es wohl, daß unser Glück nichts gilt
vor der Natur, der groß Verachtenden:
jedoch daß unser Unglück nur ein Schatten,
daß wir uns selbst im Innersten entwendet,
uns selbst verächtlich und zum Traum geworden,
daß unsres Lebens Tiefstes nicht der Dauer,
der Festigkeit des Lufthauchs gleich zu achten;
daß unsre Scham und Angst, an der Gefahr
entzündet, sinnlos in das Nichts zerstiebt,
dem Spiele der Raketen nur vergleichbar:
das trag' ich nicht und werd' ich nie ertragen.
Giovanni kam und geht nun in den Tod.
Das ist ein Nichts: ich aber fürchtete,
es würde mich zerschellen, mich zerbrechen.
Was fürchten! nein, ich hoffte, sehnte es!
Denn gleiche Seligkeit ja dünkt es uns,
vom ungeheuren Sturze des Geschicks
verschüttet werden, wie von seiner Welle
zum Glanz des Äthers sich erhoben finden.
Ich sehnte mich, ich stand bereitet da,
gleich wie die Braut bereitet steht dem Gatten,
mich hinzugeben ihm, dem Hochgeschick.
Nun ist es höhnisch mir vorbeigegangen,
und meiner Seele bräutlich harrende Pracht,
sie sank verschmäht in Scham und Nichts zusammen,
entehrt: weil ihr das Letzte ward entlockt,
weil nackt sie stand vor jenem Augenblicke,
der Größtes ihr versprach, und stumm vorbeischlich;

und wenn des Lebens letzterhoffte Stunde
so schal in Staub zerging: ermiß daran
den Wert des ganzen andern heiligen Lebens!

Eusebius (mühsam beherrscht):
Ich kann dich, meinen Meister, nicht verstehn,
da es nicht Worte meines Meisters sind,
die einer, ähnlich ihm, an dieser Stätte
vor mir Verwirrtem unternahm zu sprechen:
denn du, der ihm so gleichend ist von Antlitz,
von Tönen und Gebärde, daß es mich
gleich wie an einen Toten mahnend rührt,
du spottest ziellos unsers heil'gen Lebens.
Du bist ein Fremder nur an seiner Stelle,
der sich in des Geliebten Körpers Bau,
um zu verführen, eingeschlichen hat
und nun mit seiner Stimme spricht und Miene.
Doch meinem Meister blieb der Traum ein Traum,
so voller Ehrfurcht kniet er bei der Wahrheit,
und meinem Meister war das Leben heilig,
weil es ihm klar die Welt und Gottheit schuf.

(Stille.)

(Ein Lächeln gleitet über Franciscus' Gesicht, Eusebius bemerkt es, äußerst beunruhigt.)

Was lächelst du?

Franciscus (ironisch): Ich? o du sprichst so schön und . . .

(Stille; Eusebius immer ängstlicher. Franciscus senkt den Kopf ganz tief auf den Tisch.)

Eusebius: Franciscus! (Rüttelt ihn.)
warum bist du stumm, was sinnst du?
Franciscus (den Kopf mit seltsamem Blick emporhebend):
Eusebius!!
Eusebius (von dem Blick erschreckt):
Was, sprich, was ist?
Franciscus (heiser und höhnisch):
Tritt her
zu mir, komm' hier heran! noch näher! so!
Ich hab' dir etwas in das Ohr zu flüstern,
(ganz langsam)
ich habe Eines dich zu fragen, Frommer.
(ihn starr ansehend und jedes Wort betonend.)
Wenn ihm ein wertlos Ding zu lästig fällt,
was tut der Kluge dann? wirft er es fort?
Verstehest — du — mich, den Franciscus, nun?
(Eusebius wendet sich stumm ab; sein Gesicht zeigt den
Ausdruck höchsten Schmerzes.)
Franciscus (mit Hohn):
Triumph, wie er verstand!
(Er lacht.)
wenn nur die Frage
einmal ihm dicht vors Angesicht gerückt,
daß er den Kopf nicht wegdrehn kann, der Kluge!
Nun, guter Redner, sprich! bin ich mir ähnlich,
ein andrer? der mit Ähnlichkeit verführt?
Bin ich mein Ich? bin ich ein andres Ich?
So rede doch! du redest sonst so gut!

Sprichst eine Seele mir aus meinem Körper
und eine andre mir hinein; gebierst
und tötest mich mit deiner Rede, wechselnd.
Hier aber sitze ich und bin Franciscus,
mein Ich ist Ich, davon ist nichts zu handeln,
mein Ich ist stolz, mein Ich, es lacht, Eusebius,

(ihm in die Ohren schreiend)

hörst du, es lacht, es lacht! ich bin Franciscus!
Mein Ich, es kann auch weinen, weinen — — weinen.
(Sinkt schluchzend zusammen. Eusebius tritt still und erschüttert zu ihm heran und legt die Hand auf des Franciscus niedergebeugten Kopf.)

Franciscus (auffahrend):
Was ist das? o wer tut das?

Eusebius: Ich, Franciscus,
bleib' ruhig, meine Hand ist dieses nur,
sie will ein wenig auf dem Haupt dir ruhen.

Franciscus (erstaunter):
Was ist das? deine Hand?

Eusebius: Wohl meine Hand!
Scheint dir's so seltsam, daß du doppelt fragst?
Sie will ein wenig deine Wange rühren.

Franciscus (in großer Rührung):
Eusebius, du rührest meine Wange.
O, ist das wirklich! — Kann denn das geschehen,
daß einer mir, ganz wie bei andern Menschen,
die Wange rührt mit einer milden Hand?

Eusebius: Nimmt dies dich wunder? ich verstehe nicht!
Ich bin es so gewöhnt, doch schmerzt es dich,
so nehm' ich sie von hinnen, meine Hand,
sie war beseligt, hier bei dir zu weilen,
und glaubte wohl, ein wenig zu erquicken.
Franciscus: Ein wenig, sagst du? spotte meiner nicht.
Ein wenig? vieles! nein, viel mehr als vieles!
Viel mehr als alles: wie erquickt sie mich,
laß sie mich fühlen, deine milde Hand,
so ist es gut! — wie gut! — wie ist es gut,
zuletzt noch eines Kindes Kind zu sein!
Sie wußten's alle nicht: ein Kind war in mir
und rief und bat, sie möchten es erlösen,
sie aber hörten nicht und wagten nicht,
mir sanft das Haar zu streichen und die Wange,
wie sie einander taten Tag um Tag.
Sie gaben große Worte mir von Liebe
und Achtung und vergaßen — weh! — der kleinen!
Ich hatt' ein armes, ganz geringes Herz,
ich war ein Kind, sie alle wußten's nicht,
sie riefen alle mich als Meister an,
und nur aus Scham gab ich wie Meister Antwort.
Eusebius: Ich wußt' es längst, mein Freund!
Franciscus: O du, du wußtest?
Eusebius: Ich kannte lange dich und blieb geduldig.
Der Stunde harrt' ich; nun, sie kam, die Stunde!
Du sehntest dich, doch hätt' ich dir gesprochen,
du hättest mich verlacht und deine Worte;

denn du verachtetest auch deine Sehnsucht!
Das weißt du nicht, ich aber weiß es wohl,
jetzt also bist du dir zurückgekehrt,
jetzt kann ich sprechen, und du hörst mich an.

Franciscus: Und so nun gingst du neben mir einher
und trugest alles, was ich mir ersehnte,
in deiner Hand und gingst und ließest dich
ein wenig auch verachten, und du warest
der Klügere und wußtest alles, alles!

Eusebius: Ich war nicht klug, ich wußte nichts als Liebe!

Franciscus: Und ich erkannte dich nicht, hob dich nicht
an jedem Tage zu den Sternen auf,
umgab dich nicht mit alles Lebens Gütern,
umarmt' dich nicht in ungemeßner Liebe?
Was ich in Fernen suchte, Glück und Liebe,
es ging verzichtend neben mir: ich Tor,
ich tausendfältiger Tor! nun da's zu spät,
erkannt' ich das! Eusebius, mein Eusebius,
was sprachest du nicht eh', was sprachest du
zu spät?

Eusebius: Noch ist es rechte Zeit!

Franciscus: Zu spät!
Was riefst du mich auf meinem Weg nicht an:
„Franciscus, siehe mich, ich bin dein Glück!"

Eusebius: Ich sah dich, und was braucht es da des Rufes,
ich war, in meiner Liebe ruhend, glücklich,
und gabst du auch nicht viel, und schmerzt' es auch,

wie du, voll andrer Liebe, kargen Gruß,
halblästige Pflicht, mir nur hinüberwarfest
(stockend) ... ich trug's ...

Franciscus: Du trugst — du sagst — o endlich seh' ich,
o endlich, wehe mir Geblendetem,
mir Eitlem, der geglaubt: es sei die Welt
mit seinem Schmerz bis an den Rand gefüllt,
kein andrer finde neben ihm noch Raum ...
So war es schwere Zeit wohl auch für dich?
Sprich, zwinge deine Scham! sie war's!

Eusebius (langsam): Sie war's!

Franciscus: Und bliebst geduldig ... kann ein Mensch denn so
die Hoffnung sicher und die Liebe tragen,
daß nie ihm Zweifel kämen ...? oder gar:
sie kamen dir, die Zweifel ...? sage doch ...

Eusebius (schluchzend):
Sie kamen!

Franciscus (immer dringlicher):
Kamen!! und du hofftest dennoch,
du hofftest ... sage! ...

(Eusebius nickt.)

Franciscus: Menschen sonderbare,
die Speisung dünkt ein schillerndes Phantom
von Brot, nur weil es glänzend sie besticht.
Wie konntest du? worauf denn hofftest du?
Auf dich? auf mich?

(Eusebius nickt.)

Franciscus: Was wußtest du von mir?
So sprich, was wußtest du, daß du so hofftest?
Eusebius (langsam und schluchzend):
Ich wußte ...
(hebt sein verklärtes Gesicht)
einmal kehrt er mir zurück,
und dann ...
Franciscus: Und dann?
Eusebius: Dann ist es uns so schön,
so ganz gewaltig übermäßig schön,
wie es nie wurde zwischen ihm und jenen,
von denen keiner ihn erkannte. — Freund!
Franciscus (schüttelt den Kopf):
Du Wunderbarer, der so viel gelitten
und das um mich, was ich um andre litt,
und still in Größe ging, wenn ich geschrieen,
mit meinem Leide Erd' und Himmel füllend,
zu spät, nun hilfst auch du nicht mehr, du Trauter.
Eusebius (fast jauchzend):
Ich helfe dir! wer spricht denn noch vom Leide, —
um Seligkeiten geht's!
Franciscus: Zu spät, die letzte Stunde
kam mir heran!
Eusebius: Und kam die letzte Stunde,
so kann ich kühn vor allem Schicksal sprechen,
vor dieses bleichen Mondes seligem Schimmer
und vor des Meers erschütterndem Gesang:
die größte Liebe sucht die letzte Stunde,

um dann zu kommen, wenn die andern gehen,
um dann zu jauchzen, wenn die andern weinen,
um dann zu hoffen, wenn Verzweiflung gilt.
Und klopfte jetzt der Tod an diese Pforte
und träte ein: um meines Freundes Leben,
ich jubelte mit ihm darum zu ringen.
(Es klopft.)

Franciscus (schreckt zusammen):
Hörst du? es klopft! der Tod will uns herein!
(Eusebius geht zur Tür.)

Vierter Auftritt

Stimme von draußen:
He, Botschaft, he!
Eusebius: Wer dort!
Die Stimme: He, Botschaft, he!
Eusebius: Warum so spät zur Nacht!
Die Stimme: Geschwätz! Macht auf!
Weil früher kommend Bote man gewesen
von Dingen, die noch nicht geschehn. Macht auf!
Eusebius: Der Riegel muß erst weichen!
(Er öffnet, ein riesiger Fischer tritt herein.)
Der Fischer: Guten Abend!
Eusebius: Was seid ihr? Fischer?
Der Fischer: Ja, so was wie Fischer.
Eusebius: Kommt ihr vom Strande?
Der Fischer: Ja gewiß, vom Strande!

Eusebius: Und bringt uns was?

Der Fischer: Nun! eben was Geschichtes!
So ein Fisch, ders Wasser nicht vertragen konnte,
das hat ihn ausgespruckt; nun liegt er da,
ein nasser Klumpen: tot ist eben tot!

Franciscus (aufmerkend):
Wer ist ertrunken?

Der Fischer: Wie denn, was? ertrunken?

Eusebius: Ja, ja, ertrunken!

Der Fischer: Gut! was man so nennt,
er ist hineingesprungen!

Franciscus: Wer denn? sprich!

Der Fischer: Doch hier von oben einer!

Eusebius: Hier von oben?

Der Fischer: Wie stünd' ich sonst zu solcher Zeit bei euch?

Eusebius: Was soll geschehn?

Der Fischer: Sie bringen ihn nach oben,
es ist ein Weib dabei, als wie von Stein.

Franciscus: Sie bringen ihn herauf?

Der Fischer: Gewiß. Das sollt' ich
abtragen, und darum bin ich gekommen.

Eusebius: Wann sind sie hier?

Der Fischer: Nicht gar in langer Zeit,
die letzte Krümme sind sie schon herum.

Eusebius: Sagt, daß sie eilen sollen! geht und sagt!
Lebt wohl!

Der Fischer: Nun, nun! ist da noch Eile not?
Doch sagen werd' ich's. Gute Nacht, ihr Herrn!

Ihr seid im Wachen — nun — man weiß warum:
es schläft sich mit dem Tod im Haus nicht gut.

Eusebius: So schweigt und geht!

Der Fischer: Ich sage nur, es kühlt,
und eine Brise frischt von See herüber,
sie wird euch Schauer übern Nacken jagen
vor Tau und Tag, bevor die Sonne hoch ist.
Gute Nacht, ihr Herrn, und gute Schlafenszeit!

(Ab.)

Franciscus: Er ging und läßt ein Böses uns zurück,
und zu Verlust und Elend reihte sich
die dritte dunkle Schwester in den Kreis:
die Schuld.

Eusebius (mit leiser Freude aufmerkend):
Wie sagst du, Meister?

Franciscus: — Er ist tot —

Eusebius (ein wenig spöttisch):
Und weiter? weiter nichts? das ist nicht viel!
Wer scheidet Tod vom Leben? sprich, Franciscus!
Sind es nicht Worte nur? einander gleich
wie diese Hand sich selber?

Franciscus: Billiges Wissen!
Und Narr, der dies gelehrt!

Eusebius: Und seltner Meister,
der seine eigne Lehre hurtig leugnet,
wenn ihn sie lehren will! erkanntest du
das teure Wort, das deinige, nicht wieder?

(Er schweigt.)

[illegible] mir [illegible] wundersamer Weise.
Du schweigst — dann aber laß mein Fragen reden.
mich lehrt mein eigenes Sinnen, und so nenne
mich des verirrten Kindes [illegible] er
denn dem erwachten Auge nur des Toren
ist Nacht dem Tage gleich an Hell und Dunkel,
weil beiden es entbehret und entbehrt,
und nur der Tote weiß von Tod und Leben
nicht, daß sie zweie sind, und nur das Leben
weiß von dem Tode, daß er [illegible] kann.
Du aber lebst: der [illegible] [illegible] der Welt,
zum eignen treuen Herrn dich zu bekennen.
Gestehe nur!

(Man hört Geräusch.)

Franciscus: Sie langen an!

Eusebius: Entweiche
mir nicht!

Franciscus: Man kommt!

Eusebius (unwillig): Was soll uns das!

(Die Tür öffnet sich lautlos. Angela Sirena tritt ein.)

Franciscus (höchster Schrecken und Staunen:)
O du!?

(Er bemeistert sich und unterdrückt sofort den Ruf.
Angela bleibt stumm an der Tür.)

Fünfter Auftritt

(Nach einer Weile.)

Eusebius (erregt):

Was willst du?

(Sie gleitet mit einem gleichgültigen Blick über ihn hinweg.)

was willst du hier, frag' ich?

(Erregter.)

Welch Recht ward dir, den Boden hier zu treten?

(Sie schweigt.)

Du stehst noch hier? du schweigst, du rührst dich nicht?
Du bleibst auf uns? die ganze Halle schon
ist voll von dir? nicht eine Handvoll Luft
ist mehr, daß ich sie in mich saugen könnte,
die nicht erfüllt von deinem Atem wäre.

(Hohnlachend.)

Franciscus, wetten möcht' ich: wär' ein Hund
bei dir hier und bei mir, der zwanzig Jahre
nur dich gekannt, der knurrend aufgesprungen
an jedem, der nur einen Blick dir warf,
er kröche winselnd jetzt zu ihr herüber
und legt' sich ihr zu Füßen, streckt' sich also
in Harmonie mit ihren schlanken Gliedern
dahin vor sie, wie ihr's am besten stünde. (Gegen sie:)
Noch niemals sah ich dich, wo es nicht war,
als stehst du nackt vor uns: ein solcher Schauer
strömt von dir her, umwölkt uns alle Sinne,

nackt! nichts verhüllte, alles nur verriet:
bis selbst die Säule, trunken von den Küssen
des schlanken Leibes, der sich an sie lehnt,
in einem Schauer dir entgegenbiegt
und Scham und Zorn die Stirnen uns verfärben.
Verführerin! du hast kein Teil an uns,
heb' dich hinweg, hinweg, hinweg, hinweg!
Trotzst du darauf, daß keine Hand dich greift,
weil du ein Weib?

sie bleibt, Franciscus, sieh!

Sie bleibt, was soll ich tun, Franciscus, sprich!
Franciscus, greif' sie an! du wagst es nicht?
Dann ich! dann ich!

(Er packt sie an dem Arm, sie zuckt zusammen.)

ah! schmerzt's?

(Franciscus reißt ihn los. Eusebius sieht des Franciscus auf Angela haftenden Blick, in äußerster Furcht):

Eusebius: Was soll das? du?

Blick' nicht auf sie! — o du! — du gehst ihr näher,
du willst zu ihr — o Jammer, Jammer, Jammer!
Sie hat es doch vollbracht, es ist vorbei!

Franciscus (bei Angela):

Sei mir nur stille, Freund, und, Freundin, du
sei mir ein bißchen minder still und sprich,
damit er nicht in Angst verkommt, der Gute,
und sich aus deiner zarten Glieder Biegung
die Schlange phantasiert, die ihn umstrickt.
Nun?

Angela: — er ist tot —

Franciscus: und weiter? — weiter nichts?
Das ist nicht viel, und doch — wer weiß — auch viel,
und ist auch manches außer viel und wenig,
nur eines nicht, Eusebius: die Gefahr!

Eusebius: Umsonst all deines Schweigens dunkler Zwang,
dein Blick umsonst und leer und unnütz du.
O wir sind frei von dir, frei wie ein Gott,
und deines Leibes Atem ist ein Nichts
nur über uns. Ich danke dir, Franciscus!

Franciscus (ruhig zu Angela):
Nicht wahr, wir wollen's ihm verzeihn. Er ist
ein Kind noch, und er weiß nicht, was er spricht,
und achtet eines nicht — wie sollt' er auch —
er achtet nicht, daß wir uns beide — (zögert) lieben.

Angela (schüttelt heftig den Kopf):
O nicht!

Franciscus (blickt sie schmerzlich an):
Quäl' ich dein Herz?

Angela: Ja, ja, ja, ja!

Franciscus (wendet sich ab und nach einer Zeit wieder ihr zu):
Dein Herz? — o Angela, es lebt ein Mensch,
dem du ein großes Herzeleid getan.

Angela: O allen, allen!

Franciscus: Sag' nicht allen, allen!
Denn dann entziehst du mir mein eigen Leid
und knetest's mit dem Leid der andern tausend

in einen gleichen, widerwärtigen Ballen,
betrügst mich um die Schuld, die eine, runde,
die dir ist gegen mich und mein Besitz,
wenn du nicht mir allein, nein allen zahlst;
sag' mir: es schmerzt mich, sag' mir: ich bereue!

Angela: O sehr, o sehr!

(Bückt sich, ihm die Hand zu küssen.)

Franciscus: Nein, nein, auch dieses nicht!
Was hilft uns das? das ist das Rechte nie.
Nur eins ist Recht: du hättest's nie getan!
Warum denn tatest du's? warum, warum?
Was quälst du mich, gib eine Antwort, Antwort.
Was kamest du, wenn du nur schweigen kannst?
Was soll der stumme, unterwürfige Blick?
Das klare Zugestehn? — Gestehe nicht,
laß Widerstand mich fühlen, daß ich nicht,
in deine Seele mich hineingebohrt,
im selben Schwung schon durch sie hingeglitten,
wie durch ein Nichts, wie durch ein Ding von Luft.
Denn dies Gestehen predigt nur von Schicksal,
von Leidenmüssen und Nichtanderskönnen,
und wo kein Willen ist, ist keine Schuld,
und ohne Schuld, was soll ich gegen dich?
Dann bist du Schicksal, und ich bin nur Mensch,
und von den tausend Fragen voller Angst
bleibt nur die eine, der du nicht entweichst,
nur diese: wenn die Stunde wiederkäme
und alles wäre so wie ehemals,

und Leben so und Glück und Tod nicht anders,
wie dann? tätst du dann auch wie ehemals,
tätst du's noch einmal, sprich! noch einmal?

Angela: Ja!

Franciscus: Ist mir der Geist verwirrt, ist er es nicht?
Gab es nicht Stunden, gab es keinen Tag,
da ich in rechter Liebe dich gehegt,
da ich mit Glanz und Gut dich frei umgab?
Ist das ein Nichts? so sprich! ist das ein Nichts?
Er war wohl besser? sprich! er war wohl besser?
Er war wohl klüger? sprich! er war wohl klüger?
Ich hab's, ich hab's: wie bin ich ungestalt,
und er mit seinem frohen Gang und Leuchten
in seinem Auge, das verlockend schwärmte
und tief und golden schien: er war so schön!
Und darum tatest du's? so sprich, darum?
Hast du kein Wort für mich, sprich!

Angela: Ich bin schlecht!

Franciscus: O sag' nicht das! mir hilft nur ein Warum!
Ein klarer Grund, ein Aug'=in=Auge=reden,
nicht deiner Seele schwere Dunkelheit,
die selber Rätsel ist, als Rätsels Lösung
mir, dem Gepeinigten, zurückgespielt.
Sag' mir: „Verzeihe; denn ich hab' geirrt!"
(Sie schweigt.)

Eusebius: Ja lache nur, ich sehe wohl dein Lächeln.
Auf welchem Recht stehst du mit solchem Schweigen?

Des Mannes, der hier bettelnd um dich ist,
hier dieses Mannes Weib bist du, Sirena,
— schwand dein Gedächtnis? — o man sollte meinen,
wes Mannes Weib man sei, vergißt so leicht
sich nicht — hier dieses Mannes Weib!
Und, hörst du, jenes andern, welcher starb,
ja, welcher starb, und sehr gerechten Todes,
versteh' es deutlich: jenes Mannes Dirne!
Und stünde er nicht dort und anders nicht,
als ich ihn wünscht', — ich höbe meine Hand
und schlüge dich, die Ehebrecherin!

(Sie zuckt fast unmerklich.)

Franciscus: Eusebius, nicht! Angela, höre doch,
ich kann vor seinem Zorne dich nicht wahren,
wenn du so trotzst. Ein Wort, ein Wort, Sirena!
Ein Wort von dir ist auch ein Recht für mich,
doch gegen diesen stummen Leidensblick
zerrinnt mein Recht, gleichwie vor einem Hunde,
der unter meinen Schlägen flehenden Auges
sich an mich schmiegt: und eine Spanne früher
nach mir, dem Herren, biß und beides grundlos,
und Gegenwart und Schicksal beides nur.
Du aber liebst mich nicht!

Angela: O doch! o doch!

Franciscus: Und er? du schweigst! du quälst mich
und du schweigst!

Und alle Stunden kommen bitter auf
und lasten und zerdrängen mir das Herz,

da du geschwiegen, wie ich bat und bat
und jede Bitte meine Seele ritzte,
daß in den Worten Blut mit unterrann,
das Blut von meiner Seele, und ich wollte
dich haschen, zwängen, fassen — und du schwiegst.
O jene Stunden, jene bittre Zeit!
Ich kann nicht mehr, komm' her, und ich vergesse,
wie du vergißt, und sei mein Weib!

Eusebius: Franciscus!

Angela: O töte mich!

Franciscus: Ich irrte, Angela.
Nur die Erinnerung schlug hoch in mir!
Doch ist es schwer, das Eine zu ertragen,
kein Blick der Liebe in so großem Schmerz.
Der Tote lebt, und ich bin dir gestorben:
ich frage dich: hab' dies ich je verdient?

Angela (ausbrechend):
Ja, das hast du verdient! ja, du bist schuld,
du hast es wissen müssen, du, der Große:
wir waren viel zu niedrig, er und ich,
wir wußten nicht, was in und um uns war,
du aber wußtest es und sprachest nicht,
du warntest nicht und nahmest mich und trogest.
Entwandt hast du die eigne Seele mir,
dem kleinen, meinem Glücke mich entwandt
mit großen Worten, die für uns nicht taugten.
Was ließest du uns nicht, wo wir gegangen,
in einer Seligkeit, die unsre war!

Was kamest du zu uns herab und leuchtest!
Dein Reich war anderswo und nicht bei uns,
das wußtest du, und das ist deine Sünde.
Nun ist er tot, der lieblichste der Menschen,
nun bin ich tot, ich weiß: du kannst mich töten,
ich bin verworfen; denn ich bin dein Weib.
Ich kann nicht mehr: nun tu, was dir gefällt.

Franciscus: Du klagst mich an, Sirena, und ich stehe
vor Staunen schweigend, und ich weiß nicht mehr,
ob Recht und Unrecht also sich verkehrt,
daß mir das Recht — ich weiß nicht wie — zergeht
gleich einem Haufen Schnee in lauer Hand.
Ich weiß es nicht; doch eines weiß ich wohl:
es gibt im Tiefsten unsrer reichen Seele,
dort wo die Stimme keines Tages klingt,
ein unberührtes, innerstes Gemach,
daran die Zeit gleich einem Regenschauer
abtropfen muß, ganz ohne Sinn und Wirken;
und seine Pforte tut sich keinem auf
als diesem einzigen: dem stillen Ich!
Das tritt herein, und was erspäht es dort?
Zwei Wesen auf den dunklen Göttersitzen,
die ihm nicht gleichen, doch nicht ungleich sind,
nein, jenseit weben, weit, von gleich und ungleich,
nicht anders sind als Ich, und nicht dasselbe.
Wen es erspäht, du wirst sie nicht erkennen,
sie tragen Namen, welche fremd dir klingen

und dir vorübergleiten; denn sie heißen:
der letzte Richter und die letzte Schuld.
Der Richter ist nur Ich und richtet nur
die Schuld, die nichts ist, als Ich selber bin,
ganz Eins mit mir, doch an das Licht gehoben
und außer mir: so tot, wie wenn ein Fisch
dem Element entzogen, das ihn nährt.
Und dort hinein, in jene stille Hausung
griff deine Hand, die kindisch ehrfurchtlose,
und weiß nicht, was sie tut, und hält mir jäh'
mit keckem Wort die mir Entrissene,
die letzte Schuld, die mein nur ist, entgegen;
nicht ahnend, daß in deinem törigen Finger
sie, schlimm geblendet von dem neuen Licht,
dahinsiecht und erstickt und nichts mehr ist,
und daß als Schuld sie gegen mich nur sprach,
solang' sie in mir sprach. Und so, Sirena,
wandt' sich, dir selber spottend, Fluch zum Segen:
beschuldigend hast du die Schuld gelöst,
ich stehe frei und tief gesühnt vor dir
und hebe Widerklage gegen Klage
und fordre jetzt dein Wort und fordre's klar:
hab' ich von deiner Seele in den Stunden
des reinsten Gebens nichts erringen können
und halt' ich nun ein Nichts in leeren Händen,
Eins gibt mir Recht, nicht bloß in dieser Stunde,
dem Richter, der sich beiden uns gebar
aus zweier Seelen Not und Widerstreit,

das Eine ist: ich habe dich geliebt!
Nun sprich: was ist dein Wort auf dieses Wort?

Angela: Du liebst mich nicht!

Franciscus: Angela, o Angela!

Angela: Ich weiß, ich quäle dich, ich bin so schlecht,
ich kann nicht anders, du beängstigst mich.
Wir meinen's anders, anders, wenn wir sprechen:
„Ich liebe dich!" wir sind zu schlecht für dich!
Nicht wir — nur ich! — er war so gut und schön,
nun ist er tot, und alles ist dahin.

Franciscus: Eusebius, sie spricht aus andrer Welt!

Eusebius: Geh', geh', du hast zu lang' schon hier geweilt.
Du weißt nicht, was du redest, Kind und Törin.
Der dir das Leben aus gleichgültiger Tage
Ununterscheidbarkeit emporgehoben,
ihm logest du und ließest alle Scham:
nun da er starb, mit dem du Sünde teiltest,
nun da sein Tod als letztverlorener Funke
aufsprüht von einer Flamme, die der Meister
in jenes Busen sorglich einst geschürt,
da klagst du, weil er starb, und läufst zu uns,
verwirrst die Stunden unsrer schweren Nacht,
statt lobzupreisen, speist du Vorwurf aus.
O Törin, Törin und Geblendete!
Er hörte dich in Liebe und Geduld.
Nun gehe schnell und wende dich von uns,
nun gehe, sag' ich dir, was zögerst du?
Er soll vielleicht dich gar noch trösten?

Angela: Ja!

Eusebius: Franciscus, hörtest du, nun lach' ich laut,
nun seh' ich und begreif' ich ganz genau,
sie ist nicht böse, sie ist nur ein Kind!

(Er blickt auf Franciscus.)

Was wandelt deine Miene, mein Franciscus?

(Franciscus schließt die Augen im innern Kampf, dann still und beherrscht:)

Franciscus: So komm', Angela, komm', ich will dich trösten.

Eusebius: Franciscus — du!

Angela: Du willst? du wirst's nicht können.
Wie willst du's können, armer, armer Mann!

Franciscus: Komm' nur, ich will versuchen, Angela,
komm', leg' dein süßes Haupt an meine Brust.

Angela: Und wenn ich's tue, nein, das tröstet nicht.

Franciscus: Das soll nicht Trost sein, und das soll uns nur
die Ruhe und die sanfte Stille geben,
und wenn die kam, dann soll der Trost beginnen,
und weißt du, wie der Trost beginnen soll?

Angela (neugierig):
Nun sag'?

Franciscus: Ich werde dir von ihm erzählen,
so schöne Dinge, liebe, liebe Dinge,
soll ich es, Angela?

Angela: Du sollst es wohl
doch wird das Trost sein?

Franciscus: Ja, es tröstet dich.

Angela (zaghaft näher):

So sprich, mein Freund, so rede mir von ihm!

Franciscus: Komm' näher, Angela, und sei nicht bang',
ich rühre dich nicht an; ich weiß, du bist
längst eines andern Weib, der nun gestorben.

Angela (freudig):

Ja, ja!

Franciscus: Nur daß uns beiden Ruhe käme,
daß wir in Ruhe beide sprechen können,
und daß ich dir, ganz so, wie er getan,
sanft über deinen Scheitel streichen kann.
Nicht wahr? so tat er einst — und wie es dann
so süß und selig war und bis zum Weinen.

(Sie schmiegt sich an ihn.)

Angela (an seiner Brust):

Du bist so gut, als wäre man dein Kind,
du sprichst so schön, als hättest du's gefühlt,
und hast doch niemals, niemals fühlen können,
wie seine Liebe war und meine Liebe!

Franciscus: O ja, er war so klug und war so schön,
und wo er ging, da strahlt' ein Leuchten aus
von seinem Schritt und leuchtet' bis ins Herz,
und jetzo liegt er bleich, und nimmermehr
wird sich der Mund zu süßen Lauten öffnen,
und nimmer wird sein Auge Liebe sprechen,
und seine feinen Lippen werden stille
und schweigsam sein und ohne Kuß für dich.

Ich habe Gutes dir getan? Sirena,
(Sie nickt abwesend.)
nun lebt noch eine Bitte tief in mir:
willst du ein weniges für mich auch tun —?
Sprich ja! (Sie schweigt.)
Nichts Großes, fürchte nichts!
Nur mich zu hören! wenig' kleine Worte.
Ich will Geringes dir von mir erzählen,
bevor wir beide uns zum Abschied finden.
Nur hör' es an! ich bitte, sprich nicht nein.
Tu dies mir zu Gefallen, wie ich dir
so manches tat; und es ist wenig nur,
was ich zu sagen brenne. Darf ich? ja?
(Sie nickt abwesend.)
Es war vor lang, am Anfang meines Weges,
da tratest du zu mir und reichtest mir
den Becher hin, voll eines starken Trankes,
der Schönheit heißt; ich schlürft' ihn selig aus.
Nun aber kam der Abschied für uns beide.
Ich werde gehen, wie ein jeder geht,
halb Tor, des Lebens Strahlendes zu lassen,
halb Kluger: ernst und ruhevoll zu wehren,
daß sich das Auge nicht des Strahls gewöhne
und in Gewöhnung ihn mißachten lerne.
Ich werde gehen, und dann wird es sein,
daß einer mir entgegentritt gleich dir,
den goldnen Becher reichend in Erwartung:
ich greif' ihn hastig, doch zu schlürfen nicht;

ich faßt' es bei des ersten Blickes Wurf:
ihm ward derselben Formen zarter Schwung
wie jenem, den melodisch einst umwunden
der schlanke Finger deiner klugen Hand, —
zu schlürfen nicht, ich spähe hastig nur
nach eingebrannten Namen, nach der Prägung
geliebter Züge, und ich finde sie,
ich finde dich in das Metall gegraben.
So steht der Spender traurig und verzichtend:
der selber sich erwünscht zu bringen wähnte,
er war der Träger nur von fremdem Gute,
gleichgültiger Bote wundervoller Kunde,
Herberge nicht, nur Weiser meines Weges.
Ein Blick nur gleitet dankbar zu ihm hin
und gleitet ab: gleich wie der Strahl, gebrochen
vom Wasserspiegel, andres Ziel erspähend
zurück zu Weges Anbeginn gezwungen,
zu dir, da ich das erste Mal genoß.
Das erste Mal? und gab es denn ein zweites?
Nein, jedes andre war ein dämmernd Bild,
ein schwacher Mond, der Sonne abgeborgt,
tief in sich selber nichts, und lebend nur,
weil es die Sehnsucht nach dem ersten war ...
(Er bemerkt, daß Angela, versunken, nicht auf ihn hört.)
Angela, hörst du mich? du hast geträumt
du hörtest nicht — (er atmet schwer) — du tatest
recht daran.
Unbilliges verlangt' ich, mich zu hören,

da du geschwiegen, wie ich bat und bat
und jede Bitte meine Seele ritzte,
daß in den Worten Blut mit unterrann,
das Blut von meiner Seele, und ich wollte
dich haschen, zwängen, fassen — und du schwiegst.
O jene Stunden, jene bittre Zeit!
Ich kann nicht mehr, komm' her, und ich vergesse,
wie du vergißt, und sei mein Weib!

Eusebius: Franciscus!

Angela: O töte mich!

Franciscus: Ich irrte, Angela.
Nur die Erinnerung schlug hoch in mir!
Doch ist es schwer, das Eine zu ertragen,
kein Blick der Liebe in so großem Schmerz.
Der Tote lebt, und ich bin dir gestorben:
ich frage dich: hab' dies ich je verdient?

Angela (ausbrechend):
Ja, das hast du verdient! ja, du bist schuld,
du hast es wissen müssen, du, der Große:
wir waren viel zu niedrig, er und ich,
wir wußten nicht, was in und um uns war,
du aber wußtest es und sprachest nicht,
du warntest nicht und nahmest mich und trogest.
Entwandt hast du die eigne Seele mir,
dem kleinen, meinem Glücke mich entwandt
mit großen Worten, die für uns nicht taugten.
Was ließest du uns nicht, wo wir gegangen,
in einer Seligkeit, die unsre war!

Was kamest du zu uns herab und locktest!
Dein Reich war anderswo und nicht bei uns,
das wußtest du, und das ist deine Sünde.
Nun ist er tot, der lieblichste der Menschen,
nun bin ich tot, ich weiß: du kannst mich töten,
ich bin verworfen; denn ich bin dein Weib.
Ich kann nicht mehr: nun tu, was dir gefällt.

Franciscus: Du klagst mich an, Sirena, und ich stehe
vor Staunen schweigend, und ich weiß nicht mehr,
ob Recht und Unrecht also sich verkehrt,
daß mir das Recht — ich weiß nicht wie — zergeht
gleich einem Haufen Schnee in lauer Hand.
Ich weiß es nicht; doch eines weiß ich wohl:
es gibt im Tiefsten unsrer reichen Seele,
dort wo die Stimme keines Tages klingt,
ein unberührtes, innerstes Gemach,
daran die Zeit gleich einem Regenschauer
abtropfen muß, ganz ohne Sinn und Wirken;
und seine Pforte tut sich keinem auf
als diesem einzigen: dem stillen Ich!
Das tritt herein, und was erspäht es dort?
Zwei Wesen auf den dunklen Göttersitzen,
die ihm nicht gleichen, doch nicht ungleich sind,
nein, jenseit weben, weit, von gleich und ungleich,
nicht anders sind als Ich, und nicht dasselbe.
Wen es erspäht, du wirst sie nicht erkennen,
sie tragen Namen, welche fremd dir klingen

und dir vorübergleiten; denn sie heißen:
der letzte Richter und die letzte Schuld.
Der Richter ist nur Ich und richtet nur
die Schuld, die nichts ist, als Ich selber bin,
ganz Eins mit mir, doch an das Licht gehoben
und außer mir: so tot, wie wenn ein Fisch
dem Element entzogen, das ihn nährt.
Und dort hinein, in jene stille Hausung
griff deine Hand, die kindisch ehrfurchtlose,
und weiß nicht, was sie tut, und hält mir jäh'
mit keckem Wort die mir Entrissene,
die letzte Schuld, die mein nur ist, entgegen;
nicht ahnend, daß in deinem törigen Finger
sie, schlimm geblendet von dem neuen Licht,
dahinsiecht und erstickt und nichts mehr ist,
und daß als Schuld sie gegen mich nur sprach,
solang' sie in mir sprach. Und so, Sirena,
wandt' sich, dir selber spottend, Fluch zum Segen:
beschuldigend hast du die Schuld gelöst,
ich stehe frei und tief gesühnt vor dir
und hebe Widerklage gegen Klage
und fordre jetzt dein Wort und fordre's klar:
hab' ich von deiner Seele in den Stunden
des reinsten Gebens nichts erringen können
und halt' ich nun ein Nichts in leeren Händen,
Eins gibt mir Recht, nicht bloß in dieser Stunde,
dem Richter, der sich beiden uns gebar
aus zweier Seelen Not und Widerstreit,

das Eine ist: ich habe dich geliebt!
Nun sprich: was ist dein Wort auf dieses Wort?

Angela: Du liebst mich nicht!

Franciscus: Angela, o Angela!

Angela: Ich weiß, ich quäle dich, ich bin so schlecht,
ich kann nicht anders, du beängstigst mich.
Wir meinen's anders, anders, wenn wir sprechen:
„Ich liebe dich!" wir sind zu schlecht für dich!
Nicht wir — nur ich! — er war so gut und schön,
nun ist er tot, und alles ist dahin.

Franciscus: Eusebius, sie spricht aus andrer Welt!

Eusebius: Geh', geh', du hast zu lang' schon hier geweilt.
Du weißt nicht, was du redest, Kind und Törin.
Der dir das Leben aus gleichgültiger Tage
Ununterscheidbarkeit emporgehoben,
ihm logest du und ließest alle Scham:
nun da er starb, mit dem du Sünde teiltest,
nun da sein Tod als letztverlorener Funke
aufsprüht von einer Flamme, die der Meister
in jenes Busen sorglich einst geschürt,
da klagst du, weil er starb, und läufst zu uns,
verwirrst die Stunden unsrer schweren Nacht,
statt lobzupreisen, speist du Vorwurf aus.
O Törin, Törin und Geblendete!
Er hörte dich in Liebe und Geduld.
Nun gehe schnell und wende dich von uns,
nun gehe, sag' ich dir, was zögerst du?
Er soll vielleicht dich gar noch trösten?

Angela: Ja!

Eusebius: Franciscus, hörtest du, nun lach' ich laut,
nun seh' ich und begreif' ich ganz genau,
sie ist nicht böse, sie ist nur ein Kind!
(Er blickt auf Franciscus.)
Was wandelt deine Miene, mein Franciscus?
(Franciscus schließt die Augen im innern Kampf, dann still und beherrscht:)

Franciscus: So komm', Angela, komm', ich will dich trösten.

Eusebius: Franciscus — du!

Angela: Du willst? du wirst's nicht können.
Wie willst du's können, armer, armer Mann!

Franciscus: Komm' nur, ich will versuchen, Angela,
komm', leg' dein süßes Haupt an meine Brust.

Angela: Und wenn ich's tue, nein, das tröstet nicht.

Franciscus: Das soll nicht Trost sein, und das soll uns nur
die Ruhe und die sanfte Stille geben,
und wenn die kam, dann soll der Trost beginnen,
und weißt du, wie der Trost beginnen soll?

Angela (neugierig):
Nun sag'?

Franciscus: Ich werde dir von ihm erzählen,
so schöne Dinge, liebe, liebe Dinge,
soll ich es, Angela?

Angela: Du sollst es wohl
doch wird das Trost sein?

Franciscus: Ja, es tröstet dich.

Angela (zaghaft näher):
So sprich, mein Freund, so rede mir von ihm!

Franciscus: Komm' näher, Angela, und sei nicht bang',
ich rühre dich nicht an; ich weiß, du bist
längst eines andern Weib, der nun gestorben.

Angela (freudig):
Ja, ja!

Franciscus: Nur daß uns beiden Ruhe käme,
daß wir in Ruhe beide sprechen können,
und daß ich dir, ganz so, wie er getan,
sanft über deinen Scheitel streichen kann.
Nicht wahr? so tat er einst — und wie es dann
so süß und selig war und bis zum Weinen.
(Sie schmiegt sich an ihn.)

Angela (an seiner Brust):
Du bist so gut, als wäre man dein Kind,
du sprichst so schön, als hättest du's gefühlt,
und hast doch niemals, niemals fühlen können,
wie seine Liebe war und meine Liebe!

Franciscus: O ja, er war so klug und war so schön,
und wo er ging, da strahlt' ein Leuchten aus
von seinem Schritt und leuchtet' bis ins Herz,
und jetzo liegt er bleich, und nimmermehr
wird sich der Mund zu süßen Lauten öffnen,
und nimmer wird sein Auge Liebe sprechen,
und seine feinen Lippen werden stille
und schweigsam sein und ohne Kuß für dich.

Doch wissen wir: er hat sich aufgeschwungen
in seliges Land.
Angela (träumerisch): O er ist selig, selig,
nicht? sag' mir: er ist selig.
Franciscus: Ja, er geht
in lichter Geister Land mit stillen Schritten,
und ewiges Schimmern rinnt von seinem Antlitz.
Angela: O wär' ich bei ihm!
Franciscus: Willst du bei ihm sein
so streife dies Gewand von deinen Schultern
und hülle dich in weiße Kleider ein
und steige in der lauen Sternennacht
zu jenem fernen, dunkeln Himmel auf.
Hab' nur den Mut und steige! siehe da:
aus deinen Schultern sprossen Schwingen auf,
der Glanz in deinem Angesicht wird groß,
und Stille wird um deine Glieder sein
und Atem nur des Lichts; so schwebst du hin,
erspähst ihn in dem Seligsten der Reihen
und winkst ihm nur: dann läßt er leicht den Kreis
und tritt zu dir, in Glanz und Glut wie du,
und reicht die Hand dir und die Lippen hin
und dann ist alles — Leib und Welt und Stern —
dahingeschmolzen in den ewigen Kuß,
und nichts mehr ist, als du und er und Licht!
Angela (selig erregt):
Wie weißt du das? wer hat dir das gesagt?
Dies ist die Wirklichkeit, ich fühle sie,

Eusebius, er ist ja nicht mehr tot,
er lebt, er lebt, o sprich, Franciscus, sprich!

Franciscus (sehr erregt):
Er lebt, er lebt! er hat dich in den Armen,
er fühlt dich innig, fühlt nur Seligkeit,
fühlt Glied an Glied sich schmiegend und verschwistert,
fühlt deinen Kopf an seiner pochenden Brust,
er fühlt nur dich — — die Welt ist ihm nichts mehr,
er fühlt — — (atmet schwer)
es ist genug, ich weiß nicht weiter,
ich weiß nicht, was ich rede, Angela.
(Löst sich langsam von ihr.)
Ich bin ein armer Mann, du sagst es selbst,
und gar so bald vergeht mir Wort und Sinn,
ich meint' es gut, vergib, ich kann nicht mehr.

Angela (enttäuscht):
Warum? es war so schön! ich fühlte ihn.

Franciscus: Du fühltest ihn — — —

Angela (eifrig): Ich fühlte ihn genau!
Nicht wahr, den Kopf an seiner pochenden Brust?
So sprachest du? — nicht wahr, das ist so richtig.
Ich hört' es gerne jeden, jeden Tag.
Nun will ich gehn, lebt beide wohl!

Franciscus (hastig): Nein, bleibe,
ich habe noch ein Wort zu dir, Sirena,
ein kleines Wort, gewiß, du hörst mich an.
(Sie hört nicht.)

Ich habe Gutes dir getan? Sirena,
(Sie nickt abwesend.)
nun lebt noch eine Bitte tief in mir:
willst du ein weniges für mich auch tun —?
Sprich ja! (Sie schweigt.)
Nichts Großes, fürchte nichts!
Nur mich zu hören! wenig' kleine Worte.
Ich will Geringes dir von mir erzählen,
bevor wir beide uns zum Abschied finden.
Nur hör' es an! ich bitte, sprich nicht nein.
Tu dies mir zu Gefallen, wie ich dir
so manches tat; und es ist wenig nur,
was ich zu sagen brenne. Darf ich? ja?
(Sie nickt abwesend.)
Es war vor lang, am Anfang meines Weges,
da tratest du zu mir und reichtest mir
den Becher hin, voll eines starken Trankes,
der Schönheit heißt; ich schlürft' ihn selig aus.
Nun aber kam der Abschied für uns beide.
Ich werde gehen, wie ein jeder geht,
halb Tor, des Lebens Strahlendes zu lassen,
halb Kluger: ernst und ruhevoll zu wehren,
daß sich das Auge nicht des Strahls gewöhne
und in Gewöhnung ihn mißachten lerne.
Ich werde gehen, und dann wird es sein,
daß einer mir entgegentritt gleich dir,
den goldnen Becher reichend in Erwartung:
ich greif' ihn hastig, doch zu schlürfen nicht;

ich sah' es bei des ersten Blickes Wurf:
ihm ward derselben Formen zarter Schwung
wie einem, den weichlich sanft umwunden
der schlanke Finger seiner Augen Band, —
zu schürfen nicht, ich suche heiß nur
nach eingeträumten Namen, nach der Prägung
geliebter Züge, und ich finde sie,
ich finde dich in das Metall gegraben.
So steht der Spender traurig und verzichtend:
der selber sich erwünscht zu bringen wähnte,
er war der Träger nur von fremdem Gute,
gleichgültiger Bote wundervoller Kunde,
Herberge nicht, nur Weiser meines Weges.
Ein Blick nur gleitet dankbar zu ihm hin
und gleitet ab: gleich wie der Strahl, gebrochen
vom Wasserspiegel, andres Ziel erspähend
zurück zu Weges Anbeginn gezwungen,
zu dir, da ich das erste Mal genoß.
Das erste Mal? und gab es denn ein zweites?
Nein, jedes andre war ein dämmernd Bild,
ein schwacher Mond, der Sonne abgeborgt,
tief in sich selber nichts, und lebend nur,
weil es die Sehnsucht nach dem ersten war . . .
(Er bemerkt, daß Angela, versunken, nicht auf ihn hört.)
Angela, hörst du mich? du hast geträumt
du hörtest nicht — (er atmet schwer) — du tatest
recht daran.
Unbilliges verlangt' ich, mich zu hören,

wo Dinge, süßer auch und trauriger,
durch deine Sinne ziehn. Ein Unrecht war's,
Gehör zu fordern — heute — da er starb, —
voll Eigennutz! ich werd' es nimmer tun.
Sirena, reiche mir die Hand und geh',
geh' hin zu deinem Toten, den du liebst,
was willst du hier bei mir, dem fremden Mann,
bei mir und bei Eusebius, dem Bösen.
So gehe hin, und wenn es dich erquickt,
dann kehre alle Tage auf ein Stündlein
zu mir zurück, daß ich von deinem Toten
dir sprechen und dein Herze trösten kann,
so schlecht und gut, wie eben ich's vermag,
so schlecht und gut, wie heute ich getan!

Angela: Wie heut'? so gut? du wirst es nicht vermögen;
doch werd' ich kommen, wenn ich Sehnsucht habe
und dir damit ein Liebes antun kann.

Franciscus: Das tust du, Angela! leb' wohl!

Angela: Lebt wohl! (Ab.)

(Franciscus steht eine Weile stumm; dann streicht er sich schwer über die Stirn, sieht Angela nach, blickt auf Eusebius, und ein stilles Lächeln gleitet über sein Gesicht.)

Sechster Auftritt

Eusebius (schließt das Tor):
Nun weiß ich keinen, den noch diese Nacht,
die hundertfältige, uns bescheren mag;
auch sie will schlafen, von Erlebnis müde,
von allem Reichtum matt: und sieh, der Riegel
liegt friedlich vor dem stillgeschlossenen Tor,
das deutet Ruhe: keiner stört uns auf
und kommt und geht. Wohl uns, wir sind allein.
Franciscus: Ich fühl' es gut: wir beide sind allein.
Doch wird es spät, die Stunden rinnen vor,
es dämmert, die Gestirne blassen ab,
ich schliefe gern: nun ist der Tag schon da.
Eusebius: Nur des verborgenen Mondes Licht-Ergießen
täuscht dir den Morgen auf den fahlen Himmel.
Hoch thront die Nacht: noch ist die Zeit des Schlummers.
Franciscus: O Schlummer nicht! ein wenig nur zu ruhen!
Zu sammeln, nachzuspähen, was man sei,
was man besitzt, was man verlor, gewann;
noch weilt im Fliehen meine alte Seele,
noch einmal blickt sie bettelnd zu mir um,
und zagend setzt die neue erst den Fuß
und unvertraut auf meines Daseins Schwelle;
wer weiß, ob Zeit ihr bleibt, hineinzutreten.
Eusebius: O wär' ich eine Mutter, daß ich dir
mit einem Liede schon den Schlaf behüte
und Schmelzen allen großen Leides brächte!

So aber hab' ich Worte nur und Schweigen,
das dringe durch die Nacht, so gut es kann.

Franciscus (sehr schwermütig):
Wie aber wird sie enden, diese Nacht?

Eusebius: Nicht anders, denn sie einstens uns begonnen.

Franciscus: O doch!

Eusebius: Dann besser!

Franciscus (betont): Besser!!

Eusebius (forschend):
Eine Frage,
wie ich sie nie getan, Franciscus!

Franciscus: Frage!

Eusebius: Was wirst du tun, wenn so der Tag beginnt?

Franciscus: Was werd' ich tun? — was tun? — (abwesend) mit Lächeln grüßen —
er ist doch Freund — mit stummem Lächeln grüßen,
ein Lächeln, das so schweigt, wie keines je!

Eusebius (bestimmt):
So willst du sterben, sprich!

(Franciscus neigt den Kopf.)

Franciscus (unsicher): Ich bin allein!

Eusebius (schmerzlich):
Das hab' ich nicht bedacht!

Franciscus: Vergib dies Wort.

Eusebius: Nichts zu vergeben, weil auch nichts zu glauben.
Was deine Seele mühend sich errang,
gibst du den Schatten einer Nacht zum Preis,
ein großes Opfer so geringem Gotte!

Sie ist getröstet, sei auch du getrost;
die Seele nicht, die Nacht in deiner Seele
spricht noch von Tod: Licht helfe dir zum Leben!
Franciscus: Zu welchem Leben! o zu welchem Leben!
Eusebius: In großem Herzeleide rein erschaffen!
So ruhe nur, ich bringe dir Erquickung.
(Er geht nach dem Hintergrunde.)
Franciscus (in Traum geratend):
O Herzeleid, wie seltsam — Herzeleid,
ich sag' es nur so hin, was ist dabei,
neun Laute oder zehn und dann zusammen
gesprochen und in Eins, ist's: Herzeleid.
Was fühl' ich denn — ein Tropfen und ein Traum —
die Stunden gleiten — — wie die Stunden gleiten!
Ist das der Schlaf — — zerrinnt mir vor dem Blick
ein Bild, ein andres Bild, ein Wort, ein andres
— — —
da aber war es schon in dieser Nacht,
daß es nicht anders war denn jetzt, denn eben,
da saß ich denn und sann und saß und sann.
Was ist uns denn geschehn? und: leb' ich noch?
Und: ist dies rätselvoll — und: Herzeleid —
(dumpf)
— wir sind in tiefe Dunkelheit geraten,
o Lieber, wir sind tief in Dunkelheit. —
(Stille.)
Ach Gott, es wird doch keinen Regen geben!
Ja, man muß eben schlafen, Eginhard,

ich will ersticken hier in dem Gemäuer,
laßt mich heraus, ich will, laß los, laß los,
(schreckt auf)
ich träume wohl, ich habe wohl geträumt?
Was war mit mir, sag' mir, wo war ich denn?

Eusebius (mit einem Becher in der Hand):
Nichts, Meister, nur es schien, du kamst in Schlummer.

Franciscus: Da schreckt' ich auf?

Eusebius: Da bist du aufgeschreckt!
Nun aber greife diesen Becher an
und schlürfe seinen Trunk, der stärken wird.

Franciscus (verträumt):
Du bist es, der den goldnen Becher reicht?

Eusebius: Ich bin es! Bote wundervoller Kunde!

Franciscus: Gesegnet sei der Bote und die Botschaft,
ich hebe ihn und leer' ihn dir zum Gruß.
Ich ... (er stockt und gerät allmählich in immer größere Verzückung)
siehst du nichts? Eusebius, blicke her!

Eusebius (aufgeregt):
Ich sehe nichts als Schatten, die sich regen.

Franciscus: Es rührt sich auf dem Grund des Purpurlichts,
es wallt zuhöchst — die Botschaft quoll empor,
siehst du das Bild? Eusebius, spähe doch!
Im dunkeln Schleier wiegt es sich herauf
aus Duft und Glut — — wer bist du, der dort steht —
o sag', wer bin ich?

Eusebius: Wer ich bin, Franciscus?

Franciscus: Du bist nicht du, das hebt sich in Gewalt,

schwebt auf und nieder, wogend ab und zu,
es neigt sich mir, es schwillt, es wird Gestalt,
einmal schon war es so wie diese Nacht —
kennst du mich, Knabe ...? wie die Wälder dunkeln — —!
Bist du es nicht? im nebelnden Gewölk?
So tritt heran, so fasse Mut, o Knabe,
o bist du blaß, rinnt dir ein Traum in Gliedern,
so sauge Blut! — Hier, sieh doch, warte ich,
hier sitze ich, du bringst des Bechers Gold,
und ich und du und Becher, Trank und Nacht,
das war schon alles einmal ebenso;
von draußen raunt der Wald und singt und rauscht,
o meines Brunnenstrahls vertrauter Klang,
ich hör' dich, lichtes Brünnlein, durch die Nacht —
o fernes Land, o Seele meiner Heimat,
sehnsüchtig grünt der tiefen Wälder Lockung!
O Grün der Wälder, kehrst du mir zurück!
Du bist es wieder, kräftereicher Becher,
einst trank ich dich: da triebest du mich jäh,
dich trink' ich nun: so zwingst du stark zurück.
Weh, daß ich floh, daß ich die Heimat ließ!
Mein Herz ist trüb, o nimm mich wieder auf
an deiner sanften Brust, das irre Kind.
Was gilt es mir, Italien, heil'ges Land,
o nimm mich, Mutter, auf, den Wankenden,
daß mir die Wimper friedvoll sinken kann.

Italien selber lebte nie in mir,
so lebt' ich selber niemals in Italien.
O nimm mich auf, und weilt' ich tausend Jahre
auf diesen Trümmern, schwer in altem Ruhm,
vor dieses Meeres ewig glühender Bläue:
ihr stieget nicht herab, o Marmorbilder,
an meine Brust und fandet trautes Wort,
du schwollest nicht zu mir herauf, o Meer,
an meine Brust und flüsterst Trost und Stillung,
wie es die Wälder meiner Heimat tun.
Ich hielt euch nicht in Armen, meinen Armen,
dich heitres Leben, dich beglänzte Zeit:
nie wurde mir Italien und genug.
Das weiß von Sehnen nicht und nicht von Traum,
uns aber wird der Traum und Sehnsucht sein.
Der Becher dampft, die Purpurwolke glüht.
Heil meinem Leben, das nicht Leben ist!
Zergeh' der Nebel! taucht, vergangne Tage,
in Bechers Grund, ich trinke euch zurück!

(Er trinkt.)

So komm', Eusebius, wir wollen enden!

(Er tritt auf den Altan über dem Meer, Eusebius folgt.)

Eusebius: Wir werden selig bei dem Ende sein!

Franciscus: So tritt heraus und fasse meine Hand!

Eusebius: Ich fasse sie!

Franciscus: Wie blickst du seltsam, Freund!

Eusebius: Licht ist um dich, dein Haupt steht ganz voll Licht!

Franciscus: Ein Abschiedswort, Eusebius, rede schnell
Hörst du das Meer? es harrt auf den, der kommt,
es murrt und klagt ob dessen feigem Säumen.
Ich werde gleiten wie im Fliegen, Freund,
die Tiefe nimmt mich auf und kost um mich,
und wie auf Flügeln sink' ich in den Grund.

Eusebius: Ja Flügel, Flügel über diesen Weiten,
sie harren dein, sie wähnen schwebend dich
ob ihrem Glanz zu höherm Glanze auf!

Franciscus: Dort, wo ein letztes Leben blinkt . . .

Eusebius: Ein Leben,
einsam, dem Gotte gleich, und unter dir
der Mensch und Liebe und der Tod und Schicksal.

Franciscus: Das Meer schwillt auf, ich breite meine Arme.

Eusebius: Franciscus, sieh, dort hinten wächst ein Streif!

Franciscus (gestört):
Ein Streif! es dringen Laute zu mir hoch,
tief unten ahn' ich, daß es lebt und redet
von Menschen.

Eusebius: Menschen unten tief am Strand.

Franciscus: — Die Stimme? — wer?

Eusebius: Was gilt das? fern! vergessen!

Franciscus: Es regt das Meer sich!

Eusebius: Und ein Glanz beginnt.

Franciscus: Es ist wie Botschaft, daß ein König einzieht,
und alles spannt sich, flüstert, stockt und raunt —.
Was ist? wer kommt?

Eusebius: Dort zuckt die Röte auf!

Franciscus: Die Kämme blitzen!
Eusebius: Strahl schießt über Strahl!
Franciscus: Den Nebel zehrt es!
Eusebius: Alle Küste sprüht,
der Fels schreit in das Licht!
Franciscus: Das Meer bricht hoch!
die Glut entzündet über allen Wellen,
der Purpur rieselt auf von Meer zu Luft.
Eusebius: Es lebt! das Licht kommt, sieh, der Morgen kommt!
Von tausend Stimmen ist es wie ein Klang.
Franciscus: Es naht, sie kommt, die Sonne kommt, die Sonne.
Eusebius: Franciscus, Glocken läuten!
Franciscus: Siehe da,
es lebt der Strand, das Segel bläht sich hell!
Eusebius: Die Gasse lebt, der Kahn glitt aus in See,
Franciscus, du! Franciscus, rede mir!
Franciscus: Ich rede nicht. Die Sonne will zu mir
in meine Brust, das Meer will auf zu mir,
die Küste will in Jubel mich, der Port,
die Glocken wollen mich, das ist ein Gruß —
(der Sonne zu:)
Vergib, vergib, o heiligstes mein Licht,
laß mich zergehen all in diese Glut,
ich bin nur Wolke, bin ein Rauch und Hauch,
in feuchtem Atem selig saug' mich ein,
nichts bin ich, denn ein Trank, o schlürfe mich!

Ich recke meine Arme tief in Glanz,
ich flute dir entgegen, grenzenlos,
ein lichtes Bildnis, quillend mir am Herzen,
sind alle Menschen noch! — Die Glocke blitzt,
nicht eine, tausend nach: es klingt das Licht!

(Eusebius hält den Wankenden.)

O Seele! meine Seele, meine Seele!!
Wirf ab die Kleider der vergangnen Tage!
Wirf ab, wirf ab! es haftet Staub daran!
Wirf ab und zaudre nicht und bade dich,
daß dir nicht Scham im dürft'gen Kleide komme,
du bist berufen, Seele! bade dich!

(Mit letzter Kraft.)

Von allen Menschen hast du mich gerufen,
hier bin ich, Sonne, und ich lasse nicht,
du segnetest mich denn . . .

(Er sinkt.)

ins Knie! ich bete!

Herauf! und lege dir die Schwingen an,
herauf! dein ist das Reich und alle Kraft,
da du verlorest, hast du dich gewonnen,
wirf alles ab, dein ist die Herrlichkeit!
Vergib mir, Sonne, daß ich voll Demut war,
und laß mich lachen, wenn ich Sünder bin.

(Eusebius läßt ihn sanft zu Boden gleiten. Schüler haben sich mit erstaunten Rufen hineingedrängt. Morgenglocken läuten. Zu den Eindrängenden richtet sich Eusebius hoch auf.)

Eusebius: Was drängt ihr dort? kehrt um und geht zurück.
Ich war allein bei ihm von allen Freunden,
die schweren Stunden, da er Schlummer suchte,
und keiner wachte mehr mit ihm und mir.
Nun da er Schlaf sich und Erquickung fand,
laßt mich allein bei ihm und geht von hinnen.
Wenn er erwacht und wenn es Mittag ist,
wird er vielleicht euch wieder zu sich rufen!
(Sie gehen leise und bestürzt fort. Eusebius lehnt, nunmehr sehr ermüdet, an einer Säule. Mit einem Blick auf den Schlafenden):
Und du? wie strömt der Schlummer ihm willkommen!
Ja, man ist müde, Freund! so schlafe nur.
Es werden manche schweren Tage kommen,
da tut der Schlummer not; eins aber preis' ich:
den schwersten Tag, ihn rangen wir zu Boden,
in Morgenröte starb er: drum getrost!
(Unten singt die klare Stimme eines Fischers das):

Ave maris stella
Dei mater alma
felix coeli porta
atque semper virgo.

Ende

Novellen

Vorbemerkung

Die nachstehend abgedruckten Novellen oder Märchendichtungen, „Regina del Lago“ und „Geschichte vom Xaver Dampfkessel und der Dame Musica“ betitelt, bildeten je ein Kapitel des umfangreichen Romans „Professor Elias Pistocelius und sein Haus“, den Walter Calé nach seiner Rückkehr aus Freiburg zu schreiben begonnen und im letzten Jahr nahezu vollendet hatte. Dieses Werk hat er kurz vor seinem Tode bis auf die im folgenden abgedruckten Teile, die erhalten sind, weil sie sich in fremden Händen befanden, vernichtet. (Siehe auch die biographische Einleitung.)

Der Roman, eine Art Rahmendichtung, behandelte im wesentlichen die Geschicke der Tochter Sibylle des Professors Pistocelius und des jungen Studenten Sebaldus Lenz, die ein ebenso hohes, reines, wie äußerst empfindliches Band der Liebe verbindet, das kurz vor der Entscheidung von den Beteiligten scheinbar ohne Grund, in Wahrheit aus tiefen, psychologischen Anlässen gelöst wird. Überhaupt strebte der Dichter in diesem Roman danach, die innerliche psychologische Entwickelung der Personen auf das genaueste zu verfolgen; die geschilderten äußeren Ereignisse erscheinen nur bedeutungsvoll hinsichtlich der von ihnen auf die Personen ausgehenden psychologischen Reflexwirkungen. Die Konflikte selbst sind lediglich psychologische Konflikte von feinster und sorgfältigster Nuancierung, aus denen diese seelisch äußerst zarten Geschöpfe einen Ausweg nicht finden. — Neben den erwähnten Hauptpersonen des Romans tritt

unter andern als Freund des Hauses Pistocelius der Apotheker Xaver Dampfkessel auf. Wer er ist, woher er kommt, warum er kommt, — keiner weiß es so recht; wir hören nur, er hat viel erlebt, viel gesehen und wohl auch viel gelitten. Als Rest seiner Leiden sind ihm eine tiefe Menschenliebe und Herzensgüte geblieben, als Rest seiner Weltfahrten eine Phantasie von überquellendem Reichtum und einer unwiderstehlichen Macht über ihn selbst, die ihn verleitet, allerlei schöne, herrliche Märchen als Wirklichkeit zu berichten, die ihn in dem Rausche, in dem er sich beim Erzählen befindet, die Unwahrheit seiner Erzählungen selbst vergessen lassen. So erzählt er in Gegenwart von Sibylle, Sebaldus und einigen anderen Personen, unter denen sich auch der im Gegensatz zu dem träumerhaft veranlagten Sebaldus mit starkem Wirklichkeitssinn begabte Dr. Jonas befindet, die beiden hier abgedruckten. In ihnen zeigt Xaver Dampfkessel seinen gespannt lauschenden Zuhörern im Spiegel des Märchens kristallisiert das Sein und Sehnen der beiden Hauptpersonen der Dichtung; er, der Vielerfahrene, hat Sibylle und Sebaldus tief durchschaut und erkannt; er weiß, daß sie sich nie finden werden, daß ihre Sehnsucht ohne ihr Wissen vielleicht in ganz weite Fernen streift, unerreichbar für sie, eine Sehnsucht, an der sie sich verbluten müssen, weil sie nie erfüllt wird und weil sie die Betroffenen anderes und erreichbares Glück nicht erkennen läßt: die Dame Musica und Fiammetta: sie verschwinden dem Xaver-Sebaldus; — der Baumeister Balthasar: der Blanche-Sibylle ist er nicht bestimmt. Ein Prophet ist Xaver Dampfkessel, und leise ahnen es die Zuhörer. D. H.

Regina del Lago

„Guten Abend, meine Herren, das Märchen fängt an“, sagte der Erzähler auf der Riva degli Schiavoni und stellt seinen Hut vor sich hin! In Venedig, mitten auf der Straße! Man denke sich das bei uns! Überhaupt Italien! Als ich endlich hinkam — Sie wissen doch, die fünf Jahre meiner Abwesenheit hielt ich mich in Italien auf —, fand' ich's grad' so schön wie damals, als ich noch gar nicht dort gewesen war; das will viel sagen, es ist mir auch nur dieses einzige Mal im Leben so begegnet: sonst, was vorher glänzte, das verblich, wenn ich nahte; alle Farbe bröckelte ab; aber ich bin klug geworden; ein Weilchen heißt's geduldig warten: dann kommt gemächlich die gute, alte Malerin Memoria, die Urgroßmutter aller Maler, mit zwei großen Farbentöpfen auf dem Rücken: einer voll roter, der andre voll goldner Farbe, — und der Stock, auf dem sie heranhumpelt, ist eigentlich ein großer, struppiger Pinsel — man sieht's erst in der Nähe —, und dann beginnt sie ganz gemächlich, weil's doch so eine alte Frau ist, die sich nur schwer bewegen kann: sie stellt die Töpfe vor sich hin, nimmt den Pinsel, befühlt ihn, fasert ihn zurecht und dreht eine feine Spitze: dann sieht sie zu, ob die Töpfe auch sicher stehen, daß sie nicht umfallen: dann legt sie all das, was angestrichen werden soll, in eine Reihe um sich herum: dann setzt sie sich ganz langsam, breitet ihren Rock hübsch in die Runde, damit ja nichts zerknüllt wird, deckt ein großes Tuch über ihren Schoß,

damit ja kein Fleck sie verunziert: dann taucht sie langsam den Pinsel ein, ja nicht zu tief, damit's nicht tropft, — und dann fängt sie gemach und säuberlich an, eins nach dem andern: den ersten Tag, den zweiten Tag, alle bleichen Tage hinter uns streicht sie hübsch wieder zurecht, wie es gerade gut aussieht, rot mit einem goldnen Rand oder golden mit einem roten: ein bißchen einförmig, es ist eben eine alte Frau — aber sie meint's gut, und es dauert auch nicht gar so lange, dann glänzen die Tage wieder fast so schön wie damals, als sie noch ein großes, großes Stück Weges vor einem lagen: darauf muß man eben warten.

Eine heikle Sache ist's mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Denkt euch, was würdet ihr dazu sagen: ihr habt recht viel Durst und seid an einem sehr muntern, sehr hellen Bach, ihr beugt euch hinunter, taucht die Hände darein, um Trank zu schöpfen — aber welch verdammter Schabernack! — bis grad' eine Hand breit vor eure schöpfende Hand kommt Wasser herangeflossen, und da — an der Stelle versiegt's, wird vom Boden aufgeschlürft, vertrocknet's, — was weiß ich: jedenfalls ist's weg, und der kahle Sand sieht spottend hervor: aber ihr guckt ein bißchen nach der andern Seite, und — o Wunder! — eine Hand breit hinter eurer schöpfenden Hand sprudelt's lustig weiter, als wenn gar nichts geschehen wäre; nur grad', wo ihr hinfaßt, ist Sand, trockner Sand; und an andern Stellen des Baches geht's euch auch nicht ein bißchen anders."

„Kinder, Kinder!" seufzte Xaver, „das ist ein trübes Gleichnis: ihr seid noch ein wenig zu jung. Aber es be-

währt sich, dafür steh' ich ein! Auch hier hat sich's bewährt. Herrgott, ich bin abgekommen. Wodurch eigentlich?"

„Durch Italien," rief Elias herüber und betonte das Wort stark.

„Ach so, durch Italien! ja, ja," sprach Xaver, „sie wohnte nämlich in Oberitalien: auf einem Hügel in der Nähe von Bormio hab' ich noch das zerfallne Haus gesehen."

„Es war ein sanfter Hügel, darauf erhob sich das weiße, schöne Haus, gleich einer Burg, und rings herum lag Italien; gar nicht weit, zusammengedrängt wie eine ängstliche Herde, standen unten die leuchtenden andern Häuser der Stadt Bormio, und Felder sah man, Haine und blitzende Wasserstreifen von jenem Haus auf dem Hügel; der Himmel war dunkelblau und die Ebene so weit, daß man den ganzen kreisrunden Rand der Erde mit Blicken verfolgen konnte, wo der Himmel anfängt und wo man nie hinkommt, und gegenüber von dem einen Hügel lag noch sein Geschwister, ein zweiter; er war leer, man sah's ihm an, wie sehnlich er die Burg auf seiner Kuppe erwartete; er mußte sich vor dem andern ein bißchen ärmlich fühlen, so ohne Zweck: später sollte ihm der Wunsch ja auch erfüllt werden.

In dem Hause, das sich hochmütig über die Stadt erhob, gab es ein eignes hochmütiges Leben: es war dort ein alter griesgrämiger Mann, der viele Schätze aufgespeichert hatte, so daß die Zimmer vor Kostbarkeiten glänzten; er besaß eine Tochter mit Namen Blanche, ein rechtes junges Mädchen: sie tat nichts, ging spazieren, sprach mit den Leuten und vermißte im Leben kaum etwas, außer manchma

ein wenig, was sie selber nicht wußte. Von Onkeln und Tanten kam öfters Besuch aus der Stadt; dann wurde sie wieder eingeladen, und abends den Weg nach Hause brachten sie die jungen Leute, und wenn es dunkel war unter den wunderbaren Sternen, verliebten sich die jungen Leute immer in sie und sprachen schöne Dinge; das fand Blanche hübsch, weil man dann auch in der Nacht gut träumen konnte; mit einem, der am schönsten sprach, ging sie vor allen gern, und als er sie das vierte Mal von der Stadt den Hügel hinauf geleitete, fragte er, ob sie ihn lieb habe. Da sagte sie: „Ja, sehr", weil er so schöne Dinge redete, und als er sie küßte, küßte auch sie ihn; denn sie hatte ihn sehr gern. Und dann fragte er, ob sie mit ihm mitkommen wolle in die Weite? Sie aber antwortete: „Nein, sie müsse doch beim Vater bleiben!" „Ob sie den Vater denn lieber habe als ihn?" „Ja," sagte sie, „man muß doch seine Eltern am liebsten haben!" — und die ganze Nacht grübelte sie, warum er so traurig geworden sei. — Er hat sie niemals wieder den Weg von der Stadt den Hügel hinauf gebracht.

Das aber änderte sich alles.

Denn eines schönen Tages wurde der alte Vater krank und starb; man trug den Sarg den Kirchhof hinunter, wo die weißen Denkmäler standen; auch er bekam eines, und nun war Blanche allein.

Als sie, des Trauergeleites ledig, zu Haus anlangte und die Magd im Speisesaal schönes Essen angerichtet hatte, — alles, was sie gern aß und trank, stand dort, — „zum Troste" dachte die gute alte Magd, — und als sie sich

nun niedersetzte, ein Stück aß, einen Schluck trank, als sie sich's sehr, sehr schmecken ließ, da kam ihr der Gedanke, daß sie doch gar nicht recht traurig sei; aber nicht einmal über diesen Gedanken war sie traurig: „So bin ich eben schlecht!" — und sie aß ruhig weiter, bis sie ganz satt war; und bald kam ein neuer Gedanke, erst leise, dann immer deutlicher: „Jetzt hindert mich keiner, alle Tage so gutes Essen zu haben!"

Und als sie sich erhoben, schritt sie wohlgefällig durch die Zimmer: „Ich bin ganz einsam, ich herrsche allein"; und als sie plötzlich im Spiegel ihr Bildnis erblickte, eingehüllt ins schwarz wallende Trauergewand, das ihre Schritte majestätisch zügelte, da dachte sie, wie schön es wäre, allein zu sein, und allmählich wurde eine Seligkeit in ihr: „Durch alle Zimmer geh' ich, wann ich will; ich schlafe, solange ich will, kein Tor ist mir verschlossen, — wie schön ist es, allein zu sein; von nun an bin ich Königin!"

Gleich am nächsten Tage kaufte sie sich einen prächtigen Wagen mit verhangnen Fenstern, eine Sänfte und einen Schlitten, sechs schwarze Pferde und ein weißes, sie mietete sechs schöne Mädchen als Dienerinnen, zehn schwarze Lakaien, kaufte sich einen schweren roten Kutscher mit einer weißen Perücke, drei Papageien, Quex den Gelbgrünen, Brulbo den Rotblauen, Hirliquirli den Schwanenweißen, ein hohes, schlankes Windspiel Licilla, verjagte den alten Diener und die alte Magd, ganz ohne Mitleid.

So begann das neue Leben. Die Vorhänge der Fenster wurden niemals geöffnet, auf unzähligen Ständern brannten

Kerzen Tag und Nacht, tausendfach widerstrahlend aus Metallen und Spiegeln; morgens beim Ankleiden und abends beim Auskleiden ward sie feierlich von den sechs Mädchen bedient, die eine sang, die zweite schlug Harfe zum Gesange; tagsüber schritt sie prächtig durch die Gemächer, das Windspiel Licilla begleitete sie, und wo sie hinblickte, kreuzte einer der Schwarzen seine Arme über der Brust und warf sich demutsvoll zu Boden, an diesem Türpfosten, vor jenem Schrank; dann fütterte Blanche die Papageien und lehrte sie helle, wohlklingende Worte sprechen; sie verließ das Haus niemals, nur des Nachts trugen sechs der Schwarzen eine dichtgeschlossene Sänfte durch die Felder: darinnen mag sie wohl gewesen sein.

Von jenem, der einst so schön zu ihr gesprochen, kamen Briefe „jetzt da der Vater gestorben sei!“ Sie aber lachte: „Eine Königin freit er?“, zerriß den Brief, und nach jedem einzelnen Schnitzel beugte sich einer der Lakaien und hob ihn auf, jeden einzelnen Schnitzel; unermüdlich warf sie die Papierstückchen zur Erde, unermüdlich bückte sich der Lakai und lächelte noch dazu. „Solche Macht hab' ich!“ dachte Blanche.

Die Leute draußen verwunderten sich ob ihres Lebens, und die seltsamsten Gerüchte gingen herum. Manchmal umstanden Menschen das Haus, aber durch keinen Spalt der Vorhänge drang ein Blick ins Innere; die jungen Männer, also verschmäht, entbrannten in großer Sehnsucht nach dem Rätsel und in Eifersucht, daß Blanche sich selber so genug sei, während sie, die Herren der Welt, unter der Sehnsucht

nach ihr leiden müßten, und begannen sie vor Sehnsucht zu hassen. Aber Blanche schickte ab und zu ihre Dienerinnen in das Land aus, um Kunde einzuziehen, und als sie vernahm, sie wäre zum Rätsel geworden und die jungen Leute verschmachteten nach ihr, ward ihre Freude groß. „Sie sollen Sehnsucht nach mir haben, ich aber will frei bleiben von aller Sehnsucht! Wenn ich nun durch das Zimmer gehe, oder wenn ich hier sitze und dort stehe, oder das tue und jenes, wenn ich mich zum Schlafen hinlege, wenn ich spreche, wenn ich schweige, immer werden sie mich schön finden. Von allen Seiten kommen Gedanken der andern zu mir, leise geflogen, wie Lüftchen, und kein Gedanke geht von mir zu ihnen; seh' ich durch den Spalt eines Vorhangs, so erblick' ich die Dächer der Häuser: unter jedem Dache haust einer, der meiner gedenkt, den ich mit einem bißchen von mir, wie ich grad' will, mit jedem kleinen bißchen glücklich machen kann — sie denken alle an . . . still, still, nur ich weiß es! O so von Sehnsucht umspielt zu sein, wie schön, wie schön! Und ich bin frei und habe Sehnsucht nach niemandem, nur nach mir, daß ich schön bin!"

Von nun an war Blanche sehr glücklich; und deshalb, als eines Tages der Schwarze meldete, es stände draußen ein altes, verrunzeltes Bettlerpaar und lasse sich nicht davon weisen, sprach sie: „Heut' will ich gut sein!" und ging selber hinaus, das erste Mal unverschleiert bis ans Tor. Da sah sie denn vier zittrige entgegengestreckte Hände und zwei wohlbekannte dürre Gesichter: der alte Diener und die alte Magd waren betteln gekommen: sie müßten

verhungern. Der alte Diener und die alte Magd begannen zu sprechen und sagten nur: „Herrin, erinnere dich ...“ Da warf Blanche das Tor zu und floh hinauf in ihr Zimmer.

Sie grübelte, was geschehen: „Ich bin glücklich, alle haben Sehnsucht nach mir, ich bin frei, frei, frei!“ Doch sie weinte die ganze Nacht.

Und am nächsten Nachmittag trat sie auf einen der Balkone und sah ins Land; sie legte ihre Hand über die Augen und spähte hin nach Westen, wo die Sonne rot sinken wollte: da lag alles Land in Glut, in der nahen Stadt, auf den Feldern regten sich Menschen, Boote kamen den Fluß entlang und Wagen die Landstraße, voller und tiefer färbte sich der Himmel; sie aber stand dort mit beschatteten Augen.

Dicht unten am Fuße des Hügels schritten zwei vorüber, Schnitter und Schnitterin: die hielten sich umfaßt. „Sie dürfen mich nicht sehen!“ dachte Blanche und trat sorgsam hinter den Vorhang; aber das wäre nicht nötig gewesen: denn die beiden gingen vorüber, ohne aufzublicken, ineinander versunken.

„Sie sahen mich nicht an?“ fragte Blanche, „sie sahen nicht nach oben? sie haben doch Sehnsucht nach mir? ich bin doch Königin? warum sahen sie mich nicht?“ Und als die Sonne verschwunden war, ließ Blanche den Kopf sinken und klagte leise: „Es kommt keiner!“ und noch leiser: „Alle haben Sehnsucht nach mir, ich aber bin frei, frei, frei!“

Und diese Nacht war es um ihre Freiheit geschehen; denn es erschien in dieser Nacht mein Vetter Balthasar, der Baumeister, mit seinen fünfundzwanzig schwarzen Kavalieren; ich will ja gar nicht behaupten, daß mein Vetter Balthasar der Tod selber sei: das hieße lügen; doch erinnert euch: es gibt vor jedem Sturm viel sausende, blitzende Sturmschwalben, und eine von den sausenden Sturmschwalben mag mein Vetter auch gewesen sein: er sauste dem Tode der Blanche voran auf seinem blitzenden Schimmel; sie mußte dann sterben. — Ach Gott, was liegt daran! Ach Gott, es stirbt ein jeder mal!

Das geschah aber so:

Als Blanche sich niedergelegt hatte, breitete sie ihr Haar gleichmäßig rechts und links auf die Kissen, zu jeder Seite eine Hälfte, sorglich geglättet und von der Stirn an geteilt; dann faltete sie ihre Hände über der Brust und schloß die Augen; mit geschlossenen Augen dachte Blanche von ihrem eignen Bilde zu träumen und so aller bösen Gedanken ledig zu werden; denn sie wußte, wie lieblich und voll Ruhe ihr Anblick sei; aber der Schein der roten Nachtampel begann sie zu quälen; sie rief deshalb eines der Mädchen, die Flamme zu löschen: doch als sich die Tür ihres Zimmers öffnete, erschien nicht eine, sondern alle sechs in weißen Nachtgewändern, jede mit einem Licht in der Hand. Blanche erschrak: „Was kommt ihr alle sechs?"

„Wir sind so sehr erschrocken!" antwortete Noemi, die erste.

Dann standen sie mit den sechs Lichtern vor Blanches

Bett. Blanche freute sich des Anblicks, ein andrer Gedanke kam ihr, und sie bat die Gespielinnen: „Ihr seid so schön mit den Lichtern, und ich bin so unruhig! Wollt ihr nicht ein wenig vor meinem Bette tanzen?“

Da stellten die Mädchen ihre Lichter im Kreis auf den Boden nieder und schlangen um das Feuer inmitten einen ruhigen Reigen; ihre Gewänder schmiegten sich und wehten, wenn auch der Reigen langsam ging, wie von schwerem Winde getragen; keine aber berührte mit dem Fuße oder dem Schleppgewand die brennenden Lichter: so geschickt umtanzten sie den Feuerkreis.

Zuerst beglückte es Blanche, dann wurde sie traurig wie vordem und sprach: „Ich danke euch, aber bitte hört auf; ihr müßtet Blumen dazu im Haar haben! habt ihr keine Blumen?“

„Nein!“ antworteten sie, schlossen den Reigen und nahmen jede ihr Licht in die Höhe.

Blanche setzte sich in den Kissen aufrecht, das Haar fiel vornüber und barg ihr ganzes Gesicht: „Ich habe auch keine Lust zum Tanzen“, sagte sie, „es sieht ja keiner! aber vielleicht könnt ihr einen Chor singen!“

Sie nickten, stellten die sechs Lichter auf das Gesimse des Kamins und sangen einen leisen Chor. Anfangs die beiden ersten:

Wir wollen gehen an den weißen Strand,
Ja weißen Strand!
Wir wollen steigen in den bunten Kahn,
Ja bunten Kahn!

Wir wollen fahren auf das große Meer,
Ja große Meer!
Weit, weit in Glanz,
Weit, weit in Glanz!

Und dann die beiden zweiten:

Wir wollen wandern in den kühlen Wald,
Ja kühlen Wald!
Wir wollen brechen einen grünen Zweig,
Ja grünen Zweig!
Wir wollen halten eine süße Rast,
Ja süße Rast!
Still, still im Wald,
Still, still im Wald!

die beiden dritten:

Wir wollen steigen auf einen hohen Berg,
Ja hohen Berg!
Wir wollen grüßen in das helle Land,
Ja helle Land!
Hoch, hoch vom Berg mit einem Berggesang,
Ja Berggesang!
Weit, weit ins Land,
Weit, weit ins Land!

und dann noch einmal alle sechs:

Wir wollen heben an ein süßes Lied,
Ja süßes Lied!
Wir wollen singen für ein armes Herz,
Ja armes Herz!
Wir wollen singen bis zum lieben Schlaf,
Ja lieben Schlaf!
Tief, tief bei Nacht,
Tief, tief bei Nacht!

Und sie schwiegen; Blanche aber saß still da; man konnte hinter dem verhängenden Haar nichts von ihrem Antlitz sehen; dann schüttelte sie langsam dreimal den Kopf und sprach: „Habt ihr nicht noch ein andres Lied, das nicht so weit fort will?“

Noemi sprach Nein: „nur noch eines für mich zur Mandoline: Herzblume spielt Mandoline!“

„Ach bitte singt doch das!“ bat Blanche.

Herzblume, die jüngste, ging, um die Mandoline zu holen, und die vier andern schlichen betrübt aus dem Zimmer.

„Gute Nacht“ rief Blanche ihnen nach; als sie jedoch draußen waren, sprach sie: „Ich bin gern mehr allein!“, und schon begannen die beiden ein Lied, das nicht so weit fort wollte:

Vor meinem Schlosse leuchtet
Ein wunderheller Pfad,
Darauf ein Wandrer schreitet,
Mit Schritten fest und grad'.

Manch einer kam geschritten
Und ging wie Windesweh'n;
Geh' nur auch du vorüber,
Will nimmer mit dir geh'n.

Vor meinem Schlosse fließet
Ein heller Silberfluß,
Darauf ein Schifflein gleitet,
Weit in die Ferne muß.

So fahre nur vorüber,
Du Schifflein voller Zier,
Bin still in meinem Schlosse,
Will fahren nit mit dir.

Vor meinem Schlosse brauset's
In einer tiefen Nacht,
Da braust ein schwarzer Reiter
Und schlägt ans Tor mit Macht ...

„Was willst du, wilder Reiter!" grad' das noch sang Herzblume, da begann's! Tief unten von der Ebene her kam es wie ein knatterndes Gewitter und kam näher. Blanche saß ganz steif da und lauschte: das Dröhnen und Pochen schwoll an Gewalt, es stieg den Hügel hinan, und wie's nahe wurde, löste sich das große Unbestimmte in eine Unzahl von kleinem, hellem Getrappel, in viele scharfe Hufschläge.

„Zu Pferde ist einer gekommen!" Blanche sagte es vergeistert mit großen Augen.

„Am Tor hält's!" und es hielt, bis nach oben drang das Geschnaufe, das Knarren des Zaumzeugs und die unruhigen Tritte.

„Es hält" sagte sie nochmals und atmete nicht; und dann begann es unten ans Tor zu schlagen, mit gewaltigen, regelmäßigen Schlägen; durchs Haus begann es zu dröhnen und brachte die Bilder an der Wand zu Tanze; es schlug wie ein Hammer gegen das Tor, dumpf, Schlag um Schlag.

Da erhob sich Blanche vom Lager; sie schritt still und verklärt ans Fenster, sie schob den Vorhang zurück, und der weiße Mondenstreif fiel auf sie und weiter hinein ins Gemach; und, von dem feinsten Licht umspielt, bog sie sich weit hinaus.

Vor dem Tore hielt eine dunkle Schar: schwarze Reiter auf schwarzen Pferden mit schwarzen Masken; zehn, fünfzehn, zwanzig, mehr, mehr; nur einer war hellglänzend weiß wie das Mondlicht, auf weißem Pferde; der war's, der hämmerte so gewaltig ans Tor.

„Macht auf! Macht auf! Macht auf!"

Kaum aber erschien Blanche am Fenster, da beugten sich die fünfundzwanzig schwarzen Kavaliere, gleichsam eines Sinnes vor der Erscheinenden. Sie nahmen die Federhüte vom Kopfe und neigten sich tief bis zum Bug ihrer schwarzen Rosse, und diese selber knickten in den Vorderbeinen grüßend zusammen. Das weiße Roß jedoch, das den Glänzenden trug, stieg kerzengrad' in die Höhe und hob seinen Herrn der Spähenden entgegen; mit beiden ausgestreckten Armen rief der Ritter jubelnd „Heil, Heil" nach oben, und zugleich wirbelte das Gewieher der Rosse hell auf wie in einem Freudenschrei: dann aber, als die schwarzen Reiter wieder aufrecht standen und der weiße sich gesenkt hatte, dankte Blanche vom Fenster aus und nickte einen lieblichen Gruß hinunter.

Eine Weile wiegte sie sich unter den Blicken der Maskierten und spielte mit den Spitzen ihres langen Haares; dann fragte sie:

„Wer bist du?"

Und der Weiße rief nach oben:

„Ich bin der Baumeister Balthasar!"

„Und wer sind die andern?"

„Das sind meine fünfundzwanzig schwarzen Kavaliere!"

„Hm“ sagte Blanche und wurde ernst; da zog eine Wolke über den Mond: alles ward dunkel.

Aber der Glänzende rief nach oben:

„Du leuchtest mir noch entgegen!“

„Du leuchtest mir auch entgegen!“ antwortete Blanche von oben.

„Wir sind selber ein Licht!“

„Ja“ sagte Blanche und legte sich aus dem Fenster, soweit sie vermochte; nach einer Zeit Stillschweigen begann sie wieder und schien traurig:

„Du willst ja aber gar nicht zu mir!“

„Gewiß will ich zur Regina del Lago!“

Da richtete sich Blanche in die Höhe und strich ihr Haar zurück, sie stützte sich mit flachen Händen auf das Fenstersims und schaukelte hin und her.

„Ich höre keine Antwort mehr!“ rief es von unten, und von oben kam eine leise Stimme:

„Ich bin's nicht, ich bin keine Königin!“

„So wahr ich, Balthasar der Baumeister, dich ewig liebe, so wahr bist du eine Königin!“

Sie beugte sich wieder hinaus, in ihren Augen ging ein Licht auf, und zage klang es vor verhaltenem Jauchzen.

„Du weißt es? Woher weißt du's?“

„Der Baumeister Balthasar weiß, wo die Königinnen wohnen!“ Wie treu und beteuernd war des Baumeisters Ton; und Antwort kam von oben:

„Ja, ich hab' es nur nicht geglaubt, ich hab' mich geschämt, allein wußt' ich's, aber mit den andern wußt' ich's

nicht!“ — und dann jubelte eine Lerche aus der Höhe: „Ich hab’ einen schönen Namen, warum hab’ ich einen so schönen Namen?“ und von unten hallte es ernst:

„Die Königin heißt von ihrer größten Tat!“

„Vom See?“ fragte es ungläubig.

„Ja, vom See!“

„Wer weiß es noch?“ neugierige Stimme von oben!

„Keiner außer dir und mir!“

„Das ist schade — — — auch nicht die Kavaliere?“

„Ja, die auch!“ Und die Rosse der Kavaliere stießen ein zweites Gewieher aus und schlugen mit den Hufen gegen den Boden.

„Frag’ nicht weiter, sie werden ungeduldig, mach’ auf, mach’ auf!“ und wieder hämmerte es gegen das Tor.

Noch einmal rief’s von oben:

„Was aber ist dein Begehr?“

„Ein Schloß dir zu bauen, was soll des Baumeisters Begehr sein?“

„Ein Schloß!“ lachte es von oben, aber das vernahm keiner mehr; denn unten erhob sich gewaltiges Scharren und Wiehern und dumpfe Schläge ans Tor.

Da sprang Blanche aufs Fenstergesims, riß sich den Schleier von der Stirn und wehte — wehte hinaus zu fröhlichem Zeichen: „Ich öffne, ich komme!“

Der Mond trat hervor und beschien sie, wie sie hell und jubelnd dort droben stand.

Sogleich verklang das Gewieher, und Scharren und Schläge verstummten. Blanche aber schritt durch das Haus

hinunter; an ihrer Seite setzte das Windspiel Licilla zierlich Füßchen vor Füßchen; zwei und zwei folgten ihr die Gespielen und drei zu drei die Schwarzen, der kleinste Schwarze schloß den Zug; voran ging der schwere rote Kutscher mit dem Pförtnerstab und öffnete das Tor: der Mondschein fiel ins Innere, die ritterlichen Sechsundzwanzig sprangen von den Rossen. So trafen sich denn auf der Schwelle von außen der Zug des Balthasar und seiner fünfundzwanzig Kavaliere, von innen der Zug der Regina del Lago mit dem Windspiel, sechs Gespielinnen, zehn Schwarzen und einem Kutscher; die Züge grüßten und knixten gegeneinander, sie geleiteten sich voll Courtoisie und Höflichkeit ins Haus, voran der Glänzende mit der Regina del Lago.

So erwachte in dem einsamen Gebäude um mitternächtige Zeit ein unerwartetes Leben.

Für die Maskierten und ihren Führer ließ Blanche ein Mahl bereiten; denn sie mußten nach dem taglangen Ritt hungrig und ermattet sein. Man saß im spiegelgeschmückten Eßsaal an langer Tafel: es sprach keiner ein Wort, nur Blanche warf ab und zu ängstliche Blicke in die Spiegel; denn dort sah sie eine zahllose Menge stummer, schwarzer Männer, die unheimlich und unerbeten zu ihr eingedrungen sein mußten, schattenhafte Gäste, die ihre quälenden Augen auf eine weiße Frauengestalt hefteten: um viele ferne und immer fernere Tafeln hatten sie sich geordnet.

Bald wurden die Speisen aufgetragen und die Gläser mit Wein gefüllt; da begann ein Klappern der Gabeln und Messer, ein Bewegen der Lippen an den unzähligen Tafeln

mit der Menge der schwarzen Vermummten, und als das dritte Gericht von dreien Mohren herumgereicht wurde, erhob sich der Baumeister Balthasar und sprach die Begrüßungsrede; und viele, viele Baumeister erhoben sich an den andern Tafeln bis ins Ungewisse, ergriffen ein jeder sein Glas und bewegten die Lippen; aber nur eine einsame Stimme kam aus den vielen leblos regsamen Kehlen.

Was er sagte, ist mir nicht mehr genau erinnerlich, nur weiß ich, daß, je länger seine Worte tönten, es desto stummer über den Schmausenden wurde; es waren dunkle, schwere Worte, die wie rote Blutstropfen von seinen Lippen strömten.

Und er sprach so:

„Zum feierlichen Tage geziemen sich feierliche Worte; so stehe ich hier mit feierlichen Worten die Nacht behängend, gleich wie mit einem Goldschmuck, daß sie leuchtender werde als der Tag selber; denn würdig ist sie zu leuchten, da für mich, daß ich dich fand, für dich, daß ich dir nahte in dieser Nacht, es nichts Geringeres ist, als das Geborenwerden uns war, als der Tod uns sein wird, und auch nichts anderes; so werden sich denn Worte zu dieser Stunde geziemen, die vom Geborenwerden sprechen, vom Tode!"

Der Baumeister senkte seine Stimme und begann zu reden von der Mutter, die uns ins Leben hinaussendet. „Zweierlei Kinder gebar die Mutter" sprach er, „beide sendet sie zum Licht; die einen treiben ihr Wesen losgelöst vom gewaltigen Körper und der gewaltigen Seele, frei und undankbar, wie Kinder, kaum ihrer gedenkend; andere jedoch sind, die sie inniger liebt und nicht verlieren mag; da trennt

sie die Schnur nicht, die ihren Leib mit dem der Kinder verbindet: so steigen jene hinauf halb frei, halb gefesselt, halb dem Lichte zugehörig und halb der Tiefe, welche sie gebar; sie gehen mit fremdem Blick durch das Leben, nicht weit von der großen Mutter sich entfernend, und durch die Schnur strömt das Blut der Mutter zu ihnen, von ihnen zur Mutter: sie erkennen einander wohl, die Geschwister, an der Tiefe ihrer Blicke, am stummen Händedruck und der Sehnsucht nach dem Schoße der Mutter, die aus ihren Augen klagt; mit suchenden Augen wandeln sie unter dem Treiben der Spielenden, und so zwei von ihnen einander fanden, vereinigt sie das Wissen des Verborgnen, vom gleichen Blut durchströmt, inniger, als jene die Umschlingung der Glieder vereint; selig in sich schreiten sie leis zum westlichen Tore, und segnend und milde empfängt sie der Schoß der harrenden Mutter."

„Wer sind die Kinder der dunkeln Mutter, jene Gefesselten?" fragte der Baumeister und wußte sogleich die Antwort seiner Frage: „Baumeister" rief er „sind es und Königinnen! Und Baumeister und Königin haben sich an diesem seligen Tage gefunden, an der Sehnsucht nacheinander erkannten sie sich, an der Klage ihrer tiefsten Seele!"

Und er erhob seine Stimme zu gewaltigem Rollen: „Mein großes Wissen schlug Wurzel und saugt verborgne Dinge aus dem Grunde von tausend Jahren! zehnmal wechselte meine Seele ihr Kleid, zehnmal die deine; zehnmal kehrten wir zurück in den harrenden Schoß, zehnmal entstiegen wir ihm zu neuem Wandeln; zehnmal in anderem

Kleide fanden wir dieselbe Seele und weinten und jauchzten dessen, wie der weint und jauchzt, der nach dreißig Jahren den Seinen wiederkehrt und sie selber findet, nur in anderen Kleidern. Zehnmal entblühte dieselbe Sehnsucht unserer Seele, die Sehnsucht nacheinander, nach dem Schlosse, von mir für dich geschaffen, durch die Kraft meines Geistes, die Hände meiner Schar!“

Und er schloß mit glühenden Augen: „So heb' ich das Glas, so stürz' ich das Glas: Heil dir, Königin vom See, auf daß der Bau gelinge!“

Er kehrte den kristallnen Kelch auf das Linnengedeck um: der rote Wein floß darüber und zu Boden; und mit ihm taten das jene Baumeister der andern fernen Tafeln; sogleich aber erhob sich die Schar der schwarzen Kavaliere, als wenn eine dunkle Mauer rings um den Tisch aufwüchse, und ebenso erhob es sich stumm und geisterhaft an den ferneren Tafeln; dreimal klangen sie die Gläser aneinander, jedesmal ließen sie den gläsernen, vollen Glockenton langsam im Zimmer aushallen, bis auf sein letztes Schwingen; nicht anders taten es die Schatten an den gespiegelten Tafeln. Dreimal riefen die Kavaliere Heil, Heil und Heil, dann schmetterten sie ihre Gläser an die spiegelnden Wände, daß jene krachend zersprangen und diese klirrend zerbrachen und Scherben von Bechern und Spiegeln zu Boden stürzten.

Da waren die unheimlichen Tafeln verschwunden; nur die im Zimmer der Blanche stand noch dort; mit den Tafeln war das Grauen wie ein Traum entwichen, und Blanche

lächelte Balthasar dankend zu und verneigte sich huldvoll vor den maskierten andern.

Die schwarzen Lakaien liefen hin und wieder, brachten neue Gläser und neuen Wein. Aller Stimmen hoben sich laut. Es klang durcheinander von abenteuerlichen Ritten, Ländern und Frauen, wildes und zartes Gelächter; wie mitgerissene Stückchen rannen in dem lauten Strome Worte ferner Sprachen und irrten vergeblich umher, ein Ohr zu finden, welches sie verstand; so starben sie nutzlos hin gleich verlaufnen Kindern in der Fremde.

Die Augen der Regina glühten hoch, Glas um Glas tat sie dem Baumeister Bescheid; er reichte ihr die Hand hin, sie legte die ihre darein; doch bald ertrug sie's nicht länger; denn von ihrem Herzen löste es sich wie ein Strom los und stürzte durch den Körper bis zu jener Stelle der Vereinigung, wo beider Finger sich ineinander schränkten, und stürzte durch diese endlich, endlich geschaffene Brücke von ihr herüber in seinen Körper, von dort zurück, ein ewiger, blitzschneller Wechsel; sie erschrak und begann die Gewalt zu fürchten; deshalb entzog sie sich dem Geliebten; doch an den Spitzen ihrer Finger staute sich der Strom und drängte wie an ein zu schwaches Schleusentor, das nachgeben muß; willenlos reichte sie ihm die Hand, nochmals, nochmals; jedesmal mit leiserem Widerstand; schließlich trennten sie sich nicht mehr; aber die Regina bebte; noch immer war irgend etwas alleine in ihr; auch das wollte zu ihm; da legte er seinen Arm sanft um sie, wie eine leise Aufforderung: „Das ist es" fühlte sie, und

fester, als der Arm zu fordern wagte, schmiegte sie sich ihm an, fester und enger: nun hatte die Seele der Regina del Lago ihre Erlösung gefunden und flutete hin und her durch die Körper der beiden, frei und jauchzend ob ihrer Freiheit; sie schloß die Augen und fühlte sich nicht mehr, sie löste sich in den schwimmenden Seligkeiten auf wie ein Sommerwölkchen im blauen, tiefen Äther.

„O Todeswonne, ich will nichts mehr!" sprach sie.

Das Klingen und Lachen stieg, aber es baute sich nur wie eine Mauer rings um die Stille der beiden, hinter der diese immer einsamer und stiller wurde; sie waren gut behütet; denn auch ihre Worte wurden nicht verschlungen von dem Lärmen wie ein Tropfen vom Meere, sondern schaukelten dahin gleich sichern, kleinen Booten über der erregten See.

In seinen Armen liegend, öffnete Blanche die Lider halb, so daß ihre Augensterne ein wenig hinter den Wimpern hervorstrahlten, und flüsterte:

„O wie warst du mir bestimmt, Baumeister!", dann schlang sie beide Arme um seinen Hals und bettelte, wie ein Kind:

„Was wirst du mir schenken, Baumeister?"

„Ein Schloß, Regina!"

„Ein schönes Schloß?"

„Ein schönes, großes Schloß!"

„Bald?"

„Sehr bald!" sprach er, wie von etwas, das nur er wußte.

Da wurde die Regina ängstlich: „Warum so bald?“ Er aber war ernst und antwortete nicht.

„Warum? sag's, sag's ganz leise in mein Ohr!“ flehte sie, und so sprach er denn mit seiner milden Stimme, mein lieber Balthasar, die durch ihr Tönen allein schon Trost gab für die herben Worte:

„Die Königin muß frühe sterben, sehr früh und jung!“

Sie hörte es und zog ihn zu sich herab, dicht an ihren Mund.

„Muß ich?“ fragte sie.

Er nickte.

„O Todeswonne, ich will nichts mehr!“ und wortlos hing sie an ihm in tränenvoller Seligkeit.

Dann aber faßte sie der Jubel, sie ließ die Arme von seinem Halse und rief:

„Wir wollen eins tanzen, Balthasar!“

„Die Königin will tanzen!“ schrie der Baumeister ins dröhnende Gelärme, daß es sogleich schreckhaft verstummte; eilig schoben die Maskierten die Tafel beiseite, um freien Raum zu gewinnen, und pflanzten sich im Spalier zu beiden Seiten auf. Balthasar winkte einen der Schwarzen heran und flüsterte ihm ins Ohr; der lief hinaus und brachte alsbald mit dreien seiner Genossen einen Haufen Musikinstrumente: Flöten, Pauken, Hörner, Klarinetten und Geigen, so daß jeder der Kavaliere eines erhielt. Sie begannen, gleichsam zu langsamem Gange, einen getragnen Marsch. Balthasar und Blanche schritten, nach rechts und links grüßend, einmal durchs Spalier; sie hielten sich an den hochgehobnen

Fingerspitzen zierlich gefaßt, und ihre Füße setzten sie wie kluge, zögernde Wesen auf das glänzende Parkett. Schneller schritten sie zurück, schon nicht mehr die Reihen der Maskierten grüßend, und auch die Musik wuchs und wurde wiegender: dann hatten sie sich umfaßt und begannen den Tanz; durch das Spalier schwebten sie erst, wie von sanften Wellen getragen und in süßer Sehnsucht nacheinander; aber die Musik ging schneller; da blickten sie sich nicht mehr in die schwärmenden Augen, um Liebe aus ihnen zu schöpfen; sie umfingen sich fester und begannen, durch die Kleider klopfende Herzen zu spüren; und nun hob sich die Musik zu großer Stärke, der Takt zu Drängen und Rasen; die Welle trug sie nicht mehr, selber waren sie dahinstürmende Woge; Boden, Wände tanzten, die Kleider der Regina wehten wie ein leuchtender Schleier; sie gab sich ihm in Atmen und Taumel, das Herz klopfte in Fingern, klopfte in Schläfen: ihr war, als hätte sie kein Kleid mehr an, der Schwere ledig haftete sie kaum an der Erde. Doch die Musik brach ab, sie fiel erschöpft in seine Arme und schloß die Augen.

Da führte mein Vetter Balthasar sie sanft hinaus auf jenen Balkon, wo sie am glühenden Vesper nach einem ausgespäht, der nicht kommen wollte; jetzt war es Nacht und der Himmel dunkel und sternblitzend; sie standen umschlungen; drunten auf den weißen Mondwiesen grasten die Pferde, gingen hin und her den Fluß entlang. Manchmal hob eines den Kopf und witterte in die Luft hinauf; dann aber war es, als höben und senkten sich auch die

Wiesen im Schlafe, und es stieg ein Ton oder ein Duft von drunten bis zu denen auf dem Söller. Und Blanche sprach mit gesenkten Lidern:

„Der Berg drüben ist wie ein Berg von Schnee, der Mond hat weiße Fäden heruntergelassen, und die Pferde sind ein Traum."

„Es ist alles so sehr gefesselt und kann nicht atmen!" der Baumeister sagt's; da schob sich etwas Geschmeidiges von unten an die beiden heran: es war nur Licilla das Windspiel, das erzwängte sich Raum zwischen den Körpern der Umschlungenen und legte seinen schmalen, klugen Kopf auf die Brüstung des Balkons.

Jetzt blickten drei in die Mondnacht.

Bald jedoch löste der Baumeister die umschlingenden Arme; er schien blaß, und Tropfen standen auf seiner Stirn.

„Es ist Morgen!" sagte er.

„Morgen?" fragte Blanche, und ein fröstelnder Hauch kam von der Ebene her und machte sie schaudern bis ins innerste Mark.

„Ja, es wird kühl" sprach sie dann.

Der Baumeister deutete mit seiner weißen Hand zum Horizont: ein fahler Streif war aufgestiegen und wuchs von Augenblick zu Augenblick in die Höhe und Breite; er deutete nach unten: da war Unruhe in die grasenden Pferde gekommen, sie warfen schnuppernd die Köpfe auf, trabten zusammen und stürmten berghinan zum Hause der Blanche.

„Was ist das?" fragte sie angstvoll.

„Die Pferde kommen!“ antwortete der Baumeister. Das erste Gewieher erscholl, und da erhob sich im Saal hinter ihnen Rasseln und Getöse des Aufbruchs.

„Und was ist das?“ fragte Blanche.

„Die Kavaliere gehen! Leb' wohl, Königin!“

„Auch du?“

„Ja, auch ich.“ Das zweite Gewieher erscholl.

Der Königin Augen klagten.

„Ein Schloß bauen am Tage: morgen abend halt' dich bereit! Leb' wohl, Königin!“

Das dritte Gewieher erscholl mahnend; er aber war längst durch den Saal, den schwarzen Kavalieren nach. Auch Blanche lief; kaum stand sie jedoch in dem verödeten Raum, als von drunten der donnernde Galopp der Davonstürmenden klang. Noch einmal trat sie auf den Söller hinaus, einen letzten Blick ihnen nachzuwerfen, da hatte sich der fahle Tag über den ganzen Himmel verbreitet, und feuchte Kälte stieg von den Wiesen in die Höhe: die Schar der Kavaliere aber war im Weiten.

Regina del Lago stand im Saale; in einer Ecke schlief das Windspiel Licilla; Scherben von Spiegeln und Gläsern bedeckten den Boden, Sessel und Tische waren umgestürzt; in Weinlachen und -tümpeln schwammen verwelkte Blüten und Krumen zertretnen Brotes; auf dem Parkett zeichnete sich der Schleifschritt des Tanzes.

Der trübe, graue Morgen schien verdrossen herein über den Leichnam des Festes. Blanche stand dort voll Mißmut und Traurigkeit, übersättigt vom süßen Weine und

den Liebkosungen; sie stand, und in stetem Strome rollten ihr die Tränen herab.

Die drei Papageien jedoch waren schon munter geworden; sie flatterten auf und stießen unvernünftig wieder und wieder mit ihren kleinen Köpfen gegen das Fenster, durch welches der bleiche Tag unaufhaltsam hereinbrach.

Regina del Lago war ermüdet und schlief bis in den Abend. Von nun an hatte sie dem hellen Leben gänzlich Absage getan; denn da mein Vetter und seine fünfundzwanzig schwarzen Kavaliere auch jede folgende Nacht vor dem Tore eintrafen und bis Morgengrauen die Stunden jubilierend im Hause der Regina verbrachten, so suchte sie ihr Lager erst bei Erscheinen des Lichtes auf und schlummerte hinüber zur Dunkelheit: das aber hieß den Sinn des fröhlichen Lebens verkehren und mißhandeln, und so wurde das Leben heimtückisch und sann auf Rache, wie ein gepeinigter Sklave, den sein Herr zwingt, sich zum Gelächter der schmausenden Gäste auf den Kopf zu stellen. Nicht Tag an Tag, Nacht reihte sich gespenstisch an Nacht, wie durch wirre Träume schritt sie selber gleich einem Traum. „Ich bin Königin!" dachte sie, — oder dachte sie's wirklich? Nun! ich will nichts verraten. Eines aber war in Blanche, die Sehnsucht, die Sehnsucht. „Wer sagt mir's?" sprach sie, „wir erwachen vielleicht zum Traum hin und schlafen ein ins Aufwachen!"

Ihre Augen paßten sich dem Lichte der Kerzen an: sie wurden stummer und voll tieferer Glut; ihre Haut war weißer, von den blauen Adern verästelt durchzogen, und

die Hände regten sich schmal und fein, wie große Blumen in einem Winde. Sie wandelte zarter und schlanker denn vordem, nichts Überflüssiges, Körperhaftes war mehr an ihr: nur so viel noch, daß es stark genug blieb, die Sehnsucht zu tragen und sichtbar zu machen: wie durch ein dünnes, spärliches Gewand, so schimmerte die Sehnsucht durch ihren Leib, durch die Augen, die Finger, den wiegenden Gang.

Die Zeit verging. Sommer und Winter sausten unkenntlich in den dunkeln Nächten an Blanches Hause vorüber, jeden Abend donnerte es die Ebene herauf, Tanz und Feste drängten einander. Auch die Worte, welche sie sprachen, veränderten ihren Sinn und Ton nicht. Nur wenn beide Seite an Seite auf jenen Balkon hinaustraten, um die sterndurchleuchtete Stille zu genießen, so bemerkte Regina wohl, daß auf der Spitze des jenseitigen Hügels etwas noch Dunkleres in die Dunkelheit sich emporschob und von Tag zu Tag wuchs, ein gewaltiger, breiter Schatten. Sie erkannte es und ergriff in schimmernder Dankbarkeit des Baumeisters Hand.

Denn drüben der aufwachsende Schatten, der war das Schloß, welches mein Vetter Balthasar mit seinen fünfundzwanzig Kavalieren tagsüber für die Regina del Lago erbaute, um nachts zu schmausen, zu pokulieren und zu tanzen.

So kam der Winter, und es lag Schnee im Tale von Bormio.

Da erschien Balthasar vor dem Hause der Regina im weißbespannten, prächtigen Schlitten, und eine lustige Fahrt

begann, — oder war sie lustig? Kein Glöckchen klingelte vom Bug der Rosse, weiß wie ein Sterbebett glitzerte das Tal, und die Hügel standen unter der Hülle eingeschläfert. Die Sterne blitzten kalt und hochmütig und glitzerten im Schnee wider. Am Flusse entlang, zwischen den beiden Hügeln hindurch sauste der Schlitten; von oben drohte und trauerte das Gemäuer des Schlosses gleich einer Ruine und die toten Fenster von Blanches Vaterhaus; vor, neben und hinter dem Schlitten brausten die schwarzen maskierten Kavaliere auf schwarzen Rossen und schwangen jeder eine blutrote Fackel in der Rechten; die warfen seltsam flüchtige Schatten über die Fläche, über die eignen Gesichter, auf die Stämme der einsam frierenden Bäume, überall huschte der Fackelschein am Wege und erweckte ein geisterhaftes Leben. Stumm sausten sie zwischen den Hügeln dahin. Blanche schmiegte sich an Balthasar; durch die Straßen des schlafenden Bormio ging es; die Hufe der Rosse schlugen nicht auf, kein Fenster öffnete sich, der Schein glitt an den Häusern entlang: hinein in die Straßen und hinaus auf die Ebene. Es schwindelte Blanche, sie schloß die Augen; — aber weiter, weiter in sausender Totenstille; — neben ihr, vor ihr, hinter ihr aus Finsternis wachsend, von Finsternis verschlungen die maskierten Reiter, neben ihr, vor ihr, hinter ihr der flackernd laufende Fackelschein, blutrot wehende Flammenzungen in schwarze Nacht.

Der Wanderer am Wege schauerte. „Gelobt sei Herre Jesu Christ!“: er bekreuzte sich eilig und schritt murmelnd davon.

Bis der Morgen im Osten das Firmament erhellte und der Schein der Fackeln vor der aufziehenden Röte erblassen mußte, wie das Antlitz eines Sterbenden: da waren sie ermattet vor dem Hause angelangt, Balthasar trug Blanche hinauf in ihr Zimmer, und sie legte sich zum Schlafe nieder."

„Wie König Ludwig —" entfuhr es Sibylle.

„Ja, ganz genau wie König Ludwig!" sprach Xaver mit verschleiertem Blick.

„So geschah es oft den Winter.

Auch er ging vorüber, es kam die Zeit der Frühlingswinde und Schneeschmelze, und dann, an einem jener Tage, wo der Fluß zum Strom schwillt, wo sich Grünes und Buntes an Gesträuch und Zweigen zaghaft hervorwagt, war es so weit, daß die Mauern des Schlosses unter Dach gebracht wurden: das Richtfest sollte gefeiert werden; deshalb erschien bei Anbruch der Nacht Balthasar allein vor Blanches Hause, um sie auf den schloßgekrönten Hügel jenseit des Tales hinüberzugeleiten.

Das erste Mal trat Blanche vor meines Vetters Werk: eine ununterscheidbare, glatte Mauer stieg in der Dunkelheit steil über ihr zur Höhe; die hinaufgesandten Blicke kehrten schwindelnd und ängstlich zurück; plötzlich jedoch erglühten rote Punkte, in drei Reihen regelmäßig über die ragende Fläche verteilt: die schwarzen Kavaliere waren ein jeder mit seiner Fackel in eine der gemauerten Fensterhöhlen getreten und standen dort, die Flammen emporhaltend, gewaltig und wehrhaft, wie erzene Bildsäulen. Von unten nach oben lief an dem Gemäuer ihr dreifaches Heil, Heil ent-

lang; doch nur einen kurzen Augenblick überglitt dies feurige und tönende Leben die steinerne Masse, dann verschwanden die Kavaliere, wie sie erschienen, von den Gesimsen, und totdunkler und starrer noch hob sich die Mauer zur dichten Finsternis auf und verschwamm am Ende mit ihr in eine schwere, drückende Nacht. — Ob solcher seltsamen Feier schauerte es die Regina; sie wandte ihre ängstlichen Augen auf Balthasar, meinen Vetter; der aber schien zu lächeln und verwirrte sie.

„Nun, wie gefällt dir das Schloß?“ fragte er.

„Schön!“ antwortete sie, und Tränen kamen ihr ins Auge vor großer Angst.

Doch Balthasar lächelte immer:

„Wir können uns einmal die Räume ansehen, komm'!“

„Es ist doch so dunkel!“

„Wir lassen uns eine Fackel vorantragen!“

Da brach sie aus: „Nein, nein, ich hab' solche Angst!“

Zugleich aber lachte mein Vetter Balthasar, und ein dröhnendes Gelächter scholl aus der toten Mauer wider; denn hinter dem Schlosse hatten die fünfundzwanzig Kavaliere sich zum Mahle niedergesetzt und antworteten ihrem Herrn also.

„Was ist das, was ist das, wer lacht so furchtbar?“

Mein Vetter führte die Regina um das Gebäude herum, da saßen die Kavaliere und schmausten nach Herzenslust; auf einem Haufen zusammengeworfen, verglommen die letzten Fackelgluten. Doch als die beiden unter den Prassern erschienen, erhob sich ein tosendes Gebrüll und ein Aufruhr

an allen Tafeln; denn die Kavaliere waren trunken und ihrer Sinne nicht mehr mächtig.

„Ich halte es nicht aus, führ' mich hinüber, Baumeister!" flehte Blanche, von den roten, gierigen Blicken gepeinigt.

Und mein Vetter Balthasar führte sie den Schloßhügel hinunter bis zum Flusse; da ließen sie sich auf einem gestürzten Baumstamm nieder. Das milde Rauschen des ziehenden Wassers beruhigte Blanches erschreckte Seele, die dem Körper fast entflohen wäre, wie ein zitterndes Reh.

Sie saßen dort eine lange Weile und blickten miteinander in die gleitenden Fluten; währenddem aber geschah's, daß ein bepacktes Bäuerlein des Weges zog und dicht an den beiden vorüber mußte. Ob er's nun aus Verwunderung tat, nachts solch prächtiges Paar auf einem Baumstamm am Fluß zu finden, oder ob's ihm sonstwie einfiel, kurz, er zog den Hut ganz tief im Vorbeigehen und sprach:

„Eine gesegnete Nacht den hohen Herrschaften!" — sprach's und trippelte weiter.

Aber mit allerleuchtendsten Augen folgte ihm Blanche wie einem im Licht entschwindenden Engel, und kaum war er aus dem Gesichtskreis, als sie sich meinem Vetter Balthasar ungestüm um den Hals warf, ihn küßte, wie sie's noch nie getan, und mit seligen Blicken stammelte: „Jetzt glaub' ich's, jetzt glaub' ich's ganz wirklich." Mein Vetter Balthasar, der Baumeister, aber war ernst und bleich und fragte:

„Was glaubt die Regina del Lago, das sie vor dem Gruße eines Bäuerleins nicht geglaubt hätte?“

Sie beugte sich dicht und schmeichelnd an sein Ohr: „O du weißt schon, nicht?“ flüsterte sie, „du weißt schon, — das mit der Königin —“

Darauf entgegnete mein Vetter sehr langsam und still: „Ja, es ist schwer zu glauben!“

Und eifrig pflichtete sie ihm bei: „Ja, wirklich, jetzt glaub' ich's aber ganz, ganz wirklich!“

Mein Vetter sprach nicht mehr; von einem Busch am Flußrand brach er drei Zweige; er erhob sich und ließ die Zweige langsam durch seine Finger ins Wasser gleiten; lange sah er den schlanken, fließenden Hölzern nach.

Dann geleitete er Blanche hinauf in ihre Behausung.

Was sollte Blanche jedoch lange an das Richtfest, an das grüßende Bäuerlein denken?

Jede Nacht beschrieb mein Vetter Balthasar, wie die öden Mauern mit immer größerer Pracht erfüllt würden; von diesem Zimmer und von jenem sprach er.

Damals, als Blanche vor dem unvollendeten Bauwerk stand, war es ihr fern vorgekommen, damals konnte sie sich nicht vorstellen, daß alles dies eigentlich zu ihr gehöre, daß irgend etwas zwischen ihr und den Steinen sei, ein Gemeinsames; aber jetzt bei der Beschreibung des roten Zimmers, des grünen Zimmers — wie schön beschrieb mein Vetter Balthasar! — gewöhnte sie sich an das neue Heim, und nun ging sie schon nicht mehr in ihres Vaters Hause umher, sondern im künftigen Schlosse. Es geschah alles bei

ihr ein bißchen zu früh oder ein bißchen zu spät. Andrer Leute Gedanken laufen mit der Welt draußen, und wie die sich verändert, verändern sie sich auch; Blanches Gedanken jedoch blieben noch eine lange Weile am Alten ganz fest kleben, weil sie eigentlich nicht begriff, daß es sich draußen veränderte, daß es davonfloß; plötzlich aber, um das Vorübergelaufene einzuholen, machte sie einen Sprung, weit übers Ziel hinaus, bis in die Dinge, welche noch kommen sollten: sie hatte keine Gegenwart.

Und dann — um Sommersanfang war das Schloß fertiggestellt in seiner ganzen blitzenden, schimmernden, prangenden Herrlichkeit.

Eines Abends, als es schwer und gewitterhaft über der Erde lag und Blanche ein wenig sehnsüchtig vor langer Weile war, trat mein Vetter herein, zwei Kavaliere folgten ihm, alle feierlich und ernst. Mein Vetter trug eine große Urkundenrolle, verbeugte sich vor der staunenden Blanche, überreichte ihr die Urkunde und sprach:

„Vor diesen beiden gültigen Zeugen erkläre ich das Schloß auf dem linken Hügel bei der Stadt Bormio der Regina del Lago zu Eigentum!"

Er sprach's, die beiden Kavaliere verschwanden, und sie blieben allein.

Blanche sagte nichts.

„Das Schloß ist fertig!" wiederholte Balthasar und wartete auf ihre Worte. Die aber hießen so:

„Das ist schön; dann können wir gleich hinüber, wie ist es denn?"

O Blanche!

Da lächelte mein Vetter und entgegnete:

„Alle Leute von Bormio stehen davor und finden es wunderherrlich!"

„Ach, das ist schön, das ist sehr schön! — — viele Leute?"

„Alle!" mein Vetter lächelte immer.

Sie drängte hinaus auf den Söller, er aber hielt sie zurück und fragte noch ein weniges:

„Regina del Lago, denkst du an morgen?"

„Was ist denn?"

„Morgen, wenn du in das Schloß einziehst, bist du meine Gemahlin?"

„Das soll wohl deine Belohnung sein?" fragte Blanche und wollte so gern hinaus, das neue Schloß anzuschauen.

„Denke hierher, Regina del Lago! Belohnung nicht, es war ausbedungen!"

„Ach so, es war ja ausbedungen!" und sie ließ den Kopf sinken.

„Leb' wohl für heut', Regina del Lago, und schmücke dich für morgen Nacht, leb' wohl!"

Mein Vetter ging. Die Nacht aber bis zum anbrechenden Morgen saß die Regina auf dem Söller und spähte hinüber nach dem neuen Schlosse, das ein Schatten war, ein breiter, schwarzer Schatten.

Am nächsten Abend, als sie im starren weißen Brautkleid so dasaß und wartete, stieg es ihr auf wie ein Abschiednehmen; es rollten die Tränen aus ihren Augen; sie tat gar nichts dazu; das Windspiel Licilla hatte sie an

ihren großen Sessel zu sich herangelockt und streichelte es; die Papageien stolzierten nickend auf der breiten Lehne des Sessels hin und her, sie kraute ihnen die Köpfchen; dann rief sie die sechs Gespielinnen, und da diese hereingetreten, bat sie Herzblume: „Bitte, setze dich neben mich!“

Herzblume setzte sich neben sie, und Blanche faßte ihre Hand, allmählich lehnte sie ihren Kopf weit zurück, schloß die Augen und begann zu sprechen, wie im Traum:

„Ich nehme euch alle mit, kommt bitte alle mit, laßt mich nicht allein — alle nehme ich euch mit!“ — und dann wie aus weiter Ferne:

„Herzblume, hörst du?“

„Ja!“ sagte Herzblume.

„Herzblume, tu mir was zu lieb! willst du?“

„Ja, alles!“ sagte Herzblume.

„Komm' her, Herzblume, und erzähl' mir etwas!“

„Was soll ich denn erzählen?“

„Erzähle — — erzähle nur etwas von mir!“ — und sie wartete mit geschloßnen Augen auf das, was Herzblume von ihr erzählen würde, und Lächeln und Traum gingen über ihr Angesicht.

Herzblume aber kniete vor ihr nieder, legte den Kopf in Blanches Schoß und weinte nur.

Und Blanche sprach leise und trauernd: „Ich sag's ja! Nichts, nichts ist von mir zu erzählen!“ da tat sich die Tür auf, und der Hochzeitszug hielt seinen Eingang.

Mein Vetter war ein schöner Mann; nie jedoch leuchteten seine Augen so wie diesen Abend: im weißseidenen

Wams war er erschienen, an der Spitze einer unzähligen Schar; nach ihm, je zwei Paare nebeneinander, traten die schwarzen Kavaliere herein; an deren Armen gingen die Damen der Hochzeitsfeier; sie hatten das Haar offen und grüne Schilfkränze darin: so dunkel die Kavaliere waren, so bleich schimmerten die Damen; der schleppende Saum ihrer Kleider schien bläulich und schwer von Nässe; viele waren es, und nach ihnen drängten sich die unterschiedlichsten Gäste, in roten und blauen Gewändern, mit Steinen und Perlen behängt, Männer, Weiber und Kinder.

Balthasar machte eine tiefe Verbeugung, deutete mit zarter Handbewegung auf den Zug hinter sich und sprach: „An der Spitze meiner schwarzen Kavaliere und ihrer Damen, der wohlbekannten Fräuleins vom See, komm' ich, meine süße Braut mir heimzuführen; ich bitte um Ihren Arm, Regina del Lago!“, und ein Lächeln ging über sein Antlitz, innig und unbeschreibbar, wie Wonne des Frühlings.

Blanches Herz schlug hoch im Angesicht der Feier, sie dachte: „So prächtig ist es, Braut zu sein?“ und reichte ihm hellleuchtend den Arm.

Der Zug entfernte sich aus dem Zimmer; Blanche aber hatte keinen mitgenommen: Herzblume nicht und die andern fünf nicht, das Windspiel nicht und keinen der Papageien.

Der Zug schritt aus dem Tore; droben bellte unaufhörlich die verlaßne Licilla, und kläglich kreischten Quex, Brulbo und Hirliquirli.

Den Berg ging es hinunter, durch das Tal den Hügel hinauf. Am Weg entlang hatte sich die Bewohnerschaft

von Bormio aufgepflanzt und jubelte beim Nahen der Braut; die Jungen schwenkten schreiend ihre Mützen, die Mädchen guckten emsig nach dem Kleide der Regina; Fackelträger schritten zu beiden Seiten des Zuges; denn es war Neumond.

Blanches Glückseligkeit schwoll, sie fühlte Balthasar nur und wagte ihn nicht anzublicken.

Da standen sie vor dem Schlosse; durch hohe Fenster schimmerte hellstes Licht, Musik tönte nach draußen in das Rauschen der Springbrunnen auf den Höfen; sie traten ein: es überwältigte sie der Schimmer von tausenden Lichtern, von strahlenden Marmorwänden und Marmorstufen; das Brautpaar schritt die Treppe gradaus, hinauf in den Saal; hinter ihm teilte sich der Zug und nahm, der rechte den Weg über die rechte, der linke den Weg über die linke geschwungene Balustrade; oben vor der großen Tür des Saales vereinigte sich alles wieder in einen ruhigen Lauf; unter Musik traten sie ein und ließen sich an blitzenden Tischen nieder, um welche zahllose Diener beschäftigt waren mit dem Schenken des Weines und dem Reichen der Speisen.

So saßen sie dort, auf dem Thronsessel das leuchtende Paar, dann die schwarzen Kavaliere mit ihren stillen Damen, die lautlos und hastig den blutroten Wein schlürften, weiter hinten die Schar der bunten Gäste; vorn bei der Tür drängte die Jugend von Bormio mit staunenden Augen.

Und als die Lust unter Wein und Reden höher stieg und die blassen Fräuleins vom See ihre feuchten Kleider-

säume zum Tanz aufschürzten, da rührte Balthasar leise den Arm der Regina und winkte ihr, ihm zu folgen.

Er führte sie in das Schlafgemach, und sie waren allein; fern und wirr tönte es vom wilder werdenden Tanze. Blanche sah meinem Vetter in die Augen, ergriff plötzlich seine beiden Hände und lehnte den Kopf an seine Brust: denn jenen Augenblick war das Wissen über sie gekommen. Balthasar ließ sich mit ihr auf einen Divan nieder; alsbald jedoch machte er sich sanft von ihr los und sprach:

„Ich werde von dir gehen, ich werde dir diese Nacht noch geben, damit du Abschied von allem nimmst und dich bereitest. Willst du?"

Und Blanche flüsterte weinend „Ja!" — da hatte er sich erhoben und schritt durch die Tür hoch und stattlich. Blanche sah ihm nach, dann begann sie zu fühlen, daß er nicht mehr neben ihr säße, und sie hätte sich so gern an ihn gelehnt. Es war leer, auf dem Divan zu sitzen; sie stand auf, ging umher und betrachtete das Zimmer, die Teppiche, die Vorhänge, den seidnen Himmel; aber während sie nur an solche Dinge zu denken glaubte, war etwas in ihr wie tiefste Unruhe, und dem meinte sie am besten Erfüllung geben zu können, wenn sie sich lang über den Divan hin ausstreckte; sie tat es, aber es war leer, und sie entkleidete sich langsam; in den kühlen Kissen schauerte sie; die Decke des Zimmers, zu der sie hinaufstarrte, war so hoch, und alle Wände so weit und sie so allein und: „wäre er hier, o wäre er hier!" — und da begann Blanche zu weinen, unaufhörlich zu weinen, bis sie an den eignen Tränen sich

gesättigt hatte, bis kein Schmerz mehr übrig blieb und sie entschlief.

So bereitete sich die Regina auf die kommende Nacht.

Auch Morgen und Tag waren trübe und ohne Liebeswonne, mein Vetter huschte unstät durch die Zimmer: er habe noch viel zu tun! Er nickte der wartenden Blanche zu: „Heut' Abend, heut' Abend!" Die aber saß mit tränenvoller Sehnsucht in einem tiefen Lehnstuhl und verstand es nicht und wagte nicht zu bitten: „Bleib' ein bißchen!" — den ganzen Tag schlüpfte er vorbei an ihr, und als es Abend wurde, rief er ihr hin: „Geh' ins Schlafgemach und lege dich nieder, ich komme bald!" Das tat sie seufzend und bestieg das prächtige Lager; doch bis zum Ersticken war die Sehnsucht in ihr aufgewachsen; sie warf sich umher; er kam nicht, er kam nicht, er kam nicht; dunkel senkte es sich auf sie, immer dunkler, bis sie, vor Sehnsucht und Verzichten müde, auch dieses Mal entschlummerte.

Aber in dieser Nacht, als die zwölfte Stunde eben zum Brunnen der finstern Vergangenheit herabgesunken war und der Schlummer festere Bande um alle Seelen, alle Glieder legte, hatte die Regina del Lago einen schweren, schweren Traum:

Denn herein trat einer: der war bleich und im Reisemantel und mit Gepäck auf dem Rücken; und die Regina stöhnte tief auf im Schlafe und fragte:

„O Balthasar, so willst du gehen?"

Und der im Reisemantel antwortete:

„O Regina, ich will nicht, ich muß!"

Und die im Schlafe fragte:

„O Balthasar, wohin mußt du gehen?“

Und der im Reisemantel antwortete:

„Weithin zur Königin von Marsilien!“

Und die im Schlafe stöhnte das zweite Mal, warf sich im Schlaf und fragte:

„O Balthasar, was willst du tun bei der neuen Königin?“

Und der im Reisemantel antwortete:

„Ein Schloß ihr bauen, wie der alten ich getan!“

Und die im Schlafe stöhnte das dritte Mal tief auf und fragte:

„O Balthasar, und bei ihr bleiben dann?“

Und der im Reisemantel antwortete:

„Ein Schloß ihr bauen und weiterziehen dann!“

Und die im Schlafe fragte:

„Wohin dann ziehen, Balthasar?“

Und der im Reisemantel:

„Zur andern Königin, Regina!“

Und die im Schlafe seufzte das letzte Mal und bat:

„O bleibe, ein Stündlein, Balthasar!“

Doch der im Reisemantel sprach:

„Leb' wohl, Regina, leb' wohl!“

Und die im Schlafe murmelte unverständlich,

Und der im Reisemantel glitt lautlos durch die Tür.

Da erwachte Blanche aus einem schweren Traum, sie fuhr empor. Vom Lager sprang sie herab und eilte im Nachtgewande ans Fenster: da tönten donnernder Hufschlag

und Gewieher zu ihr herauf; es stürmte dunkel davon, eine Wolke, — und war verschwunden und war verhallt.

Die Regina del Lago legte sich diese Nacht nicht mehr zum Schlafen nieder. Sie erlebte seit langer Zeit den ersten vollen Morgen, den ersten leuchtenden Tag; und diesen ersten Tag ging sie durch das große, prächtige Schloß, einsam treppauf, treppab bis zum Abend, und in ihr war die Sehnsucht nach meinem Vetter Balthasar aufgebrochen wie eine blutende Wunde. „Was ist das Schloß ohne Baumeister?"

Und es kamen Tage und vergingen Tage. Regina del Lago wartete nicht mehr auf meinen Vetter Balthasar; Regina del Lago suchte im Schlosse, was sie nicht finden konnte. Zuerst saß sie die Zeiten in jenem Schlafgemach, dann aber ward es ihr gewohnt, vor das Schloß zu gehen, in den Abend hinein, überglüht vom roten Sonnenuntergang. Jeden Vesper schritt sie zum Tal hinunter, den Fluß hinauf bis zum Walde; dort lag inmitten des Grüns ein spiegelnder See; die hohen Bäume traten bis an den Rand des Wassers, wuchsen in den blauen Himmel hinauf und ebenso zart und schlank in den schimmernden Spiegel hinunter; kein einsamer Vogel sang, kein Zweig knackte; es fiel kein Stein oder Tropfen, der Wellenkreise hätte rinnen lassen: dort saß sie von Nachmittag bis Abend am Ufer auf einem grünen Rasenflecken. Von drüben, vom andern Ufer klang immer lieblich und verlassen die Flöte eines Hirten, den ganzen Nachmittag lang; wohl wünschte sie die ersten Male, den unsichtbaren Hirten zu sehen; aber da

Abend und Abend die unsichtbare Flöte klang vom Hauche des unsichtbaren Spielers, so gewöhnte sie sich darein und glaubte, es müsse immer über den See daherschweben, süß und fern, und wollte den Hirten gar nicht mehr sehen.

Am See in Abendglühen und Flötenweisen verbrachte die Regina del Lago ihr Leben: sie weilte stille und blickte ins Wasser und dachte nichts.

Und allmählich, ganz allmählich zerrann in Abendglühen und Flötenweisen ihr Leben: allmählich, allmählich vergaß die Regina del Lago ihr junges, wundersames Leben.

Droben aber begann das herrliche Schloß, unbehütet und unbesorgt, zu verfallen: ein Hagelwetter wehte Ziegel vom Dache und zerschlug die hohen Fenster des Speisesaals: so fanden der fressende Regen und der pfeifende Wind Eingang in das Schloß meines Vetters Balthasar, des großen Baumeisters.

Regina del Lago ließ es geschehen: sie saß im glühenden Abend am See und lauschte den herüberkommenden Flötentönen, tauchte die Hände ins Wasser, ab und zu, und ließ von ihren Fingerspitzen aufglühende Tropfen zurückfallen, die leise klingend zerrannen.

Dann aber nahte das Ende: das heißt nichts anderes als: die Stunde kam, da der Tropfen ins Meer, dem er enthoben war, zurücksank, zergeht, wie ein Tropfen zergeht, ohne Sang und Klang, und niemand weiß davon.

Eines Tages trat die Regina vor das Tor des Schlosses, um sich zum Wege den Hügel hinunter anzuschicken; aber sie hielt erschreckt inne: denn vor ihr kauerte an der Erde,

gleich einem Häuflein Lumpen, schmutzig und unerkennbar, ein Bettlerpaar; es war greise und streckte der Regina vier dürre, zitternde Hände entgegen; und zwei Stimmen, denen Zeit und Not das Tönen aus der Kehle entwunden, ächzten:

„Herrin erinnere dich! Kennst du uns nicht: wir haben dich genährt, wir haben dich getragen, du hast uns verstoßen, o große Not, erbarme dich unser!“ Und immer gieriger reckten sich ihr die dürren Arme entgegen.

Blanche starrte den Alten in die grauen, zerfurchten Gesichter; dann stieß sie einen Schrei aus und floh zurück ins Schloß. Dröhnend fiel das Tor hinter ihr zu.

Den Hügel hinunter humpelte es, grau und unerkennbar. Doch Blanche hatte erkannt: sie waren wiedergekommen, der alte Diener und die alte Magd, wie damals.

„Erinnere dich!“ klang es in Blanche und schwoll, ein drohender Orgelton.

Blanche erinnerte sich an den Vater und das Vaterhaus, an jenen, der die Briefe geschrieben, an ihr einsames Leben, an Herzblume, an Licilla, an alle, alle, sie erinnerte sich an meinen Vetter und seine fünfundzwanzig schwarzen Kavaliere. Wie waren die Tage vergangen! Es kamen keine Tränen mehr in Blanches Augen. „Mein Leben ist am Ende: es strömt mir aus, wie sanftes Blut aus einer tiefen Wunde!“ dachte sie. Sie sah die Scherben der Fenster auf dem Boden, die Tapeten hingen zerfetzt und vom Regen verwaschen an den Wänden; so leer und grauend weitete sich der Raum, daß fast ein Echo jedem Tritte antwortete. „Hier hab' ich hausen können!“ dachte Blanche, „o mein Leben, mein

armes Leben!", und sie weinte: „O wär' ich ein Kind; was bist du gegangen, o Balthasar?"

Und sie beschloß zu sterben.

Noch einmal ging sie hinunter zum glühenden See. Sie lag am Rande, und die Töne der Flöte kamen herüber, und es war ihr, als ob das Leben gleich einem Lüftchen mit jenen Tönen auf- und niederschwebte oder gleich einem fremden, wunderbaren Falter; die ganze Seele ließ sie von der leisen Musik tragen; die aber, wie zum bösen Zeichen, hielt plötzlich inne, und halt- und flügellos stürzte die schwebende Seele zu Boden.

Der Abend rückte vor; er entfärbte die goldne Wasserfläche; am Ufer zwischen Schilf und Binsen begann's zu gurgeln, und eine kühle Luft strich drüber hin.

Die Regina setzte sich in die Höhe; Nacht hatte sie überrascht, aber schon stieg hinter den Wipfeln, welche den See umgaben, die dünne, weiße Mondsichel empor und erschien noch sanfter leuchtend zu gleicher Zeit in der Tiefe des Sees: der begann sein nächtliches Raunen, gleich einem lebendigen Wesen; es schwankte ob der Wasserfläche und war dennoch still. Die Regina sah den in den Himmel steigenden Mond, sah den ins Wasser steigenden; sie sah ihre eigne Gestalt ins Wasser ragen und hinter sich die dunkeln Baumkronen.

„Die Königin heißt von ihrer größten Tat! jetzt weiß ich's!" sprach sie vor sich hin.

Da hob der Wind ein Klingen über den See, und im taghellen Scheine trat drüben aus dem Walde der blond-

gelockte Hirt und führte seine weidende Herde; er schritt, vom Mond beleuchtet, ruhig den See entlang, heimwärts, heimwärts! Er spielte seeüber die sanfte Flöte, klar und laut in die weite Nacht hinaus.

Und Regina kehrte gesenkten Hauptes zum Schlosse zurück: dort gedachte sie sich für die größte Tat zu schmücken; auf ihre Füße zog sie leichte Sandalen, sie hüllte sich in ihr Brautgewand, auf das Haupt setzte sie den Myrtenkranz, den Schleier ließ sie von der Stirn herniederwallen.

Also geschmückt trat Blanche vor den Spiegel, um Abschied zu nehmen: da stand sie, zart und jungfräulich, und fühlte Schmerz gleich wie beim Scheiden eines geliebten Menschen. Immer näher trat sie an den Spiegel, und ganz allmählich preßten sich ihre Lippen an das kühle Glas, schüchtern, als gälte es den ersten Kuß der Liebe, dann immer sehnsüchtiger und brennender: so küßte sie sich auf den Mund, und die Tränen rollten ihr über die Wangen vor Abschiedsschmerz.

Dann schritt sie hinunter, die einsame Braut, über die breite marmorne Treppe, öffnete mit ihrer schwachen Hand den schweren Riegel des Tores und trat in die Nacht hinaus, welche dunkel und ernst die Weißgekleidete erwartete.

Doch nicht die Nacht allein war es, die dort draußen auf Blanche harrte.

Vor dem Tore stand eine Menge von schwarzen Maskierten, viel, viel, mit Fackeln in den Händen und stumm wie Schatten. Blanche erschrak nicht und wunderte

sich nicht; Blanche dachte nur: „Sie sind eben wiedergekommen!"

Die Kavaliere waren nicht zu Pferde, nur vorn, sehr weit vorn schimmerte es wie von weißem Roß und Reiter. Blanches Herz schlug aber nicht: „Schatten, Schatten!" dachte sie und stieg in die bereite Sänfte. Langsam ging es vorwärts, neben, hinten und vorn die stummen Kavaliere mit ihren Fackeln.

„Schatten, Schatten!" dachte Blanche. Hinunter zum Walde, unter den Wipfeln hin zum See trugen starke Schultern die Sänfte.

Der Mond war in der Mitte des Himmels angekommen und bis in den tiefsten Grund des Sees versunken, die schwarzen Wipfel ragten; längst aber war der Hirte heimgetrieben; es irrte kein Ton verlassen mehr durch die schweigenden Lüfte.

Die Wipfel standen alle schwarz und trauernd da und murrten böse auf, als könnten sie etwas nicht erwarten: „Laßt nur, laßt nur!" dachte Blanche.

Und Blanche entstieg der Sänfte. Die stummen Kavaliere hatten einen Kreis um den See geschlossen; unzählige waren's rings um das Ufer, daß kein Raum zwischen Mann und Mann verblieb; und Blanche dachte, daß wohl die noch hinzugekommen seien, welche damals an den gespiegelten Tafeln gesessen und die sie seitdem nicht mehr gesehen.

Die Kavaliere hielten die Fackeln hoch, und so schwebte ein Feuerkranz über dem Seerand, und ein Feuerring war in das Gewässer versenkt.

Und von drüben, vom jenseitigen Ufer, der Blanche grad' gegenüber, winkte es wie ein weißes Roß und ein blitzender Reiter; es war aber sehr weit.

Die Kavaliere standen gleich einer Mauer, der Feuerkranz glühte ruhig, und da begann Blanche:

Im weißen Brautgewande mit Schleier und Kranz nahte sie dem Ufer; sie netzte den zaghaften Fuß; ein Raunen und Surren ging durch die Mauer der schwarzen Kavaliere.

Sie netzte den Fuß, in ihren Augen glänzte Verklärung auf; sie sah nicht, sie blickte hinüber nach dem weißen Roß und dem glänzenden Reiter; sie tat einen Schritt, das Wasser umspült ihren Knöchel. Sie tat einen zweiten: das Wasser, das dunkle, umspült ihr Knie; sie stieg verklärten Blickes langsam und stille in den schweigenden See, angetan mit weißem, schimmerndem Brautgewand, tiefer, tiefer, und immer höher streckten die Kavaliere die Fackeln.

Der Boden wich. Schlingpflanzen ringelten sich glatt und schauernd um ihre Glieder.

Die Kavaliere reckten die Fackeln zur höchsten Höhe: „Flammen!! Flammen im See!!" Und lautlos schloß sich die dunkle Flut."

„Das ist Leben und Tod der Königin vom See, der Braut meines Vetters Balthasar, des Baumeisters; sie starb im vierundzwanzigsten Jahre. Das Schloß bei Bormio hab' ich selber noch gesehen; es ist gänzlich verfallen. Im übrigen scheint es mir wegen der zahllosen Erker und Reliefs recht unruhig und geschmacklos; ich habe meines Vetters Passionen

niemals billigen können; was bleibt dann auch schließlich übrig — ein verfallenes Schloß bei Bormio —" und während dieser letzten Worte schwebte Xavers Stimme über etwas dahin, vielleicht über die Wahrheit, dicht und unsicher, wie eine schillernde Libelle über den Teich.

Er schwieg und war in Sinnen versunken. Elias hatte sich längst neben Xaver gestellt und lauschte. Das Paar auf der Bank rührte sich nicht. Es war ganz still und sehr dunkel geworden.

Da räusperte sich der Apotheker krächzend, spuckte in weitem, treffsicherm Bogen aus, sagte „Nanu", pfiff den Hunden, die getreulich am Gartentor drängelten, und ging in deren Mitte davon.

Auch Sebaldus blieb nicht lange mehr.

In jener Nacht machte Sibylle ein Gedicht, das so begann:

„Wir saßen zusammen Hand in Hand!"

Weiter jedoch kam sie nicht, und als sie im Bette lag, fiel ihr ein, daß sie nicht einmal Hand in Hand gesessen hätten, und es wunderte sie, wie sie so gar kein Gefühl für die Lüge empfand. Das quälte sie zuerst ein bißchen, bald aber dachte sie: „Die Dichter machen's vielleicht immer so; nicht wie es gewesen ist, sondern wie sie glauben, daß es noch schöner gewesen wäre."

Sie war ganz friedlich: „Ja, ja" sprach sie vor sich hin, selig und traumhaft lächelnd; dann schlief sie.

Geschichte vom Xaver Dampfkessel und der Dame Musica

Xaver Dampfkessel begann nach Art vieler Leute, die lügen, seine Rede stets mit der Mahnung, ihm nicht zuviel oder gar nichts zu glauben, schalt sich verlogen, hielt so sein Gewissen für gereinigt und begann mit den haltlosesten Phantastereien; er lebte in einer andern Wahrheit als die Menschen um ihn; er schaltete frei über die Wirklichkeit und gebrauchte sie nur als Stoff; im Grunde verachtete er sie, wie etwa ein kunstreicher Mechaniker den groben Eisenklotz verachtet, ohne den er nun doch einmal seine feinen Schrauben und Federn nicht bilden könnte: aus diesen Phantasieen aber sog er ein wahrhaftiges Leben und jauchzte und litt unter ihnen.

Es war da ein Zeitraum von fünf Jahren, während dessen er aus der Stadt spurlos verschwunden blieb; dies nutzte er und füllte ihn mit tausend ersonnenen Fabeln, zu jeder Stunde jedem Menschen gegenüber mit andern, wie es gerade in die Stimmung seiner Umgebung paßte. Seine Seele war mit leise vibrierenden Saiten bezogen, so daß er sich stets ein Mittönen und -schwingen des innersten Lebens zu den umgebenden Dingen und Zuständen herstellen konnte — allein um eines seltsam künstlerischen Genusses willen: er schlürfte sowohl Grauen wie Köstlichkeit, Gemeinheit wie Güte mit gleichem Behagen, wenn sie nur im rechten Glase gereicht wurden. Ihn unterstützte ein dichterischer Scharfsinn im Anlegen weit ausgreifender, folgerichtiger Gespinste der Phantasie, ohne

die ein Lügner nie auskommen kann; jahrelang behielt er jede einzelne Anknüpfung, jede kleine Schwindelei, die er zu irgend jemand geäußert, im Gedächtnis; er wußte, die mannigfachen sich kreuzenden Lügenfäden so geschickt in ein Netz zusammenzuknoten, und verstand, ein Gespräch, an welchem Leute teilnahmen, denen er dasselbe Geschehnis vielgestaltig vorgefabelt, so klug um alle Klippen zu leiten, daß er eigentlich noch nie auf einer Lüge ertappt war; doch wußte ein jeder: „Xaver Dampfkessel lügt!", auch solche, die nicht genug Seelenkunde besaßen, um den Beweis für das Recht-Gefühlte aus seiner stets bereiten Ironie und seiner hastigen Sprache zu entnehmen; denn jeden Menschen umschwebt eine eigenartige, ewige Atmosphäre, die durch unwahre Taten und Worte nicht getrübt werden kann und gleichsam als nebelhaftes Bildnis seines Innern die tiefe Wahrheit, sei sie gut oder böse, kundgibt.

So begann er denn: er sprach fließend und mit steigender Innerlichkeit, je deutlicher sich ihm das Dargestellte zur stark geschauten Vision ausprägte:

„Ich soll Ihnen erzählen — ja! Ich habe da wirklich eine Periode in meinem Leben, eine sonderbare Periode; Sie werden mir nicht glauben, Sie dürfen mir nicht glauben — meine Phantasie, wissen Sie — baut! baut! baut! Ich kann mich nicht auf meine Phantasie verlassen; sie belügt mich und andere — mich am meisten. Aber *was* ich denke, das *ist* — hören Sie nur! Wie wird mir zumute, wenn ich nur daran *denke*!

Acht Jahre sind es her, daß mir das Absonderlichste ge-

schah, was mich alt gemacht hat oder ewig jung, wenn Sie wollen! Es scheint ein Märchen, doch geträumt hab' ich's nicht; es gibt manche Ereignisse im Menschenleben, von denen man nicht sagen möchte: ‚Das ist Wahrheit gewesen!' und manche Träume, von denen man nicht glaubt: ‚Ihr seid zerronnen, in Nichts zerronnen!'"

— hier beugte sich Sebaldus ein wenig vor —

„Solch ein Ereignis war es — eine Traumwirklichkeit. Vom Johannistag erzähl' ich; der Abend kam und legte sich kühlend über alles; ich war draußen auf dem Festplatz gewesen, hatte mich unter die Menschen gedrängt und glühte voll Seligkeit, wenn mir der Wind die bunten Bänder der Mädchenhüte ins Gesicht trieb. Hab' auch meine paar Schuß getan; sie mochten mich aber im Grunde nicht leiden, und es kann doch niemand für seinen häßlichen Körper verantwortlich gemacht werden; stets traten sie beiseit, wenn ich erschien — vielleicht geschah es auch der Hunde wegen — aber ich gab eben meine Schüsse ab und dachte, daß ich es innen trüge. Ich war manches Jahr jünger, da achtet man noch etwas auf solche Dinge, und schließlich sehnt sich jeder einmal — wie soll ich sagen — schließlich möchte jeder einmal irgend einen in den Armen halten: mir sind doch meine Eltern früh gestorben — das verbittert! So dacht' ich, als ich merkte, daß mich der ganze Jubel nichts anging, daß ich nicht dorthin gehörte; sie haben es mir gut zu verstehen gegeben. Also: wie alles nun wirbelte, lachte, die Schaukeln flogen und die Schüsse knallten, wie dann der Abend kam und das Jauchzen zum Flüstern herab-

sank, wie es in den Büschen von leisen Tritten knisterte und Überredungen summte, da war ich denn ganz allein und fühlte mich recht ausgestoßen:

„Was willst du hier, Xaver“, sagt' ich, „geh' du nur ruhig nach Hause, was hast du in fremdem Bereich zu suchen, deine Glücksblume wächst nicht unter Singen und Lachen!“

Und so ging ich.

Über den Straßen stand schon der Mond und blickte mich tröstlich an; langsam und stetig schwamm er den Himmel entlang, hielt mit mir gleichen Schritt, ohne viel Wesens davon zu machen. Nur die Menschen sind laut, wenn sie dem Armen ihr Groschenstück zuwerfen, recht von oben herab, damit die andern es ja auf dem Pflaster klingen hören und denken: „Das ist einmal ein Braver!“

Dann nahm ich für eine kurze Weile Abschied von ihm — von dem Klingen und Schaukeln hinter mir hatt' ich es schon längst getan; aber als ich in das Haus trat, das des Festes wegen verödet war, und die hölzernen Stufen knarrten und krachten, packte mich der jähe Schrecken, und ich lief hinauf in mein Zimmer; denn dort, wußt' ich, erwartet mich wieder breit und still in dem geöffneten Fenster der Getreue und wird mir fort und fort seinen stummen Trost geben.

Bald saß ich auch, und wie ich meine Salben und Tränke, meine ganzen Gewerkschaften aus Schüben und Schränken hervorkramte und vor mich hin ordnete — zur Ermutigung gleichsam —, da war es, als ob auch meiner Seele lauter kunstvolle, verschwiegene Sachen entquöllen

und sich neben die andern Schätze auf den Tisch hinbreiteten: leuchtend und halb fremd nahmen sie sich unter dem Wohlbekannten aus.

Ich hielt mich lange still davor, betrachtete das eine, das andere und staunte, als wären es Werke einer andern, geschickteren Hand, hob dies und jenes in die Höhe, bis der Mond unwandelbar still vorübergeschwommen war, nachdem er vorher noch einen blitzenden Abschiedsstreif über den Tisch und seine Kostbarkeiten hatte gleiten lassen. Nun da alles im Dunkel versank, erst die Traumesschätze, dann die Büchsen und Flaschen, kam eine große, graue Verzweifelung über mich, und ich wußte kein Heilmittel mehr gegen all die Nacht, die auf mich eindrang.

So legt' ich mich nieder und gedachte zu schlafen. Aber es war keine Ruhe; denn wie man durch sein eignes Schreien den Lärm der andern unhörbar macht, so hatte die Bewegung, das Gehen und die Gedanken vorhin all die Zuckungen und Krämpfe im Innern übertäubt; jetzt aber drang alles hervor mit deutlicher, unterschiedlicher Gewalt: hier ein Zweifel, dort eine Trauer, hier ein brennender Schmerz — ein Glühen und Reißen; dazu knackte es im Holze des Bettgestelles, und die Nachtgeräusche stellten sich ein, heimliche und unheimliche, eins nach dem andern, wie ein gewaltiges schwarzes Tuch wehte die Finsternis über mich hin.

Da ich erkannte, daß gerade die Mattigkeit, welche nach all diesem meine Glieder umhüllte, mich sacht in einen erquickenden Schlaf hinüber leiten könnte, so hielt ich zuerst

das Wundersame, das von nun an auf mich strömte wie auf einen Prinzen aus Tausend und eine Nacht, für Traum; bis dann der Augenblick nahte, daß ich einsah: „Hier bist du in ein fremdes Reich eingetreten, herrlich genug ist es, vielleicht erringst du dir die diamantene Krone!“ aber ich errang sie nicht; alles ist vorüber; nun sag' ich, es war ein Traum; denn sonst krampft sich mein Herz vor übergroßer Sehnsucht nach dem Verlorenen zusammen; und das wär' doch im Grunde nicht klüger, als jener tat, der sich in das Bild eines Mädchens verliebte, die schon lange, lange gestorben war.

Als ich nun vor Qual nichts Bestimmtes mehr fühlte wie das Brennen meiner Augen und den Wunsch: „Schlaf, Schlaf!“, fiel auf meine Lider eine so plötzliche Helligkeit, daß ich sie erschreckt öffnete. Da nahm ich denn wahr, wie der Mond, der schon längst hinter die Dächer hinabgestiegen sein mußte, sich noch einmal in seiner ganzen milden Majestät meinem Fenster gegenüber gelagert hatte: er schien gewaltig groß, greifbar nah und von einem unsäglichen Eindruck, als wollte er nicht Lichtstrahlen, sondern Worte oder Gesänge auf die Erde grad' in die Kammer des einsamen Xaver Dampfkessel herabträufeln, und es mußte wohl ein Gebilde den seltsamen Schatten werfen; denn auf meinem schwarzen Tisch leuchtete inmitten ein großes, mondweißes Herz und zuckte leise hin und her, wie ein Licht im Abendwinde.

Das wunderte mich; ich setzte mich in die Höhe und starrte das zuckende Herz an: da stand es still. Ich sah auf

den Mond, er war nicht größer als früher. Wieder legte ich mich hin; sogleich begann das Herz seinen berückenden Tanz, und der Mond schien zu schwellen und sich zu breiten und ganz deutlich menschlichen Willen zu zeigen.

Ich dachte: „das ist nur eben ein Traum“ und schloß die Lider; aber auch dann fühlte ich den Takt des weißen, zuckenden Herzens, ich lebte ihn gleichsam mit, und sowie ich die Hand auf meine Brust legte, erkannte ich, daß dies Zucken kein andres Maß angab als die Schläge meines eignen Herzens.

Ich aber blieb liegen, wenn auch die Helligkeit, die auf mir drückte, wieder und wieder zu locken schien, ich öffnete die Augen nicht.

„Einmal wird der sonderbar rückläufige Geselle schon seinen ordentlichen Weg einschlagen!“ dacht' ich und weiter: „Er ist doch ein liebes Geschöpf — und das Herz: Ticktack, ticktack —“

Allmählich rann das Ticktack durch meine Glieder wie ein lässiger Strom: — das, wußt' ich, heißt schlafen: Denken und Fühlen ziehen sich zusammen, immer enger, auf einen Punkt zuletzt, — da war's, als ob ein Fremdes mich anrührte, ein ganz leiser, eisiger Finger, sogleich breitete sich das Bewußtsein wieder aus — aber mir schien, daß ich einen quälenden Fall getan hätte.

Was es bedeutet, erkannte ich noch nicht. Dann empfand ich: ein Ton war zu mir gedrungen, ein leiser, kleiner Ton — von unten her — er hielt an den letzten Häusern der Straße.

Ich sah ihn körperlich vor mir als etwas Glänzendes, Stechendes.

Er kam näher und wurde ein Gesang; rund und goldig quoll er unter dem weißen Licht dahin, flog auf und sank, gleich einem verlockend schillernden Geschöpf; er blieb leise und füllte die Straße, er umarmte sie gleichsam und preßte sie an sein Herz, dann schwang er sich zum Firmament; je näher er kam, desto mehr schien er sich zu dehnen und zu schwellen. Nun war er unten an mein Haus gelangt und stieg sacht daran empor von Stockwerk zu Stockwerk; ich fühlte ihn über mir weben, wie den Atem eines lebendigen Wesens, gleich einem bestrickenden Antlitz beugte er sich zu mir: es waren nicht Worte, die er sprach; doch ganz im Innern glaubt' ich zu wissen, was er meinte mit seinem seltsam eindringlichen Getön: nur könnte auch ich es nicht in Worte fassen.

Lockend, lockend klang er über mein Lager; in meine Lippen saugten sich die Töne ein, legten sich glühend auf meine Wangen und strichen mir durchs Haar: ich fühlte sie, ich fühlte sie. „O komm'" rief es. Doch die Zähne biß ich zusammen und tat die Augen nicht auf.

Eine Weile versuchte er mich noch, dann mußte er weichen, zögernd — wie ein Mädchen, das dir flehend seinen süßen Leib und seine zarte Seele hingebogen hat und nun klagenden Auges von dir läßt, dein abweisendes Kopfschütteln, deine ungeöffneten Arme nicht versteht.

Er schwebte langsam zurück aus der Kammer nach dem Fenster, immer trauriger entschwebte er vom Fenster hinunter

zur Straße, je leiser er tönte, desto lauter sprach die Klage aus ihm; er hatte nicht mehr die Kraft, die Straße füllend zu umarmen, nur noch wie ein dünner Silberfaden zog er sich entlang an ihr: er war gebrochen.

Da aber packte mich eine namenlose Begehr, wie nach dem Gefährt, das den Freund in sich birgt und nun um die letzte Krümmung des Weges verschwinden will: ich sprang auf, eilte an das Fenster und spähte hinaus: noch einmal blitzte der Rand der Mondscheibe über die Giebel; da sah ich weit hinten am Ende der Straße ein Weißes, Unbestimmtes um die Ecke flattern, dann losch der Mond. Ich bog mich weit über den Fensterrand und lauschte: kein Ton, kein Licht, und das zuckende Herz inmitten des Tisches war verschwunden.

Von da ab muß ich binnen Sekunden eingeschlafen sein: denn keines Gedankens kann ich mich mehr entsinnen, der mich hiernach heimgesucht hätte, obwohl das Ereignis gut angetan war, die mannigfachsten Gedanken in mir zu erwecken.

Als es nun wieder morgens hell geworden und sich allmählich die Geschehnisse der vorigen Nacht in mir aufbauten, schalt ich mich einen Phantasten, der aus dem Stein vor seinen Füßen ein Schloß herrichtet, darin spazieren will und sich sogar schon überlegt, wie er am besten unberufne Fremde hinausbefördern kann, — bis er über den Ausgangspunkt des Traumes, den Stein, stolpert und unbarmherzig in die öde Palastlosigkeit zurückgeworfen wird.

Hinzufügen muß ich, daß meine grünen Fensterläden einen herzförmigen Ausschnitt hatten!“

— Man sah es dem Doktor an, mit welcher Genugtuung er „Na also" dachte.

„Der Tag war schön und verging unter stiller Arbeit, die mich nicht zu mir selber kommen ließ. Warf ich aber während der Pausen, gleichsam im Vorbeigehen, einen Blick in mein Herz, so bemerkte ich dort ein eigentümliches „auf etwas warten", was sich mit meiner sonstigen Ruhe nicht vereinen wollte.

So ward es Abend: ich lag im Bette, und was ich ahnte, traf ein: Unruhe überkam mich, die Erinnerung zog allmächtig auf, Sehnsucht und Unglück warf mich umher; nur ein Wunsch: „O hört' ich es noch einmal!" Das begann leise und steigerte sich immer mehr, immer mehr; ich lief zum Waschbecken und legte mir ein nasses Tuch auf die Stirn, ich fieberte deutlich; dann zündete ich Licht an und versuchte zu lesen, warf das Buch fort und löschte das Licht; allmählich glaubt' ich wahnsinnig zu werden, meine Brust brannte, ich legte mich aufs Gesicht, krallte die Hände ein und schrie in die Kissen, die jeden Laut dumpf erstickten.

Ich wäre gestorben, hätt' ich nicht mit wunderbarer Feinhörigkeit über meinem Gestöhne den ersten Ton vernommen, der von der Straßenecke her wie ein lichter, blitzender Strahl in meine Verzweiflung drang.

Im Augenblick ward ich ruhig und schämte mich bis ins Innerste; der Ton kam gleichmäßig näher wie das erste Mal, und wie beim ersten Mal erwachte ein knabenhafter Stolz in mir, mich nicht von der Süßigkeit des Gesanges

bezwingen zu lassen; mein Herz schlug wie mit Fäusten bis in den Hals, und als der Gesang zur höchsten Stärke gestiegen war und sich anschickte, mein Haus emporzuklimmen, packte es mich in unwiderstehlichem Wirbel: ich schrie, ich mußte schreien und riß mich ans Fenster, wie ein Verdurstender sich auf das Wasser stürzt oder ein Liebender in die Arme der Geliebten.

Zuerst tanzte die Verwirrung noch vor meinen Augen, dann aber sah ich. Unten schritt in gleichmäßigem Takte eine Gestalt die Straße entlang: sie war angetan mit weißem, dünnem Gewande, sie ging und blickte grad' aus; der Mond sandte ihr ein Strahlenbündel nach, so wie eine graziöse Tänzerin auf der Bühne vom grünen oder roten Licht begleitet wird. Er schien nur für sie da zu sein. Und im Dahinschreiten quoll aus ihrem Munde der Gesang, sie schaute nicht nach oben, ging ruhig vorüber, weiter und weiter, und verschwand zugleich mit dem Monde am Ende der einsamen Straße — wie das erste Mal.

Ich sah sie — und da war es, als hätt' ich die Tage meines Lebens grad' auf diese weiße, stille Frau gewartet.

Schon lange war sie unsichtbar; in mir klang noch das Schweben ihres Schreitens; ich lag in dem Fenster, wunderte mich nicht und fragte nicht, wer sie gewesen sei: eine willkommene Erschöpfung und Stillung allen Verlangens empfand ich, wie nach der Vereinigung in der Liebesnacht.

Ganz ruhig legt' ich mich nieder: „Jetzt weiß ich's!" Ich schlief bis in den hellen Morgen.

Ich verbrachte den Tag, von Schwingen getragen, — als harrte in mir ein Jauchzen, ein Jubel, den ich nur nicht ans Licht steigen ließe; nun prägte sich's in meiner Seele deutlich aus: „Am Abend nahet die Herzensgeliebte!", und ich ertappte mich darüber, wie ich Stühle und Deckchen in meinem Zimmer gerade rückte, ich lachte ob des kindischen Unterfangens. Was geschehen würde, wußte ich nicht, aber es wird etwas geschehen: das wußt' ich.

So erschien der dritte Abend. Diesmal legte ich meine Kleider nicht ab: Wieder — für eine kurze Zeit wollte sich mein Stolz aufbäumen: da erscholl der leise, wohlbekannte Ton von der Straßenecke her; ich begann zaghaft; wie von fremdem Willen gehoben, setzte ich meinen Fuß auf die ersten Treppenstufen, dann immer schneller und schneller, zuletzt in Sprung und Sturz. Unten harrte ich, zitternd, in die Haustür gedrängt.

Und sie kam. Zum ersten Mal erblickte ich ihr Gesicht: es war schön wie keines Menschen Antlitz je, von innen durch die zarte Haut leuchtete es, die Augen waren groß und dunkel, die ganze nächtige Ferne ertrank in ihnen und glänzte wie aus schimmerndem Bade daraus hervor; dazu sang sie süß, als ob einem die Töne das Herz innen in der Brust streichelten.

Sie ging vorüber, sah mich nicht: Und leise, leise macht' ich mich auf und folgte ihr, von einer silbernen Kette gezogen, nicht denkend wohin; ich hatte keine Seele mehr, die Töne hatten meine Seele aufgesaugt, die ganze Welt schien mir in die weiße Schleierfrau versunken: „Das ist das Glück".

Sie wandte sich nicht um, ging und ging und ging, glühend folgte ich, vergaß Tränke und Salben, vergaß Haus und Hof.

Sie führte mich durch die Straßen, die still und vereinsamt dalagen: niemand begegnete uns, von ferne hallten manchmal menschliche Tritte, sie wurden stärker, wurden schwächer und blieben zuletzt ganz fort.

Sie führte mich dort hinaus, wo die Häuser spärlicher standen und Gärten sich an den Häusern entlang ziehen. Sie führte mich hinaus aus der Stadt in die weite, unermeßliche Ebene: unter den Sternen hin wandelte sie groß und singend vor mir — immer weiter in die Ebene hinein.

Am Horizont erschien ein schwarzer Streif, und ihr Gesang, den ich bis dahin nicht hatte verstehen können, nahm Worte an:

> O Walde, du Walde, du schöner, schöner Walde,
> Bald bin ich bei dir, bald bist du bei mir.
> Es leuchten alle Sterne, es leuchten alle Sterne,
> Ich komme, ich komme und bin noch so ferne,
> O Walde, du Walde, du schöner, schöner Walde,
> Wart' noch ein Weilchen — o balde! — o balde!

Wir zogen dahin, der schwarze Streif schien nicht näher zu kommen; immer unermeßlicher um uns dehnte sich das Feld; die Stadt war versunken, kein Hälmchen knisterte, der Himmel wölbte sich wie eine Glocke, besät mit glitzernden Sternen; wir waren in dem Raum verloren gleich zwei einsamen Booten im Weltmeer.

Immer weiter zogen wir — voraus die singende Frau, die sich übergroß und hell von der Nacht abhob.

Und dann geschah das Wunderbare: langsam ihres Glanzes bewußt, wie Paradiesvögel, schwebten drei goldene Kugeln durch die Nacht; von ihrem singenden Antlitz stiegen sie aufwärts dem Firmament entgegen: doch so oft die eine oder die andere unter der Sternenmasse als ein gleichgiltiges Teilchen verloren zu gehen schien, kam der Augenblick, wo sie im Steigen inne hielten, als besönnen sie sich plötzlich ihrer irdischen Herkunft und der Vermessenheit des Höhenfluges; dann sah man hoch oben, daß sie sich zögernd wie schwellende Punkte aus der kalten, blitzenden Menge loslösten und ruhig herniedersanken bis vor das singende Antlitz, um wieder zu steigen und wieder zu fallen in wundersamem Gaukelspiel, sacht eine um die andere.

Ich hatte nur noch Augen für die tanzenden Kugeln und verband in meinem Innern die Töne mit ihnen, so daß sie aus eignem Willen der Musik folgten und irgend ein ganz lebendiges Wort durch ihre Bewegung mitzuteilen schienen.

Dann glaubt' ich sie anreden zu müssen, erwog, erwog — wie man im Traum erwägt, ohne von der Stelle zu kommen, dabei setzt' ich mechanisch Fuß vor Fuß.

Als mich ein Rauschen, das zu Häupten hin und her wiegte, wunderlich dünkte und ich emporsah, bemerkte ich, welch lange Zeit verstrichen sein mußte: denn der Wald, der zuletzt noch so weit in der Ferne sich entlang zog, schlug mit seinen hohen, dunkeln Wipfeln über uns zusammen.

Ohne sich beirren zu lassen, ohne auszuweichen, stiegen die Kugeln durch das Astgewirr empor — sie querten die Zweige und Blätter, ohne jemals Schaden zu nehmen, überall leuchteten sie voll und rund — die Hölzer, hinter denen sie eigentlich hätten verschwinden müssen, erschienen durchsichtig und verdeckten sie nicht.

Der Boden war über und über mit feuchtem, weichem Moos bewachsen, große Wurzeln krochen an der Erde entlang wie Krallen, auch die Äste der Eichen und Buchen streckten sich ungewöhnlich und in seltsam verzerrten Windungen; manchmal hörte man ein „Gluck, Gluck" — ob es von einer entfernten Quelle kam oder der Lockruf irgend eines Vogels war? und als ich vor mich hinblickte, hatte die weiße Frau das Haupt ein wenig gesenkt, wie wenn sie müde wäre, jedoch ihre Schritte blieben gleichmäßig und wiegend.

Dennoch ging es mir als etwas Fremdes durch den Kopf, das durchaus nicht hier hingehören wollte: „Sie ist müde!" — lief zusammen mit einem Geräusch, welches ich plötzlich einfing, wie sehr leisen, sehr fernen Straßenlärm, und auf einmal schien mir alles sonderbar und unsinnig: ich fühlte genau, daß es sich in mir zu einem Satze rundete, den ich ganz laut, ich weiß selber nicht warum, heraussprach:

„Dauert heut' die Nacht aber lange!"

Da war's, als ob sich die weiße Frau mit blitzschneller Wendung umdrehte und mich anlächeite, ganz unbeschreiblich süß, eine Sekunde lang — zerblasen wie Schaum, entrannen

mir Worte, Töne und Gedanken — vor mir schritt die helle Gestalt; nichts von irgend einer Bewegung sah ich in ihr nachzittern, und ich sprach noch:

„Ach Gott, ich bin ja auch ganz sicher!"

Dann blieb sie stehen, und wir fanden uns in einer Lichtung.

Ich sah mich um; als hätte ein mutwilliger Bube den Stecken in einen Ameisenhaufen gebohrt, und nun schwirrt und rennt alles aufgeregt durcheinander: so brachte das Erscheinen der weißen Frau Bewegung in eine Menge menschlicher Gestalten, die sich hier über die Lichtung hin zum Schlafen ausgestreckt hatten — wirr und hastig emporfuhren, sich die Augen rieben, die Glieder reckten.

Es war die seltsamste Schar von der Welt; sie schienen schattenhaft zappelnd und flirrend mit viel zu langen, dürren Gliedmaßen und spitzen Nasen: alte Männlein, vertrocknete, runzelichte Gesichter, in den Gewändern längstvergangner Zeiten, in Kniehöschen oder gar in puffigen Schlitzärmeln, darunter ein paar ganz blasse, ganz verträumte Jungen mit flehenden Blicken und vor Sehnsucht halb geöffneten Lippen.

Alle die erhoben sich aus einem tiefen Schlafe. Inmitten stand die helle Frau wie ein weißes, schlankes Licht und lächelte und sprach kein Wort.

Der Zug der seltsamen, lautlosen Männlein ordnete sich um sie, sie bildete die Mitte, vor und hinter ihr dehnte sich eine unendliche Reihe, immer einer vor dem andern,

nie zwei nebeneinander, nach hinten und vorn unabsehbar, ganz als Schemen uud Schatten verschwimmend.

Und jedes Männchen trug in seiner Hand ein Instrument, eine Pauke oder eine Flöte oder eine Klarinette oder eine Geige — und weit in der Ferne schien auch dies oder jenes Horn zu blitzen.

Als sie sich so in endlosem Gänsemarsch aufgestellt, hub die Frau ihren Gesang an, die goldenen Kugeln begannen den Schwebetanz in Lüften, zugleich fielen alle Instrumente ein — aber ganz leise, ganz, ganz leise; die Pauken machten ganz leise: „bum, bum, bum", die Flöten ganz leise: „Tülütütütü", die Klarinetten ganz leise: „lurullullulu" und die Geigen ganz leise: „wie se — ehn' ich mich —".

Der ganze lange Zug setzte sich nach dem Takte in Bewegung und schlängelte wie ein Faden durch den Wald dahin; ihre unzähligen Schritte und Tritte weckten nur weniges Geraschel und Geknister, wie wenn sie den trocknen Blättern unten Heimlichkeiten zutuschelten; dabei klang die Pauke: „bumbumbum", und die Flöte, und mal von sehr weit auch das Horn: „O — Wa—a—lde!" — das Horn — jedoch darüber zum Kugelspiel tanzte der Gesang, jubilierte, stieg empor und stieg nieder, wie auf luftigen Leitern nach dem Himmel, schlang und schwang sich.

Ich staunte; war hinein geraten, ohne zu wissen — hielt eine Flöte in der Hand, ohne zu wissen —.

Noch niemals hatt' ich Flöte gespielt; aber bei dem leisen, geisterhaften Getrappe und dem Getön und dem Gesinge schwoll mein Herz, schwoll mir bis in die Kehle, meine

Hände zuckten, und ohne zu wissen, setzt' ich die Flöte an den Mund und blies: doch wie erschrak ich, als ein voller, lauter, klarer Ton dem Holze entquoll, lauter denn die Hörner, Pauken und Klarinetten — ängstlich hielt ich inne; da sah ich's deutlich: die süße Frau drehte sich nach mir um und lächelte meinem Ton einen Gruß zu; — lange genug, daß ich zwischen ihren blutroten Lippen die weißen Zähne aufblitzen sah.

Das füllte mich mit namenloser Süßigkeit, ich lief, lief, überholte einen Musikanten, den zweiten, den dritten, bis ich endlich grad' hinter ihr zu schreiten kam, wie vordem.

Von nun an, wenn ihr Gesang gleich einer Lerche emporkletterte oder nur entlang schwebte, schickte ich ihren Tönen einen Gefährten nach in die nächtlichen Lüfte; der Klang meiner Flöte stieg mit ihrem Gesang in die Höhe und senkte sich in die Tiefe, klagte und jauchzte mit ihr, tat jeden Schritt mit ihr zusammen, wie ein treuer Freund.

Innen lebte die Hoffnung: „Sie wird sich noch einmal umwenden!" Das geschah nicht mehr; doch die Hoffnung machte mich stark, und meine Flöte sang, die Tritte trappten, die Pauken, Hörner und Klarinetten und Geigen und Flöten tuteten leise, leise: es ging vorwärts durch den Wald von Abend bis Morgengrauen.

Dann befanden wir uns wieder auf einem mit großen Bäumen umgebnen Platze; der Gesang der holden Frau verstummte, die strahlenden Kugeln stiegen höher, höher in die Luft, den verblassenden Sternen zu und wurden selbst zu Sternen; doch verloren schienen sie mir nicht; sondern

wie man in einem Menschenhaufen ein befreundetes Gesicht erblickt und sogleich das ganze Knäuel bekannt und lieb scheint, so schien mir jetzt die Stelle, an der ich die drei goldnen Tänzer herabglänzen sah, vertraut und befreundet; sie halfen mir, mich in dem Gewirr der tausend, tausend Himmelslichter zurecht zu finden, als gütige Weiser.

Nun die Kugeln uns verlassen hatten, sah ich, daß eines der Männlein nach dem andern von übermächtigem Schlafe bewältigt dahinsank; zuletzt stand sie allein, weiß und hoch unter am Boden Gestreckten und Gekrümmten — es war, als ragte sie geradenwegs in den Himmel: da faßte auch mich der Allesbezwinger, und meine Sinne rannen in tiefen, traumlosen Schlummer hinüber.

Den nächsten Abend jedoch erwachten wir wieder, als sie unter uns stand, rätselhaft und wundersam wie vorher; wieder ging der lange, seltsame Zug durch den Wald mit dem Getön der Instrumente, der jubilierenden Flöte, dem Gesange und den langsam auf und nieder schwebenden Kugeln.

Aber niemals ist es mir erinnerlich, daß ich oder irgend eines der Männlein oder gar die wandelnde Frau ein menschliches Wort gesprochen hätte.

Es war das schlimmste Schweigen meines Lebens; denn wie es wohl kommen mußte: ich verliebte mich von Nacht zu Nacht in die vor mir Schreitende; und diese Liebe ward groß, wie eine hohe Flamme aus purpurrotem Herzen.

Wenn ich hinter ihr ging und alle Bitten in meine Flöte legte und die Töne der andern nur mitzubitten schienen,

dann zuckte es von meinen Fingern hinauf bis in die Achseln, meine Kehle wurde trocken, vor meinen Augen verschwamm alles: so mußt' ich an mich halten, um nicht vorzustürzen und sie in meine Arme zu reißen.

Jedoch Nacht für Nacht blieben die drei Schritt Raum zwischen uns; ich hatte das Gefühl, an eine unsichtbare Wand stoßen zu müssen, wenn ich mich auch nur ein wenig über die einmal bestimmte Grenze vorwagte.

Diese unnahbare Nähe verwirrte mich ganz und gar, und es war, als ob tausend Krankheiten und Zerrissenheiten in meinem Innern entfesselt würden.

Obwohl meine Liebe wuchs und wuchs und wuchs, daß ich staunte, wie in einem so kleinen Behälter, als die Menschenbrust ist, solch wirbelnde Welt Platz haben kann, schien alles in Ewigkeit gleich bleiben zu wollen: der Wald schien kein Ende zu nehmen, der Tag nie für uns zu dämmern, bis das Geschehnis eintrat, welches den Dingen plötzlich eine unvorhergesehne Wendung gab.

Kurz vor dem Ende eines unsrer Nachtgänge, als sich schon das Gespinst des Schlafes auf die Menge niedersenkte, überfiel mich ein Gedanke, der erst leise anklopfte, dann aber mit unbeschreiblicher Schnelligkeit ganz Besitz von mir nahm: „Wie verbringt die weiße Frau die Zeit unsres Schlummers?"

Und im selben Augenblick packte mich ein Wahn, der mir die letzte Überlegung raubte und mit einer Wut mich in den Abgrund der mannigfaltigsten Leiden warf, wie vielleicht nur Satanas der Gefallenen Seelen in den Schlund

ewiger Verdammnis stürzt; eine qualvolle Eifersucht lohte in mir auf: „sie geht zu ihrem Geliebten —“. Das schüttelte mich wie mit Fäusten: „Ich will klar werden, ich will es aufspüren —“ doch — der zaubrische Schlaf, er überwältigte mich inmitten meiner Gedanken.

Den ganzen nächsten Waldgang aber schwirrte nur dies in mir herum, und auch meine Flöte gab so verzweifelte Laute von sich, ein solches Schluchzen und Stöhnen, daß mir für Augenblicke der eigentliche Schmerz schwand und ich mich selbst ob meiner lieblichen Kunst bewunderte.

Und während der Stunden unserer Wanderung wurde ein Willen in mir fester und fester: „Diesmal verfall' ich nicht dem Bann des Schlafes!“

Als hätt' es nur solchen festen Willens bedurft: was ich wollte, gelang! Ich stellte mich schlafend; sobald sie aber den Rücken gewandt, sprang ich auf und folgte ihr — wie war mir dies Folgen gewohnt!

Sie begann zu singen, und ich Glücklich-Unvorsichtiger setzte gedankenlos die Flöte an die Lippen: ein quirlender Lauf rollte in die Höhe, gleichsam ein Freudenschrei: „Ich bin allein mit ihr!“

Da wandte sie sich ganz einfach um, blieb stehen und sagte:

„Das ist recht, Xaver; du läßt die Dame Musica nicht einsam gehen — nicht wahr? nie mehr!“

Ich vermochte nicht zu sprechen; als senkten sich langsam, langsam süße Tropfen in mein Herz, so war mir: nur die Flöte „Glück-Glück, o du Glück-Glück — o Se — ele —“

„Du liebst mich wohl gar?“ fragte sie darauf.

„Ja! ja! ja!! ja!!!“: ein hoher, hoher Triller!

Dann sann sie ein wenig: „Schön — schön!“ und dann nach einer kleinen Weile: „Ich dich auch, lieber Xaver!“

Da überstürzten sich Triller, Läufer, Melodieen, als führ' ein ganzes Heer Lerchen gen Himmel auf!

„Nun komm'!“ sprach sie.

Alles jauchzte in mir, alles, alles!

Es ging wie ehedem durch weite Strecken Landes, bis in eine kleine Stadt; sie sang, ich flötete; so zogen wir durch die Gassen, aber kein Männlein fand sich, kein betrübter Xaver Dampfkessel, den die Sehnsucht gepackt hätte.

Nur einmal hört' ich's hinten rascheln, als ob der Wind dürre Blätter über die Pflastersteine fegte; ich sah mich um: da war ein kleines Mädchen aus dem Haus getreten und lief uns nach; ihre nackten Füße waren's, die über die Straße huschten; sie lief grad' auf Dame Musica zu, nur bekleidet mit dem Kinderhemdchen; sie hatte die Augen geschlossen und lief dennoch ganz sicher mit ausgebreiteten Armen zur Dame Musica, umschlang ihre Hüften innig und fest, den Kopf ihrem Antlitz entgegenhebend, und über die Züge des Kindes legte sich eine Verklärung, als schimmerte ihm die Herrlichkeit der weißen Frau noch durch die Lider und füllte es mit innerlichstem Glück.

Doch Musica machte leis die umfangenden Arme und Händchen los, legte ihre Hand dem schlafenden Kinde auf den Scheitel und sprach zu mir:

„Spiel' eine langsame Melodie, Xaver!"

Ich tat's, dazu sagte sie die Worte:

„Geh' zurück, mein liebes Kind, du bist viel zu jung, mein liebes Kind, du träumst ja nur — andre haben Sehnsucht nicht — wenn du groß sein wirst, wenn du groß sein wirst, wirst du Sehnsucht haben, weil du heute Dame Musica umarmt — wenn du groß sein wirst, wenn du groß sein wirst — da wirst du warten, daß einer kommt; — doch nie kommt der, von dem du träumst — wirst warten dann und Sehnsucht haben, wirst sterben jung wie eine Blume, — weil du heut' Dame Musica umarmt, in Sehnsucht leben, in Sehnsucht sterben — geh' zurück, mein Kind, geh' zurück, mein Kind —!"

Und ganz langsam, immer geschlossenen Auges ging das Mädchen zurück, mit den Händen vor sich hertastend gleich einer Blinden; sie verschwand lautlos zwischen den Steinpfosten eines dunkeln Torwegs.

„Spiel' eine lustige Melodie, Xaver!" sagte Musica dann, und ich spielte eine lustige Melodie.

„Es kommt niemand mehr! — sie brauchen auch nicht — denn der kam, dessen Liebe groß ist — ist deine Liebe groß? — Xaver? —" fragte sie, mir ihre Augen zuwendend.

Ich setzte die Flöte ab; die Seligkeit, die mir ein wenig entschwunden war, weil doch nur ein ganz kleines Wort sie geweckt hatte — und Worte sind so unsicher —, stieg wieder empor in mir.

„Meine Liebe ist groß, über alle Welt — süße Dame! meine Liebe rauscht in mir ganz tief wie ein Strom!"

„Ja, ich muß dir glauben: du bist auch nicht eingeschlafen wie die andern — du schläfst nicht wie die andern, auch deine Flöte ist kühn und singt über den andern, singt für sich und für mich, deine Liebe ist groß — ach meine Liebe, meine Liebe — ich hab' mich so nach dir gesehnt, lieber Xaver!“

Sie blieb mitten im Wege stehen und schüttelte den Kopf ein bißchen, als ob sie nicht begreifen könnte — all die Sehnsucht! „— Du hast dich nie nach mir gesehnt wie ich —“

Sie stand schlank vor mir, ein Zittern überrann sie, wie Windgekräusel einen Wasserspiegel, ihre Augen leuchteten auf mich ein, sie wollten etwas — und die Arme hingen so herunter, und die Finger bebten deutlich, als suchten sie Ungewisses zu greifen. Da hielt mich's nicht länger: die Flöte warf ich auf den Boden, sie breitete ihre Arme aus, und ich sank in die Arme, und alles begann zu klingen, und ich verbarg meinen Kopf an ihr und weinte nur.

Sie strich mir übers Haar:

„Weine doch nicht, lieber Xaver —“

und ich: „Ich hab' mich auch nach dir gesehnt, wahrhaftig, wahrhaftig alle Tage, alle Tage hab' ich mich nach dir gesehnt — ich liebe dich so!“

Als dann langsam, langsam die Ruhe in mich kam, löste sie sich los, ich hob die Flöte auf, und wir eilten zurück — dem Walde zu, vor uns tanzten die Kugeln und sprangen, unsre Schritte wurden schneller und schneller.

Was wird nun? ich wagte nicht zu denken; manchmal sahen ihre großen Augen nach mir herüber.

Wir langten an; die Männlein erwachten; wir standen aneinander gelehnt mitten unter ihnen, und da geschah's: als sie uns so erblickten, gingen sie der eine nach dieser, der andre nach jener Richtung davon; — viele, viele waren es; alle mit Pauken, Hörnern, Klarinetten, Flöten und Geigen; — so verschwanden sie zwischen den Stämmen.

Der Platz war leer und still; das Dickicht nur raschelte noch ein wenig; einen Augenblick sahen wir, wie unsre Lippen bebten; sie rührte mich sacht an der Hand: „komm' —"

Ich hielt sie in Armen; der Wald zu Häupten und ferne von hier, von dort, von überall drang das leise Tönen der Pauken, Flöten und Geigen und Klarinetten und Hörner zu uns her; eine Schutzmauer hatten die Männlein um den Wald gezogen.

Die Musik kam in unser Ohr: das hieß: „Wir wachen, wir wachen! seid sicher, seid sicher!"

Dann sah ich noch, daß ihre weißen Gewänder sanken, daß ihre Augen dunkler glühten, dann sah ich ihren Leib noch schimmernd, schimmernd zwischen dem kühlen Moos, und die Nacht schlug über uns zusammen, und es war nur der Strom der Seligkeit, welcher mich durchrauschte und alle Bitternisse des vergangnen Lebens in sich ertränkte.

Viele Nächte folgten dieser Nacht, viele, viele! mein Glück sog ich aus den Augen der Dame Musica, die von

überschwänglicher Liebe sprachen: und es war neu! jeden Tag neu!

Ich dachte nicht an ein Ende und kann nicht glauben, auch heute nicht, daß es jemals gekommen, daß ich es überlebt habe, aber es gibt kein Unmögliches und nie, nie ein Unerträgliches.

Als so Monat um Monat verging, fiel ich eines Tages — aus Unachtsamkeit vielleicht — wieder in jenen Schlaf, ich wachte auf: da trat mir Musica entgegen, etwas ganz kleines Weißes im Arm — ich verstand nicht. „Xaver" sagte sie „es ist unsere Fiammetta, es ist so lieb, und ich hab' es lieber als dich!" Sie sang und wiegte das Kind, das lieblichste Geschöpf.

Dame Musica aber sah jungfräulich aus wie zuvor, und ich hatte die Zeit über keine Unförmigkeit ihres schlanken Leibes bemerkt.

Ich stand davor wie vor einem Bilde und sagte nichts, mich quälte ein Unsagbares; sie schien mich bis in den letzten Grund zu verstehen und lächelte: „Ja, jetzt hab' ich Fiammetta lieb! — unser, unser Kind!" Dann setzte sie sich an die Wurzel einer großen Eiche und gab dem kleinen Wesen die Brust.

Ich faßte grad' noch, daß dies wunderschön sei, über alle Beschreibung schön, die zarte Frau mit dem Kinde dort —, dann packte mich der Schlaf.

Ich erwachte von einem Kitzel an den Händen und im Gesicht, Schwere fesselte meine Glieder an den Boden; ich rieb die Augen: es war hell! hell! — dann sah ich zwei

Tiere: meine Hunde, die mich leckten — ich richtete mich auf, verwundert: „— Tag —?“ Die Tiere sprangen wie toll um mich.

Plötzlich kam der Gedanke: „Wo ist sie? — was ist?“ Alles verschwunden! die Frau mit dem Kinde und der Zug der leisen Musikanten; ich fand mich im Walde, nahe bei der Stadt.

Ich war stumm, mir blieb das unfaßbar! In der Stadt hört' ich:

„Guten Tag, Herr Apotheker — wo waren Sie eigentlich die letzten fünf Jahre?“

„— — Fünf Jahre — —??“ dacht' ich und faßt' an meinen Kopf. „Also fünf Jahre!!“ —

Dame Musica aber wird noch wie vordem durch den Wald ziehen und singen, die goldnen Kugeln werden tanzen: Fiammetta wird groß sein — und in langer, schemenhafter Reihe werden die Pauken, die Flöten, alle, alle werden tönen, leise — trap! trap! — nur eine Flöte fehlt — über allen! — oder wird auch sie wieder gefunden sein?“ Xaver versank: „— oder —“ und dann schlug er ärgerlich mit der Faust auf den Tisch: „— ja — ich weiß nicht! —“

Aus dem Tagebuch
(1904)

Vorbemerkung

Das Tagebuch umfaßt die Zeit vom 7. Januar bis 23. Mai 1904. Es ist größtenteils mit äußerster Sorgfalt geführt und war, wie die einleitende — nachstehend nicht abgedruckte (s. jedoch die biographische Einleitung S. 9, 16) — Aufzeichnung erkennen läßt, gedacht als eine „für viele Jahre begonnene Unternehmung". Es ist etwa 113 Seiten großen Quartformats stark und enthält 310—320 Aufzeichnungen. Obwohl sich fast von jedem Tage solche finden und nur wenige Tage ohne Ergebnis für das Tagebuch geblieben sind, so ist doch ein bemerkenswertes Abnehmen des Eifers festzustellen: von den 113 Seiten kommen allein 55 auf die 24 Tage des Januar, während sich die anderen 58 über die verbleibenden 3¾ Monate nahezu gleichmäßig verteilen. Entsprechend werden auch die späteren Notizen kürzer. — Aufgenommen sind nur 151 Aufzeichnungen, denen jedoch diejenigen Gedichte aus dem Jahre 1904, die sich auch im Tagebuch finden (s. die Vorbemerkung zu den Gedichten), hinzutreten. Die Auswahl war hier besonders schwierig. Da sich der Verfasser in der Einleitung vom 7. Januar (s. o.) das Versprechen gab, sich aller Äußerungen über Erlebtes, der schriftlichen Festnagelung von Stimmungen und reinen Gefühlen durchaus zu enthalten, so birgt das Tagebuch an sich nur wenig Höchstpersönliches. Soweit jedoch derartiges vorkommt, blieb es ohne weiteres fort. Und fort blieb alles, das vielleicht das Interesse an der Person des jungen Dichters schon voraussetzen könnte oder das irgendwie Bezug auf

Personen oder Persönliches hat, sofern nicht das sachliche Erträgnis überwiegt. Hier glaubten wir ganz besonders, lieber zu wenig als zu viel tun zu sollen. — Daß bei der Anordnung der aufgenommenen Aufzeichnungen nicht der chronologische Gesichtspunkt, sondern ein sachlicher zugrunde gelegt wurde, hängt mit dem vorigen zusammen: sie sollen beitragen, ein ungefähres Bild von der Geistesrichtung, dem Wissen und der Denkkraft des jungen Toten zu geben; deshalb sind sie gegenständlich geordnet worden. S. 320—337: ästhetische, wissenschaftliche, künstlerische Betrachtungen allgemeinerer, umfassender Natur. S. 337—339: Soziologisch-Ästhetisches. S. 340—347: Philosophisches. S. 347—367: Literarisches. S. 368—371: Musikalisches. S. 371—377: Geschichtliches. S. 377—385: Gedanken über Liebe und Freundschaft. S. 385—398: Betrachtungen allgemeinerer Natur, Aphoristisches usw.

Es gibt eine Art geringerer Talente, welche den von der Zeit gelieferten Kultur- und Lebensinhalt zwar bis ins Feinste zu fühlen und zu hören vermögen, aber denen die letzte Kraft, diesen ins Kunstwerk hineinzugestalten, abgeht; die immer nur an den betreffenden Stellen des Werks die Sache eigentlich nicht bilden, daß sie rund, unangreifbar geschlossen wie eine Kugel von Glas, nur auf sich selbst bezogen, dasteht, sondern die gleichsam immer nur *sagen* können, daß sie dies und dies auch *wissen*, und in ihr Werk dies und dies hineinmeinen; darauf hindeuten, daß sie hiermit dies und dies meinen, also aus dem Kunstwerk heraus eine Beziehung eröffnen, auf ein Wissen bei uns, dem Leser, das ihnen entgegenkommt, spekulieren, auf ein vom Leser aus dem Kulturinhalt der Zeit geschöpftes Apriori, das er heranzubringen hat. So tritt hier gleichsam eine Arbeitsteilung ein: und erst mit Hinzutreten des Lesers wird der Ring des Werks geschlossen, es vollendet sich im Genießenden; der Künstler deutet an: „von dem, was du anderswoher aus der Kenntnis, dem Gefühl der zeitgenössischen Kultur weißt, meine ich das!" (Impressionismus.)

Dies hat nun zweierlei Folgen: einmal werden solche Bücher zu der Zeit, wo sie entstehen, ungeheuer wirken: denn da sie den Kulturinhalt der Zeit wirklich gefühlt haben, andrerseits ihm durch endgültige Gestaltung keine zwingende Form aufgenötigt haben, welche den Leser als ein Objekt, ein Außer-ihm, mit dem er sich abzufinden hat, entgegentritt, so wird die Seele des Lesers in dem Allerindividuellsten sich Genüge getan, wird sie sich bis ins Kleinste wider-

gespiegelt finden, wird sie sich der Unbequemlichkeit, um zum Genuß zu kommen, sich auf irgend etwas Fremdes, — was ein gestaltetes Objekt doch stets ist, — einzustellen, enthoben fühlen. Denn der Dichter spekulierte ja darauf, daß sie — zur Vollendung des Ringes seines Werkes — ihr eigenstes Wissen als Apriori heranbringt. Was er gestaltet hat, ist nur der Namensaufruf für das Wissen gewesen, nicht etwa hat er's selbst hineingetan (— aber um zu diesem Aufruf zu gelangen, um den Namen zu kennen dessen, der herankommen soll, muß man eben schon Talent sein, und ein solch rezeptives, auf Arbeitsteilung angewiesenes). Was Wunder also, wenn die Leser sich genau in dem Buche wiederfinden, wo nicht der Dichter, sondern sie selbst sich erst hineingetan haben. Die Wirkung ist die eines Spiegelbildes, nicht die eines Porträts, eine pathologische, keine ästhetische Affektion. Was nun aber, wenn der Kulturinhalt, auf welchen der Dichter als einen seinem Leser bewußten hinzielte, im Lauf der Zeit entglitten ist? — und je feiner die Nuancen sind, auf die der Dichter aus war, um so schneller muß das geschehn. Dann kann sein Buch nicht mehr zu der Ergänzung kommen, die es erst zu einem Ganzen, Runden gemacht hat, weil keiner diese Ergänzung mehr in seinem Besitz hat. Dann ist das Buch ein Arsenal von Schatten, die vergeblich darauf warten, — wie früher, — belebendes Blut geliefert zu bekommen. Schatten zwar waren sie von Anfang an, — aber jetzt gibt es ein solches Blut nicht mehr, das sie beleben könnte: und Talent dessen, der sie einst gebildet, war es eben, sie so

gebildet zu haben, daß es wenigstens einmal, zu einer Zeit, ein solches Blut gab, daß jeder es ihnen willig spendete. (Altenberg, — Wassermann, Renate Fuchs).

Die andern Bücher der wirklich gestaltenden Dichter jedoch werden zwar jene ungeheure Momentwirkung nicht erreichen, weil sie der Seele des Lesers sich nicht so völlig anbequemen und noch eine andre Seele als die des Lesers haben, die sich egoistisch mit ihren individuellsten Eigenheiten in sie hineintransponieren könnte. Sie schließen den Ring des Werkes in sich; und wenn auch die Kultur entgleitet, sie bedürfen der Mitwirkung von Menschen, die um die Kultur wissen, aus der diese Bücher geboren, nicht. Sie haben ja von vornherein diese Kultur in ihre Gestalten eingefangen, die Gestalten tragen ihr eignes, von jener Kultur geliefertes Blut mit sich herum und machen sich so von sich aus verständlich und sind so über die entgleitende Kultur, d. i. über die Zeit, erhaben, sie veralten nicht.

Anders ist der Impressionismus in der bildenden Kunst: zwar auch eine Arbeitsteilung zwischen Künstler und Genießendem: letzterer muß die Farbflecke zu einer Einheitlichkeit zusammenfügen. Aber das Apriori, auf welches der Künstler als auf ein vom Genießenden heranzubringendes hier spekuliert, ist die stets sich gleichbleibende mechanische Funktion eines Körperteils: des Auges, welche notwendig ist und kaum Mühe macht — somit auch dem Künstler keinen Anlaß „zur Faulheit“ gibt — (i. e. der praktische Ausdruck für die Minderwertigkeit des Impressionismus in redender Kunst! denn wo der Künstler sich vor irgend einem Tun drückt, kann

auch nur weniger Wertvolles herauskommen) — im Gegensatz zu jenem ersten Apriori, welches ein Geistiges, nie zu Fixierendes, Unnotwendiges war, trotzdem aber eines, welches den Genießenden mit Tätigkeit belastet, den Künstler aber entlastet.

Beim zweiten Apriori besorgt der bildende Künstler alles, was die Kunst angeht, selber, alles Geistige, er gibt nichts von seinem Handwerkszeug aus den Händen und fordert — bescheiden — keine besondere Tätigkeit für dies sein Kunstwerk vom Genießenden, sondern eine, die dieser immer, und nicht bloß in der Kunst anwendet. Alles, was die Kunst angeht, ist also vom Künstler erledigt. Nicht so beim literarischen Impressionismus; er ist eine verfehlte Übersetzung und bringt's auch zu nichts. Etwas dem Impressionismus der bildendenden Kunst für die redende Kunst Entsprechendes wäre etwa eine besondere Art Buchdruck oder ähnliches, was uns nur zu einer andern körperlichen Tätigkeit auffordert.

Bildung erwerben heißt: ein gewisses Zentrum ausbilden, von welchem man zwar nicht alle Inhalte des Wissens beherrscht (das ist unmöglich), aber jedem entgegenkommenden Wissen seinen vernünftigen Platz anweisen kann. Bildung ist also ein Schema. Unbedingt notwendig ist Historie für sie, zur Ordnung der Längsreihen dieses Schemas. Andrerseits aber ist sie etwas rein Intellektuelles, alles Moralische — sog. Gemütsbildung — scheidet, wenn man methodisch vorgeht, aus.

In bezug auf Frauen jedoch ist dies Zentrum kein rein logisches. Das erfordert auch der Tatbestand der Bildung nicht: er muß nur ein Schema sein, welches imstande ist, alle entgegenkommenden Lebensinhalte zu ordnen, vor keinem einzigen hilflos zu versagen. Und die den Frauen zustehenden Inhalte sind stets komplexe Größen: d. h. mit irgend einem Quantum subjektiven Interesses (Empfindung) durchsetzt. Insofern kann man in bezug auf Frauen von Herzensbildung reden, und eine tüchtige Studentin braucht von vornherein noch nicht als gebildete Frau angesehen zu werden, ein tüchtiger Student jedoch notwendig als gebildeter Mann. Beweis hierfür ist die Vorstellung eines Ideals der Frau, wo der Schwerpunkt nicht auf dem Intellektuellen liegt, wozu man aber doch eine gebildete Frau erfordert.

Auszuscheiden in beiden Fällen ist jedoch das Moralische.

Der Begriff der Bildung empfängt von einem Werte her seinen besonderen Inhalt für jedes der beiden Geschlechter: Bildung ist ein Weg zum Ideal, i. e. Höchstwert des Menschen: was nun in diesem Höchstwert als enthalten gefunden wird, wird auch als geltend für den Weg dorthin anerkannt werden müssen. Also Schema ist Grundforderung, bezieht vom Ideal seine Wertinhalte: einmal das Intellektuelle, bei den Frauen Intellektuell-Gefühlsmäßige.

Heute, als mir mitten in trockenster Arbeit ein Homerischer Vers vom „heiligen Meer" einfiel und plötzlich die beglänzte Landschaft der Odyssee dabei auftauchte, kamen mir geradezu

Tränen ins Auge, und ich verstand Humboldts Wort vom Schiffskatalog bis ins Innerste. Jedoch die Liebe der Griechen zum Homer war dennoch eine ganz andere: unsre ist eigentlich nur eine Liebe zu der Liebe der Griechen zum Homer; die aber war frei von aller Sehnsucht. Das Sein unsres Hellas ist für jede kommende Zeit gefaßt in Böcklins Gefilden der Seligen.

Ich glaube nicht an die tragischen Narren, die mit blutendem Herzen Spott zu treiben wissen, — jedenfalls so, wie man gewöhnlich an sie glaubt. Lachen und Weinen wechseln bei ihnen, ihre Ironie zerfetzt andre und sie selbst; aber subjektiv lachen sie wahrhaft, wenn sie lachen, und spüren das Lustige der Ironie, wenn sie ironisieren; und nicht läuft als ständige Komponente ein tragisches Bewußtsein bei ihnen mit. Sie wechseln eben in der Stimmung, nicht in dem bloßen Ausdruck derselben. Ob sie nun als Erscheinungen im ganzen innerhalb des Weltbildes genommen einen tragischen Aspekt bieten, ist eine andre Frage. Ihre Tragik ist dann in bezug auf sie selbst eine exzentrische, die nicht in ihr Bewußtsein fällt, keine subjektive, sondern eine dem objektiven Beobachter nur sich enthüllende. Infolgedessen darf man sich mit dem Mitleid für solche Personen nicht direkt an sie selber wenden; denn dieses fände keinen Ansatzpunkt im Innern jener Menschen, und man verführte sie leicht zur Unwahrheit, da sie, um das „süße" Mitleid auszukosten, sich gern ein stetiges tragisches Niveau, auf welches fälschlich bei ihnen spekuliert wurde, unter-

schieben. Das Mitleid muß vielmehr der Erscheinung als solcher gelten, nicht dem individuell so Erscheinenden; es soll ein objektives sein, welches innerhalb des Kosmos sozusagen verbleibt und sich praktisch auswirkt, nicht in einem persönlichen Bedauern des „Unglückseligen", sondern in der Herabstimmung und Dunklerfärbung unsres Weltbildes: „Die Welt muß schlecht sein, in der es solches gibt!"

Viele der romantischen Dichtererscheinungen sind so zu beurteilen.

Es müßte ein ganz großer Dichter kommen mit Pindarischem Atem und müßte den Hymnus dichten, welcher so beginnt: „O Freundin Einsamkeit"! — und welcher vor dem Meere in einer Sternennacht zu singen ist, wenn die Wasser am Gestade murmelnd aufrinnen und zurücksinken in mütterliches Dunkel, dem sie entquollen.

„O Freundin Einsamkeit in Sternennacht!"

Ästhetizismus ist eine Ungleichgewichtslage der Seele, die den Betroffenen zu nichts in ein rechtes Verhältnis kommen läßt, nicht einmal zu dem, mit dessen intimstem Verständnisse sich der Ästhet hochmütig rühmt: zur Kunst. Denn: wenn ihnen jede Lebensempfindung nur durch Vermittlung der Kunst aktuell wird, wenn sie alles nur über „Literatur" hin zu empfinden vermögen, so wirkt die Kunst, weil sie an Stelle des „Lebens" ganz dicht ans Subjekt herantritt, auch ebenso wie sonst das Leben aufs Subjekt wirkt, nämlich: pathologisch. Kunst als persönlicher, sub-

jektiver Empfindungsauslöser, eigennützig ausgesogen zu persönlichem Affekt, vertritt genau dieselbe Stelle im raffinierten Gemüt, wie die eigennützige Anteilnahme am Schicksal des Helden in der naiven Seele. So werden die Ästheten durch die spöttische Gerechtigkeit auch um diesen, ihren eigentlichen Stolz geprellt und stehen arm und ausgehöhlt da: sie fühlen nicht „ästhetisch".

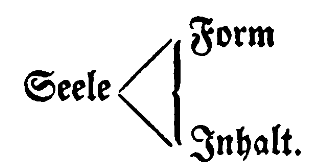
Was unvermittelt die Seele anspricht als subjektives Erlebnis, wirkt pathologisch; insofern ist es gleichgültig, ob die Reihe vom Subjekt zum Objekt heißt:

Seele — Form — Inhalt

oder

Seele — Inhalt — Form.

Das zweite ist das Pathologische. Die richtige Formel ist:



Beweis hierfür ist auch, daß die Ästheten ja gar nicht die „Kunst" kultivieren, sondern eine ganz bestimmte, deren Form auch ihr Inhalt ist, die inhaltlich von der Stellung, welche sie einnahm, Energien in sich gesogen: die auch pathologischen Inhalts ist.

Während bei der entgegengesetzten falschen Kunstauffassung sie von ihrer banalen Erscheinungsform philiströsen Inhalt entlehnte.

Das Gefährliche und Verräterische der romantischen Ironie: daß hinter dem „Nicht-ernst-nehmen-dürfen" unsres

heiligsten Innern ein „Nicht-ernst-nehmen-können“ steht. Ganz grade Naturen werden sich stets, allein schon auf Grund eines Berechtigunggefühles, einer aus dem Innersten quellenden Hochachtung und Frömmigkeit vor den Tatsachen des Lebens, dagegen sträuben, mit gewissen Dingen ihres Erlebnisses das „Spiel“ zu treiben. Sie bringen keine Gründe dafür an; aber unser bestes Bewußtsein gibt ihrem Gefühle recht. Romantische Ironie heißt auch nur aus Not eine Tugend machen. — Vielleicht ist das nicht verständlich.

Es ist charakteristisch und im Grunde wohl aus dem Fortschritte der Naturwissenschaften zu erklären, daß wir, um in der Kunst Furcht oder Grausen zu erwecken, von der Verkörperung des Gegenstands dieser Furcht, wie sie uns in Shakespeares Geistererscheinungen entgegentritt, abgegangen und zur Darstellung der Furcht vor dem Unbestimmten, Unkörperlichen gelangt sind. (Maupassant, die Furcht.) Denn jede reale Erscheinung ordnen wir sofort gewohnheitsmäßig in die Kette der Kausalität ein, d. h. wir erklären sie uns natürlich, und jede körperliche Erscheinung begrenzt in uns das grade durch seine Beziehung aufs Unbestimmte so quälende Furchtgefühl, wir übersehen die Möglichkeiten des Angriffes und des Fertigwerdens mit solcher Erscheinung, — da wir des Wunderglaubens entwöhnt, — sobald sie sich eben in die Schranken einer Körperlichkeit begibt.

Das Objekt des Furchtgefühls ist aus einem End-

lichen, Bestimmbaren — ein Unendliches, Unbestimmbares geworden.

Eine seltsame Verwandtschaft ist bei den beiden heiligsten Dingen der Menschheit zu konstatieren, die sie allen andern als besonderes gegenüberstellt: nämlich bei Liebe und Kunst die stets notwendige, einmal für allemal festgelegte Arbeitsteilung. Sonst drückt sich der Kulturfortschritt des Produzierens von Objekten darin aus, daß sie in immer differenzierterer Arbeitsteilung hergestellt werden. Doch beim Produkt der Liebe, dem Menschen, steuern Mann und Frau ein- für allemal Festgelegtes bei, und bei dem der Kunst muß der Künstler ein fertiges Objekt aus sich heraussetzen — von Ewigkeit zu Ewigkeit — und darf nicht auf ein mehr oder minderes Mittun des Rezipienten rechnen.

Wir können eine Landschaft genießen entweder als ganzes: dann aber ist sie fern von uns, — oder sie ist uns nah, wir stehen drin, dann löst sie sich in verwirrende Einzelheiten auf: jede Erfüllung geschieht nur auf Kosten einer Sehnsucht; dies ist das tiefste ästhetische Prinzip, aus dem das Gesetz der Auslese fließt; in der Kunst finden wir Erfüllung, aber Kunst selber muß verzichten: wenn sie Form gibt, darf sie nicht Farbe geben (Plastik), wenn sie Farbe gibt, darf sie nicht Form geben, — sonst sind die beunruhigenden Einzelheiten wieder in Kraft, und die Wirkung der Kunst ist aufgehoben.

Unsre bis oben hin geschlossene Kleidung, die nichts vom Körper sehen läßt, findet ihr Gegenbild in unsrer konventionellen Sprache, in der sich die ursprüngliche Empfindung nicht sehen lassen darf: nur in andeutenden Lauten flüstert sie unter dem eigentlichen Gespräch hin; und darum ist Ibsen der Dichter der Zeit, weil er dies wiederzugeben vermochte: die konventionelle mit der ausweitenden Symbolik des darunter Hintönenden; er hat das Symbolische des modernen Kostüms entdeckt. In der bildenden Kunst ist das nicht gelungen. Rodin verwechselt etwas: er gibt das An- und Weithindeutende, das Ahnenlassende wie Ibsen — aber er gibt's am nackten Körper, und seinen eigentlichen Sinn hat dies nur durch unsere festgeschlossene Kleidung: er denkt, es sei ein An-sich-Wert unsrer Zeit, und ist doch nur zu verstehen als Erzeugnis des festgeschloßnen, konventionellen Kostümes und hat Sinn nur durch dasselbe und in Begleitung desselben.

Die Fortschritte des Denkens bestanden darin, daß die Begriffe der Dinge immer mehr spezialisiert wurden, daß die Arbeit, welche bisher von einem Begriff geleistet wurde, nur durch zwei Begriffe geleistet zu werden möglich schien, — um ein präzises Resultat zu erhalten: Arbeitsteilung der Begriffe.

Ein guter Aphorismus muß sich uns zugleich überraschend und zugleich vertraut anschmiegen: muß für einen Moment etwas in uns erlösen, was, ohne daß wir's wußten,

in uns auf Erlösung gewartet hatte. Was Christus der ganzen Menschheit war, muß er dem Augenblicke sein.

Im Aphorismus gewinnt das Ästhetische Obergewalt über die inhaltliche Wahrheit, insofern: die Form des Aphorismus fordert es, daß wir die in ihm ausgesprochne Behauptung, die ganz ehrlicherweise eine Einschränkung durch „oft“ oder „meistens“ oder „manche Leute“ verlangte, einschränkungslos aufstellen, — eine Abrundung, die sich nur dadurch erreichen läßt, daß die Ausgestaltung des Aphorismus, sein „Wie“, den Mangel des „Was“ ersetzt, daß die Symbolisierung — als Folge der ästhetischen Form — eintritt für den teilweisen Ausfall der inhaltlichen Wahrheit, diesen verdeckt. Und wie die ästhetische Form den Aphorismus aus dem Weltzusammenhang gleichsam enthebt und ihn logisch unangreifbar macht, so bewirkt sie auch beim Rezipienten eine Ausschaltung aller von der tatsächlichen Geltung her genommenen Einwände, sie zwingt den Intellekt oder das Gefühl des Genießenden nur, bei der im Aphorismus dargebotenen Seite der Dinge zu verweilen, sie läßt durch ihre ausweitende Symbolkraft kein Gefühl des Mangels bei ihm aufkommen. Wie sie die Dinge in den Aphorismus zwang, so zwingt sie den aufnehmenden Geist, die Dinge aufzunehmen, — rückhaltslos, wie sie der Aphorismus darbietet. (Klar?)

Die Unendlichkeit ist ein Gott, welcher uns eine Aufgabe zur Erfüllung stellt: Schritt vor Schritt sollen wir

tun, was uns obliegt: plötzlich, am Ende unsrer Bahn, wird unsre Tätigkeit als Kreis vollendet sein, und wir haben ein Unendliches geleistet, nicht so, daß wir in Gestaltlosigkeit fortstrebten, gleichsam eine unendliche Grade beschrieben, sondern indem wir den nirgends ein Ende habenden Kreis vollbrachten: gnädige List der Gottheit!

Bei richtiger Überschauung muß eine Übereinstimmung des Urteils in ästhetischen Dingen erzielt werden: das Überschätzen einzelner Moderner z. B. ist nur eine Folge der ungleichmäßigen Durchdringung des ästhetischen Stoffes: eine Folge der nicht genügenden Bildung an diesem betreffenden Punkte, so daß der Urteilende nicht fähig ist, die rechten Balanzeverhältnisse herzustellen.

Impressionismus ist ein Zeichen von hoher künstlerischer Kultur, aber ein bedenkliches. Denn die primitive Arbeitsteilung zwischen Künstler und Aufnehmendem ist verletzt: das Fluidum der Kunst hat sich überallhin verbreitet, der Durchschnitt ist hoch; doch hier kommt es auf die Distanz zwischen der höchsten Leistung und dem Durchschnittsniveau an: aristokratische Rechnung. Diesem gleich steht in solchen Zeiten der romantische Ausgleich der Wesensverschiedenheiten der beiden Geschlechter: feministischer Künstler und Androgyne.

Nur von Gedanken, die man auszusprechen vermag, weiß man wirklich, daß sie sind. Dumpfringendes, das im chaotischen, rein inwendigen Existieren originell und eigen

*aus*sieht, wird, ans Tageslicht gehoben, oft gewöhnlich, und man gibt dann dem inadäquaten Ausdrucksvermögen die Schuld, oder man denkt, es sei überhaupt unausdrückbar, und auch das beste Wort streife den lebendigen Schimmer von jenem Erlebnis. Dies aber ist falsch. Denn das höchste Gesetz heißt Wirken: wirken kann nur der Gedanke, der in Worten und weitergebbar ist; infolgedessen ist nur der Gedanke, der zu Wort kam und als Wort noch sein Eigenstes behielt, einer; jeder andre ist noch nicht in Wirklichkeit, weil er nicht in Wirkung ist: darum war zu Anfang bei Gott, um ihn wirken zu machen, das Wort: *καὶ ὁ λόγος ἦν πρὸς θεῷ*, und der *λόγος* wurde Fleisch.

Genau so wie die logische Deduktion auch nur durch „Einfälle" weiter geführt werden kann, wenn sich auch am Ende der Aspekt darbietet, als sei man durch „einfaches" Schließen, durch Selbstbewegung des Begriffs, zu dem Resultat gelangt, so liegt umgekehrt, in dem Schließen als solchem, eine „Einfälle" auslösende Kraft; das Schema produziert die lebendige Hülle, die lebendige Hülle das Schema — in unkontrollierbarer Wechselwirkung.

Ein Gegenstück zur „guten alten Zeit", welches Wort stets nur eine „Form der Empfindung", niemals eine inhaltliche Wahrheit ausgedrückt hat, ist jener Glaube und jenes Gerede von den künftigen höheren sittlichen Zuständen: Evolution der Liebe, Übermensch, wie man's nennen will: das, was gegenwärtig als ethischer Inhalt und Forderung

in den Gemütern der Besten lebt, wird angesehen als künftiges Heil, wenn es sich in der Allgemeinheit durchgesetzt hat: die jetzigen wenigen Bessern sollen gleichsam Vorposten der Zukunft sein, in der auch die „Vielen" jene ethischen Inhalte ergreifen werden. Das ist eine Täuschung: denn die Bessern sind nicht besser, weil sie inhaltlich diese stets ethischen Inhalte vertreten, sondern weil sie in Distanz von den andern stehen; die neuen ethischen Inhalte sind nur die Mittel für die andre Lebensform, die sich in der Distanz vom Allgemeinen ausdrückt: infolgedessen ist es weiter Täuschung, zu glauben, die goldne Zeit nahe heran, wenn diese feineren ethischen Inhalte sich erst in der Allgemeinheit durchgesetzt haben: denn was die Träger dieser Inhalte so sehr auszeichnete, daß man sie als Vorboten besserer Zukunft betrachtet hatte, war ja im Grunde gar nicht der Inhalt ihres ethischen Erlebens, sondern seine Form, das Entferntsein vom Allgemeinen: und die Distanz vom Allgemeinen läßt sich natürlich nicht aufs Allgemeine hin übertragen: so daß die goldne Zeit immer da ist und nie da ist: sie ist da in den einzelnen ethischen Persönlichkeiten, und das Ihnen-nach-streben verwandelt sich durch optische Täuschung in eine zukünftige ethische Erhöhung der Allgemeinheit: darum ist der absolute Wert einer Kultur gleichgültig für die Ethik: wie jede Weltanschauung, jedes Kunstwerk, das ein höchstes werden will, muß auch sie die Summe aller gegenwärtigen Kultur ergreifen und auf Berücksichtigung derer ihre Forderungen aufbauen; weniger darf nicht gefordert werden, aber auch nicht mehr.

Die Natur ist dem Menschen zur Bearbeitung übergeben: jeder einzelne aber muß sein einzelnes Arbeitsgebiet heraussuchen: der Denker das Denkbare, der Künstler das mit Kunst zu Schaffende usw., jeder ist Spezialist: sie alle zusammen aber stellen eine zweite erhöhte Natur fertig, welche wir Kultur benennen.

In Auseinanderfaltung eines einfachen psychischen Erlebnisses kommen wir vielleicht auf jene vielumstrittnen Gesetze, ob die Zeit den Mann oder der Mann die Zeit mache. Hören wir einen bedeutenden zeitgenössischen Geist reden, so trifft jedes seiner Worte auf ein zu erlösendes Etwas in uns, welches er durch klare Benennung erlöst und nun erst eigentlich dem Besitzstand unsres Bewußtseins einverleibt. Und dennoch müssen wir sagen: „Ich hab's doch schon vorher gewußt", und sein und unser Eigentum läuft ununterscheidbar ineinander. Ist dies nicht die Lösung jenes bekannten Streites um die geschichtlichen Gesetze in komprimiertem, punktförmigem Zustand, als Erlebnis der Einzelseele?

Woher kommt der Unterschied in der Gefühlswirkung des Tannhäuser-Pilgerchores und der Posaunenstelle im 4. Satz der E-moll-Sinfonie von Brahms, obwohl der Charakter der Melodien unverkennbar ein ähnlicher ist? warum wirkt B. soviel tiefer? — Weil es leichter ist, auf dem Umwege über eine dritte Person sich groß auszusprechen, als die Größe der Aussprache direkt von sich her zu be-

ziehen: Wagner schaltet zwischen sich und die Melodie Pilger ein, welche Träger dieser Melodie sind, Brahms ist unmittelbarer Quellpunkt der Melodie. Es ist dies die leichte Art der Objektivierung, die auch St. George etwa hat gegenüber Pindar: G. läßt einen Kaiser sprechen und bezieht daher die Würde der Kaiserlichkeit, Pindar spricht als Mensch stets kaiserlich: es ist dies Sich-stilisieren, dies Sich-selbst-erhöhen eine „Schauspielerei" und ein Kostüm, welches angelegt ist: im Gegensatz dazu etwa Shakespeare, bei dem man weiß, daß er auch in direkter Aussprache hat „kaiserlich" sein können; äußeres Wahrzeichen dafür ist bei ihm, daß er den Mut hat, auch Clowns auf die Beine zu stellen, während George sich nie aus seiner feierlichen Rolle zu fallen getraut, und auch der viel größere Wagner nur selten Humor zeigt: denn die Schauspieler müssen nach Abwerfen des „kaiserlichen" Kostüms fürchten, in ihrer Nichtigkeit erkannt zu werden...., während die innerliche Kaiserlichkeit bei Sh. sich noch bis in die derbsten Witze hinein verästelt.

Mit der wissenschaftlichen Literatur steht es so: ohne sie zu kennen, kann man überhaupt nichts sagen; — nachdem man sie kennen gelernt hat, sagt man's anders, so daß der Anschein erweckt wird, man hätte sie überhaupt nicht nötig; sie hat die seltsame Kraft, durch Mitteilung fremder Meinungen unsre eigene zu erzeugen, d. h. eine formale Kraft: nicht ihr Inhalt ist kausierend in bezug auf den Inhalt meiner Leistung, sondern die wissenschaftliche

Meinung an sich weckt, abgesehen von jedem Inhalte dieser Meinung, die Tatsache des wissenschaftlichen Meinung-Habens bei mir.

Die verworrene Anschauung, die der poetischen Sprache zugrunde liegt, ist nur die faktische Erscheinung jener Hindeutung ins Unendliche: jedes echt dichterische Bild eröffnet ahnungsvoll unendliche Perspektiven: der menschliche Geist bezieht sich, nachdem er den Kanal eines Objekts passiert hat, aufs Unendliche: das ist Verwandtschaft und Differenz von Religion, in der sich der Geist aufs Unendliche einstellt, ohne Vermittelung eines Objekts.

Kunst gebraucht das Mittel der Gestalt, Philosophie das Mittel der Erkenntnis.

Warum scheint uns eine Schneelandschaft trotz aller Todheit so gefühlsansprechend? Weil der Schnee auf die zu rein praktischen, unpersönlichen Zwecken existierenden Dinge (Dächer, Telegraphenstangen usw.) etwas diesem praktischen Nutzen Abgewandtes heraufträgt: er umphantasiert die starren praktischen Formen, läßt sie willkürlicher erscheinen, indem er die Umrisse verfälscht, welche durch den praktischen Zweck in diese bestimmte Form gezwungen und nur durch ihn bestimmt waren, er verfälscht diese Umrisse, so daß ein Etwas von ihnen übrig bleibt, das nicht mehr aus der Beziehung auf den Zweck verstanden werden kann, das nicht als vom Zweck aufgezehrt erscheint, — das seinen

launischen Selbstzweck hat, das ästhetisch ist, aufs Gefühl wirkt, das dem Objekt etwas von seiner starren Nur-Sachlichkeit nimmt.

In welch lebendiger und gegenseitig lebenspendender Beziehung die Gesichtszüge untereinander stehn, kann man erkennen, wenn durch eine Maske selbst die schönsten Augen uns die Erinnerung nicht loswerden lassen, daß diese Augen, zusammenhanglos und einzelstückmäßig, gleichsam „an sich", wie sie eben dann erscheinen, doch eigentlich nur eine gewisse gallertartige Masse darstellen; man getraut sich nicht zu urteilen: „die Augen sind schön", sondern man denkt: erst muß ich einmal das Ganze sehen. — Und sonst ist doch grade die Masse, aus welcher das Auge gebildet ist, daß Allerunsichtbarste, gleichsam von der innern Lebendigkeit total entmaterialisiert: es scheint schon Seelensubstanz zu sein, wie das Quecksilber eines Spiegels uns nicht zum Bewußtsein kommt und nur das darin sich spiegelnde Licht, oder wie der Marmor beim Hermes des Praxiteles vollkommen als reiner Stoff durch die Kunst verbraucht scheint, — kein Zweck mehr und nur Mittel der Verlebendigung. Und man meint, beim einfachen Hinblick auf die Augen sagen zu können: sie sind schön, und meint, daß das begründende Material dieses Urteils von den Augen allein geliefert würde, — in Wahrheit jedoch von dem Auge in Beziehung zu allen andern Gesichtszügen.

Die seltsamsten Beziehungen stellen sich her zwischen

zwei Menschen, die durch irgend einen Zufall — ohne sich näher zu kennen — sich stets oder oft tertio loco, etwa im Kolleg, treffen, die das unabweisliche Gefühl in sich tragen, zur gleichen unsichtbaren Kirche zu gehören, und doch aus äußeren Gründen nicht zueinander kommen; jenes peinigende Wissen vom Wissen des andern, das Nicht-treffen-wollen und Doch-Treffen-möchten, jene Beobachtung, die nicht beobachten will; schließlich schmiedet grade die Trennung sonderbare, aber unzerreißbare, stets bewußte, gleichsam imaginäre Bande um beide: das Gefühl vom Getrenntsein vereinigt sie.

Eine eigenartige psychologische Mischung entsteht, wenn man als Glied eines Zuges über die Straße schreitet: Schullandpartie, Mädchenpensionat usw. Gegen das Lächerliche des Herdenhaften findet man Aufhilfe in dem Gedanken, an einem Ganzen mitzuwirken, das sich aus sich selbst Recht „so zu sein" verschafft: d. h. das Individuum fühlt sich beschämt, nicht mehr als es selbst zu gelten, und, an sich genommen, etwas Lächerliches darzustellen, welche Entwertung des Individuums nur ausgeglichen werden kann durch einen Appell an das durch diese Entwertung geschaffne wertvolle Kollektivwesen.

Eine Masse von Männern ist ein riesiges Objekt, eine Masse von Weibern ein riesiges Subjekt. Es versächlichen sich bei einer Menge Frauen die Beziehungen zueinander nicht so wie bei einer Masse Männer. Das Gesetz, daß

eine große Anzahl Subjekte den Qualitätsumschlag ins Objektive eingeht, trifft bei Frauen nicht zu. Ein Redner steht zu seinem Männerpublikum in einer eindeutigen Massebeziehung, eine Rednerin zu ihrem Frauenpublikum in tausend kleinen Ichbeziehungen. Die Frauen können den Stil der Masse nicht finden: das Allgemeine. Darum wirken sie in Masse lächerlich: z. B. Kaffeeklatsch, wo das Gespräch das Persönlichste betrifft, ausgetauscht zwischen vielen. Ungleichgewicht: die Schwere der Masse, nicht balanziert durch Objektivität.

Geschichte der Philosophie ist mir Symbol der Philosophie: man kann aus ihr direkt die Philosophie nicht lernen, nur an Hand ihrer, durch Hindeutung ihrer in sich allmählich das System aufhellen; es zeigt uns die Stellen, wo Probleme verborgen liegen, deren Lösung ein jeder für sich entdecken muß. Sie bedeutet nicht sich selber, sondern deutet nur hinter sich: darum Symbol.

Die Philosophen des deutschen Idealismus sind nicht darum so unverständlich, weil sie zu begrifflich, sondern weil sie zu symbolisch sprechen, und weil das, was sie symbolisieren, uns im Lauf der Zeit entglitten ist, wir uns infolgedessen durch die Hülle nicht mehr zu einem Inhalt „hindurchfühlen" können und die Bestätigungen und Bejahungen dieser Philosophie, welche damals aus dem „Gefühl" der Zeit brachen, bei uns nicht mehr zustande kommen können.

Die Entwicklung ging von den umfassenden Systemen des deutschen Idealismus über die Parerga Schopenhauers mit geschlossenem Systems-Hintergrund zu dem einzelexistierenden Aphorismus Nietzsches. Jetzt scheint der Rückweg eingeschlagen zu werden: Simmel schreibt im Grunde stets Einzeluntersuchungen, die zu einem gemeinsamen System = Ziel hinstreben (Typus — Moralwissenschaft), — von da zum eigentlichen System ist nur ein Schritt.

Windelband und Simmel: um ein Kulturbild herauszubekommen, läßt W. die Philosophie eines Zeitalters — welche die Kultur der Zeit in einen Syllogismus zusammengeronnen darstellt, sich wieder in die historische Mannigfaltigkeit auflösen und darin verfließen, — echt historisches Verfahren, — während S. im Gegensatz dazu die Geschichte in einen Syllogismus kondensiert und so zwei logische Formen (die eine ist die Philosophie, die andre die in Formel kristallisierte Kultur) aneinander vergleicht (unhistorische Methode). W. = Zusammenhang, S. = Zusammenstellung.

Simmel gewinnt das Material zu seinen Arbeiten durch praktische Psychologie: allein von der Quelle des Gewinnes an bearbeitet er dies Material nach streng logischen Gesichtspunkten. So tritt er in Gegensatz etwa zu Schelling, der sich auch innerhalb der Bearbeitung des Materials Phantasiesprünge erlaubte, somit das künstlerische Prinzip,

das dem Inhalt zugute kam, auch auf die denselben konstituierende Formkraft übertrug und einen Wechselbalg zwischen Philosophie und Kunst zutage förderte. Simmel und Schelling verhalten sich ähnlich wie die zweite und die erste romantische Schule, insofern die zweite Schule, klüger geworden, das Romantische allein im Inhalt sucht (Grausen usw.), jedoch diesem eine sicher umrißne Gestalt gab, während die erste die Gestaltlosigkeit der Empfindung, um ihr die höchste Ursprünglichkeit zu belassen, auch in der Form kund geben wollte, — aber ursprünglich und geformt sind keine Gegensätze, wie man gewöhnlich denkt.

Hiervon ausgehend, läßt sich auch der bekannte Satz beleuchten: „Künstler müssen, um etwas wahrhaft Dauerndes zu schaffen, sich an die Natur wenden.“ Denn: jede Tätigkeit ist nur insoweit schöpferisch, als sie künstlerisch ist: folglich müssen die wahren Philosophen etwas ganz Bestimmtes auch der Kunst entnehmen: die Form der Betrachtung nun sicherlich nicht, also das Material; und so wendet sich jeder wahre Philosoph an die Natur, d. h. der Philosoph muß auszulesen und herauszulesen verstehen aus dem Komplex der umgebenden Welt: wie Simmel praktisch Psychologie treibt; zu ihr muß man eben Talent haben, welches der Ausdruck für das Künstlerische dieser Sache ist. Die Raumvorstellung in einem langen Buch zu behandeln, ist nicht philosophische, sondern gelehrte Arbeit, weil das Material dieser Arbeit ohne jedes Talent angelernt werden kann. Darum ward Kant auch erst von da an ein Genie, wo

der elektrische Funke von der reinen zur praktischen Vernunft herübersprang.

Nietzsche spricht von den „Tücken" und „Fangstricken" seiner Bücher, weil er der „Immoralist" sei. Das ist jedoch lange nicht so gefährlich, wie er selber glaubt: die Wut, das Pathos, mit dem er die alte Moral bekämpft, mit der er neue „Werte" setzt, zeigt an, daß das rein formale Sollen in ihm eine starke Macht war; sonst hätte der bestimmte „Inhalt", an den es bis zu seiner Zeit geknüpft war (das Moralische), ihn nicht so sehr abgequält; er wendet sich nicht gegen die Moral als solche, sondern gegen einen bestimmten Inhalt derselben, und gibt ihr einen neuen Inhalt: nicht jenseits von Gut und Böse, sondern nur auf Seiten des Bösen, nicht Immoralist, sondern Antimoralist. Die Begeisterung, die er weckte, besonders bei der begeisterungsfähigen und -bedürftigen Jugend, zeugt von seiner starken moralischen Qualität; und wenn diese Nietzscheaner sich noch so übermenschlich gebärden, sie glauben doch mit ihrem „Bösen" das Wertvolle, i. e. Gute zu tun, und kommen, ob sie wollen oder nicht, ins Paradies grad' wegen ihrer Nietzsche-Begeisterung; denn die ist naiv. — Einen Punkt gibt's allerdings, wo N. wirklich Immoralist wird und gefährlich wirkt: in der Psychologie, mit der er Wagnern aufdeckt. Halt! denkt man; wenn er dem so auf die Schliche kommt, — was muß das für ein geriebner Mensch sein, — wenn er vielleicht W. unrecht tut (was ich nicht glaube), — daß er solch ein Ungeheuer, wie sein

Wagner ist, dann aus sich erzeugen konnte! Bedenklich! — ist dann vielleicht sein Pathos nicht auch . . . still — — bedenklich!

Sollten Bonaventuras Nachtwachen — was mir nach erneutem Lesen immerhin möglich scheint — trotz allem von Schelling sein, so könnte man daraus die seltsamsten, zugleich tiefsten psychologischen Erkenntnisse gewinnen: denn wenn S. dieses nihilistische Buch, das im schlimmsten seelischen Gegensatz zu seinem fast hochtrabenden Idealismus steht, in der Zeit der reichsten philosophischen idealistischen Produktion geschrieben, so zeugt das für einen momentan erwachenden Unglauben an das eigne Lebensfundament, der sich explosiv Luft macht, weil er das Innerste des Menschen ergreift, zeugt von einem nagenden Gewissen, einem Bewußtsein der Lüge, welches das Verderblichste für einen Philosophen ist, zeugt dafür, daß Systeme und philosophische Gedanken, auch von genialer Konzeption, bewußte Angewöhnungen, Hineinredereien sein können, und daß Nietzsches Verdächtigung der Systematik für gewisse Naturen zu Recht besteht.

S.'s barscher Abweis der Frage eines Freundes nach seiner Autorschaft in späteren Jahren kann nur dafür sprechen: denn es ist Art des höheren Alters, welches seines Wertes sich im Lauf der Zeit starr bewußt geworden, aufkeimende Zweifel apodiktisch niederzuschlagen und dennoch auf der Masse des Geleisteten, welches mit der Zeit durch Fruchtbarmachung zur Wahrheit geworden, fest und unerschüttert

zu stehen: „Ich will, daß dies wahr sei!" ist in solchem Lebensstadium ein gültiger Wahrheitsbeweis! Die Seele hat den Anspruch auf das, was sie in Kämpfen errungen, und eine dunkle Erkenntnis dessen, daß alle Wahrheit ein unbewußter Entschluß der Majorität ist, steht hinter den Worten bejahrter Großer, welche im Bewußtsein, eine intensive Majorität darzustellen, der Wahrheit gebieten wollen, so und so zu sein; nur ist Wahrbeit stets eine Sache der Extensität und duldet die Übersetzung ins Intensive nicht. — Man denke an die bejahrten Priester einer Gottheit, die junge Zweifler waren und nunmehr glauben, weil sie glauben wollen, und glauben wollen, weil sie eingesehen haben, daß das Glauben dem Menschen das Bessere sei.

Folgender Tatbestand rührt an die tiefsten Probleme: Vacherot, l'Ecole d'Alexandre, ein Buch über den Neuplatonismus, wurde (anscheinend als Musterwerk) von der französischen Akademie gekrönt. Uns aber scheint es mehr rhetorisch wie gründlich, und wir lächeln und glauben dem Franzosen nicht, wenn er von der morale de Plotin spricht, wo nichts weiter fehlt als ein monsieur vor Plotin!

Die Franzosen jedoch würden einem Zeller vorwerfen, daß man sein Buch nicht lesen könne, und ein Buch doch dazu existiere, um ein Bild der Sache zu geben. Gekrönt nun wird etwas, was in bestimmter großer Höhe gewertet wird, und eine Krönung von der französischen Akademie bedeutet für Frankreich so viel, nimmt genau denselben Platz im Bewußtseinskomplex von Frankreich ein, wie ein

von der Berliner Akademie gekröntes deutsches Werk. Weiter: hochgewertet wird etwas Geistiges nach der darin überwundenen Schwierigkeit: also gilt innerhalb des Kreises von romanischem Bewußtsein es für ebenso schwierig, einen Vacherot etwa zu schreiben, wie im Kreis germanischen Bewußtseins einen Zeller, — obwohl, über Kreuz, für den Deutschen das französische Buch phrasenhaft, für den Franzosen das deutsche voll barbarischer, durch Sitzfleisch zu erlangender Gelehrsamkeit ist; andrerseits jedoch geht die allgemeine Anlage des Franzosentums zur Phrase, die der Deutschen zu einer solchen „Gelehrsamkeit", was wiederum der Ausdruck für das zweite wertbestimmende Moment, „die Brauchbarkeit einer Sache" ist: die einen können nur dies, die andern nur jenes gebrauchen.

So gilt auch für die geistigen Leistungen, was für das Papiergeld ein Lebensbedürfnis ist: nämlich der Zwangskurs. Und wenn man eine übernationale Philosophie schreiben will, so kann man Wissenschaft und Ethik u. a. m., all diese wertesten Bestimmungen, nicht inhaltlich definieren, sondern immer nur von Dingen sprechen, die innerhalb des Bewußtseinskomplexes die Stelle einnehmen, die wir bei uns als von der Wissenschaft usw. eingenommen bezeichnen; und inhaltlich können wir niemals über die Grenzen unsres nationalen Bewußtseinskreises hinaus urteilen, sondern nur feststellen, was dort drüben die Stelle von „diesem hier" vertritt.

Die Lösung des Problems liegt natürlich in Richtung des „Formmoments".

Mir geht es dem System des Proklos gegenüber seltsam: des Tiefsinns wag' ich mich nicht zu freuen; denn er ist vielleicht nur verkappter Unsinn; und den Unsinn wag' ich nicht herzhaft zu schmähen; denn wer garantiert mir dafür, daß er nicht doch vielleicht ein von mir nur nicht verstandner Tiefsinn ist? Wer doch den rechten psychischen Resonanzboden in sich trüge für die seelischen Schwingungen jener wirren Zeit! Der allein verstünde sie, — Wissenschaft aber hilft wenig!

Kant: Der Formalist mit ethischer Lebensfundamentierung: welch Widerspruch!

Christus und Sokrates hätten Bücher schreiben sollen: „Dann wollen wir ihnen glauben."

Aus der Theologie wird man zur Philosophie, aus der Philosophie zur Religion geführt.

Die Dichter, welche Idealisten sind, zeigen uns nicht nur die Menschen, wie sie sein sollen, d. h. sie ziehen selber die Konsequenzen aus dem Wesen der Menschen und gestalten diese, — sondern sie sagen uns auch: „so seid ihr" und überlassen uns, die Konsequenzen daraus zu ziehen (Ibsen). Die größten Künstler allerdings wollen aber überhaupt mit dem Kunstwerk nichts, nicht einmal etwas sagen — eine Idee (Shakesspeare); — sie wollen es nur. Was wir damit anfangen, ist ihnen gleichgültig. Aber sie wollen

auch wiederum das Kunstwerk, das leibhaftige, nicht die „Kunst" —, l'art pour l'œuvre, nicht l'art pour l'art.

Ein Turmwächter ist eine im höchsten Sinne poetische Figur, weil es Mühe machen würde, sie in irgend einem Wort, irgend einer Position nicht als symbolisch erscheinen zu lassen, im Gegensatz zu andern Gestalten, denen der Dichter mit Mühe den symbolischen Gehalt erst eintrichtern muß. Es eignen überhaupt sich hervorragend quantitative Bestimmungen, Raumbestimmungen, gut zu symbolischer Ausdeutung: hier die „Höhe", welche sofort das „Alles-überschauen" — das „Über-allem-Menschlichen-Stehen" produziert. Oder die Weite: das Meer, die Ebene. Vielleicht führen uns diese reinen, elementaren Anschauungen leichter an die Quellen des Seins, weil sie noch in großer Nähe von ihm verweilen und nicht durch die Kompliziertheit des menschlichen Geistes in unmeßbare Ferne davon verjagt sind. Je einfacher, desto symbolischer. Die Sprache macht's schon: „auf der Höhe der Menschheit" — „auf die Berge steigen."

Ein „Turmwächter" gelingt auch immer und ist stets der Wirkung sicher: siehe Goethes Lynceus und Geistergruß, Fouquês Turmwächterlied, auch Jakobsens ebenso benanntes Gedicht ......

Ein Blinder ist eine poetischere Gestalt als ein Tauber: erstens einmal, weil sein Gebrechen „sinnfällig" ist, während ein Tauber im Drama uns immer wieder „aufschreckt",

zweitens, weil er die Nuancen des Lebens feiner aufzunehmen vermag, die sich im Ton der Sprache, im Vibrieren des Worts reicher kundgeben, als in der Miene.

Im Roman kann das Psychologische aus Atomen, im Drama muß es aus „Monaden“ zusammengesetzt sein — (Monade ist das krafterfüllte Atom).

Eines Dramas letzte Szene: das Drama handelt von den Vorboten der Reformation. Schauplatz an der Schloßkirche zu Wittenberg. Seitenaspekt: Personenansammlung. Plötzlich beginnen von der anderen Seite her laut und klar Hammerschläge.

„Was ist das? Was bedeutet's?“ Einer stürzt hinzu: „Der Doktor Luther schlägt die Thesen an!“ Unter den Schlägen fällt der Vorhang.

Die französische Dichtung kennt keine Fragmente, die deutsche ist voll davon. Heinrich von Offterdingen wäre den Franzosen schon von diesem Punkte aus unverständlich; denn das fragmentarische und das liebevolle Eingehen der Deutschen auf Fragmente zeigt, daß sie nie rein ästhetisch vorgehen. Warum, ist leicht zu ersehen.

Hebbels Judith-Charakteristik ist verfehlt: um sich zu charakterisieren, müssen die Personen im Drama sprechen; aber sie sollen leben, sollen organische Geschöpfe sein; darum müssen sie sich unbewußt in ihren Reden als die Charak-



tere ausweisen, als welche der Dichter sie will; sie dürfen nicht direkt über sich selbst reden, sie dürfen keine Zurückbeziehung ins Subjekt treiben, die stets verfälscht: sie müssen sich an Objekten, durch Sprechen über etwas charakterisieren. Hebbel ist nun allerdings zu bedeutend, um eine ganz ungeschickte direkte Charakteristik zu verfolgen; aber er schlägt ein Verfahren ein, das auf der Mitte von diesem und dem Ideal dramatischer Gestaltungskunst stehn bleibt: Judith charakterisiert sich dadurch, daß sie über Dinge, Ereignisse spricht, die ihr vor langer Zeit passiert sind: d. h. sie spricht über sich (direkte Charakteristik); — aber dies „Sich" ist schon vom Subjekt zum Objekt ihres Erlebens geworden, dadurch, daß es vergangen und abgeschlossen hinter ihr liegt; es steht auf dem Umschlagspunkt vom Subjekt ins Objekt; — es ist nicht mehr ganz schlimm, aber es ist auch noch nicht ganz gut.

„Wie geistreich und tief spricht sie über sich" denkt man; aber sie redet doch nur, es ist nicht gänzlich in sie hineingestaltet.

Noch einmal Judith: Woher kommt es, daß wir aus der Judith nicht den vom Dichter gewollten, sondern einen nebenwegigen Charakter: — „die geistvolle Dame" — herausempfinden? — (Wie schon oben bemerkt) erstens: daß wir trotz verfehlter Charakteristik überhaupt einen Charakter fühlen, ist notwendige Funktion des menschlichen Geistes, der überall, wo er reden hört — und im Drama wird geredet — eine Einheit hypostasiert, deren Ausstrahlungen, Aktuali-

täten die einzelnen Äußerungen nur sind. Zweitens: Wie kommt es, daß wir grad' diesen Charakter herausempfinden? Die Personen im Drama charakterisieren sich nicht durch Selbstcharakteristik, durch Reden über das Subjekt der Rede, — sondern durch Reden über Gegenstände: da nun über einen Gegenstand (körperlich oder geistig) jeder reden kann, so ist das Charakterisierende nicht das „Was", sondern das „Wie", das „In welchem Zusammenhang" dieser Rede. Hebbel verlangt nun, daß wir bei der Brautnachtserzählung das „Was", das Erzählte, das gegenständliche Erlebnis als „Charakter-seiend" in Judith anerkennen. Dagegen sträubt sich unser ästhetisches Vermögen und bezieht in Judiths Charakter nur das „Wie" dieser Brautnachtsrede hinein. Und was ist dies? Das „Was" ist die Brautnacht. Das „Wie" ist die feine psychologische Art, in der dies Erlebnis auseinandergesetzt wird; also rechnet zu Judiths Charakter nicht die Brautnacht, sondern das feine psychologische Erzählen-können: also setzt sich neben dem Willen des Dichters der Charakter der Judith als „einer geistvollen Dame" durch. Ein mögliches, aber übles Geschöpf.

Die Sache wird allerdings dadurch gemildert, daß die psychologische Erzählung an sich in ihrer Art ein Meisterstück ist, — wodurch zwar irgend etwas gut gemacht, aber der Fehler nicht gut gemacht ist, etwa nach dem Schema: du hast Zahnschmerzen, hier hast du ein schönes Geschenk. Außerdem: da die Judith der Brautnacht — als vergangne — schon halb Objekt der Außenwelt geworden, wie oben ausgeführt, und somit ergreifbares Gemeingut für die Rede

aller, so stellt die Brautnachtserzählung **als solche doch** nicht nur ein reines „Was" der Rede dar, sondern: daß Judith sich ausgesucht hat, von den Erlebnissen der vergangnen Judith grad' das zu erzählen, grad' auf dies den **Ton** zu *legen*, stempelt ihre Rede zu einem „Wie" in bezug auf den totalen Gegenstand, der möglich war, beredet zu werden: die ganze Judith der Vergangenheit; d. h. es ist charakteristisch für Judith, grade dies aus der Geschichte der vergangnen Judith herauszugreifen: was dichterisch verdeutlicht, ins Praktische übersetzt wird, dadurch, daß grade dies Ereignis zum kritischen Erlebnis für sie wurde.

Das wäre dann der Schritt zu wirklich methodischer Verbesserung, der im innersten Zusammenhange damit *steht*, daß es eben keine ganz schlechte direkte Charakteristik ist, sondern eine, welche auf dem Umschlagspunkt vom *Subjekt* zum Objekt des Gegenstandes der Rede immerhin schon steht.

Hebbels Gyges: wie meisterhaft hier das innere und äußere Handlungsmoment verknüpft ist, wie das eine wirklich nur die Projektion des andern ins räumliche Dasein bedeutet, wie beide nur zwei Bestimmungen eines und desselben sind, einmal unter der Perspektive des äußern, das andere Mal unter der des innern Sinnes! Man sehe zu: von der Seele beginnt der Dichter, aus einem Zentralseelenpunkt muß sich alles andre restlos entwickeln lassen. *Problem* ist, was der Dichter kausalitätslos auf Grund praktischer Psychologie, die stets die Kausalkette abschneidet, sagen darf;

es gibt Naturen, deren Empfindungsleben nicht rein auf **sich selbst steht**, deren Empfindungsleben zur Hälfte das **Werk** irgend welcher äußerer Faktoren ist: Neid, Zustimmung; **die sich** aus Intellektualität nicht bedingungslos ihrer Em**pfindung** ergeben, sondern, wie für etwas Intellektuelles, Be**weise** für sie haben wollen, in der Form, in der solche eben **gegeben** werden können: wenn sie lieben, daß sie jemand **um die** Geliebte beneidet. Das sind sensible Naturen, weil **der** Intellekt Zollbeamter ist und auch die geringste Emp**findung** kontrolliert, sie somit festnagelt, ihr Wert beilegt, **während** — Antinomie! — bei weniger intellektuellen Men**schen** sie unbeachtet er- und verblüht wäre. Dies Seelen**problem** gilt es nun zu konkretisieren, und um ihm die **höchste** Wirkung abzugewinnen, — Drama will wirken! — **muß** es an dem höchst möglichen Gegenstand, an der wich**tigsten** Empfindung aufgezeigt werden; das aber heißt: in der Liebe und Ehe. Also: jemand ist in Unruhe, bevor nicht ein andrer die Schönheit seiner Frau erblickt hat und ihm so die Unschätzbarkeit seines Besitzes bestätigen kann.

Das wäre dann der höchstmögliche konkrete Ausdruck des Problems, soweit es sich im innern Handlungsmoment erschöpft.

Aber Hebbel schließt: um im Drama durch Handlung zu wirken, muß ich für den „Zentralseelenpunkt" oder das innere Handlungsmoment eine geeignete Projektion nach außen finden, muß ich dasselbe noch einmal ausdrücken, nur unter den Gesetzen des praktischen Wirkens und der Dinghaftigkeit, und wenn ich diese Projektion habe, so muß

Gedanken" her (daß nämlich die den Frauen zustehende Pflicht zur Konvention keine ihnen bewußte sein darf, in dem Sinne, wie sie es der [illegible] hier ist) ihre viel theoretischere Formulierung erhalten.

Hebbel und Ludwig: Warum berühren uns H.s und L.s Dramen ihrem innersten Wesen nach so gleichartig, obwohl feststeht, daß beide nach der entgegengesetzten dramatischen Theorie schufen (woraus der persönliche Widerwille des einen vor dem andern erklärlich), — nämlich H. nach seiner Ideentheorie und L. nach der r e a l i s t i s c h e n, welche er aus dem Shakespeare durch Vivisektion herauszuholen sich so vergeblich quälte.

Weil es gleichgültig ist — für die Kunst —, wes I n h a l t s die Idee ist, nach der man sein Werk einstimmt, oder von der man es abspaltet; und wenn jemand auch nach der Idee, keine Idee zu gebrauchen, schafft, — denn das bedeutet L.s organische Theorie — so hat's Shakespeare getan, meint L., — so wirkt von dieser Idee auch nur die Tatsache ihres Daseins und nicht die ihres zufälligen Inhalts: die Ideen klassifizieren die sie Benutzenden samt und sonders als Idealisten. Wenn man auch erkannt hat, daß es ein Unbewußtes gibt, so wird der Einfluß, den man auf dessen Wirkung und Erscheinung hat, doch nicht größer sein als vor der Erkenntnis: sowie man es eben ans Licht holen will, ist es schon kein Unbewußtes mehr. Ebenso kann man wohl erkennen, daß das höchste Kunstwerk nicht von einer Idee her geformt werden dürfe, daß diese vielmehr am

Schluß des Kunstwerks mit solcher Leichtigkeit von selber daraus sich entwickeln muß, wie das Leben der Menschen durch bloßes Zusammensein Ideen entwickelt, die dem Menschen nachher objektiv als zwingende Formen gegenüberschweben; aber so wie man diese Erkenntnis realiter anpacken will zu praktischer Benutzung, ist sie ebenso eine Idee geworden, wie eine Idee mit dem ideebejahendsten Inhalte, wie die Idee, daß jedem Kunstwerk ein moralisches Gesetz zugrunde liegen muß.

Im Gegenteil, diese Idee ist weit gefährlicher — wegen der spezifischen Inhaltsenergien, welche jede Form aufnimmt, — weil sie sich sozusagen selbst auffrißt. Sie ist ein Negativum — woran, wenn etwas gestaltet wird, die Form wirkt: also Idealistisches muß herauskommen, wobei jedoch der Inhalt hindert, daß überhaupt etwas gestaltet wird. Der Inhalt einer Idee ist nämlich der Antrieb zum Schaffen; daß es eine Idee ist, gibt dem Geschaffnen die Form. Das Zerrissene der Idee setzt sich in dem Künstler, welcher sich bewußt ist, daß man naiv sein muß, in die Unmöglichkeit des Schaffens um, weil jeder Schritt des Schaffens vom begleitenden Bewußtsein, welches seine eigne Negation zu sein sich bestrebt, notwendig vernichtet wird. Daher L. über Fragmente kaum hinauskam.

Torquato Tasso: der schwächste Punkt im Drama ist — leider! — der, dem die Katastrophe entwächst; so wird das Stück auch von hier aus theatralisch unwirksam, ja undramatisch, d. h. es glaubt das verachten zu können, auf

Gedanken" her (daß nämlich die den Frauen zustehende Pflicht zur Konvention keine ihnen bewußte sein darf, in dem Sinne, wie sie es der Rhodope hier ist) ihre viel theoretischere Formulierung erhalten.

Hebbel und Ludwig: Warum berühren uns H.s und L.s Dramen ihrem innersten Wesen nach so gleichartig, obwohl feststeht, daß beide nach der entgegengesetzten dramatischen Theorie schufen (woraus der persönliche Widerwille des einen vor dem andern erklärlich), — nämlich H. nach seiner Ideentheorie und L. nach der realistischen, welche er aus dem Shakespeare durch Vivisektion herauszuholen sich so vergeblich quälte.

Weil es gleichgültig ist — für die Kunst —, wes Inhalts die Idee ist, nach der man sein Werk einstimmt, oder von der man es abspaltet; und wenn jemand auch nach der Idee, keine Idee zu gebrauchen, schafft, — denn das bedeutet L.s organische Theorie — so hat's Shakespeare getan, meint L., — so wirkt von dieser Idee auch nur die Tatsache ihres Daseins und nicht die ihres zufälligen Inhalts: die Ideen klassifizieren die sie Benutzenden samt und sonders als Idealisten. Wenn man auch erkannt hat, daß es ein Unbewußtes gibt, so wird der Einfluß, den man auf dessen Wirkung und Erscheinung hat, doch nicht größer sein als vor der Erkenntnis: sowie man es eben ans Licht holen will, ist es schon kein Unbewußtes mehr. Ebenso kann man wohl erkennen, daß das höchste Kunstwerk nicht von einer Idee her geformt werden dürfe, daß diese vielmehr am

Schluß des Kunstwerks mit solcher Leichtigkeit von selber daraus sich entwickeln muß, wie das Leben der Menschen durch bloßes Zusammensein Ideen entwickelt, die dem Menschen nachher objektiv als zwingende Formen gegenüberschweben; aber so wie man diese Erkenntnis realiter anpacken will zu praktischer Benutzung, ist sie ebenso eine Idee geworden, wie eine Idee mit dem ideebejahendsten Inhalte, wie die Idee, daß jedem Kunstwerk ein moralisches Gesetz zugrunde liegen muß.

Im Gegenteil, diese Idee ist weit gefährlicher — wegen der spezifischen Inhaltsenergien, welche jede Form aufnimmt, — weil sie sich sozusagen selbst auffrißt. Sie ist ein Negativum — woran, wenn etwas gestaltet wird, die Form wirkt: also Idealistisches muß herauskommen, wobei jedoch der Inhalt hindert, daß überhaupt etwas gestaltet wird. Der Inhalt einer Idee ist nämlich der Antrieb zum Schaffen; daß es eine Idee ist, gibt dem Geschaffnen die Form. Das Zerrissene der Idee setzt sich in dem Künstler, welcher sich bewußt ist, daß man naiv sein muß, in die Unmöglichkeit des Schaffens um, weil jeder Schritt des Schaffens vom begleitenden Bewußtsein, welches seine eigne Negation zu sein sich bestrebt, notwendig vernichtet wird. Daher L. über Fragmente kaum hinauskam.

Torquato Tasso: der schwächste Punkt im Drama ist — leider! — der, dem die Katastrophe entwächst; so wird das Stück auch von hier aus theatralisch unwirksam, ja undramatisch, d. h. es glaubt das verachten zu können, auf

Grund dessen es überhaupt möglich ist. Und es zeigt sich wieder einmal, wie gefährlich es ist, für das innere Formgesetz der Kunst eine Unterstützung beim Inhalt nachzusuchen, indem man inhaltlich ein Leben gestaltet, das sich praktisch schon unter halbästhetische Normen stellt, ein „vornehmes“ Leben, darin die „Form“ gilt — die Konvention. Das kann eine Weile eine höchst kostbare ästhetische Harmonie erzeugen, wie es ja im Tasso oft der Fall ist, das vornehme Leben und die vornehmen Verse; aber andrerseits kann dieser praktisch gewordnen Form leicht die Menschlichkeit entgleiten, deren Symbol sie doch nur sein soll, so daß sie ein Symbol von — Nichts ist, daß die leere Form übrig bleibt, daß das Drama sich auf konventionelle Verhältnisse und deren Konflikte aufbaut (Calderon: doch dem Romanen ist die Form im Leben ein andres als uns). Was ist es schon, wenn Tasso die Prinzessin umarmt? Nur wenn wir uns aufs höfische Parkett stellen, kann „unser Geist eine Weile still stehn“ beim Anblick solchen „Verbrechens“, und nur „der Dichter und das Leben“ ist ein dramatischer Konflikt, nicht „der Dichter und der Hof“. Wir ärgern uns, die „Menschlichkeit“ tritt auf Tassos Seite, — und nur aus dieser, nicht aus der Konvention dürfte ihm der Strick gedreht werden: eine fehlerhafte Dreiteilung des Interesses tritt ein: Dichter, Konvention, Leben, welche sich gegenseitig in ihrer Wirkung paralysieren. Schließlich, wenn über Tasso das Unglück hereinbricht, ist's, als wenn eine herunterfallende Schneeflocke jemandem den Schädel eindrückt. Causa non aequat effectum, und Gleichgewicht

zwischen Ursache und Wirkung, i. e. poetische Gerechtigkeit, ist das erste ästhetische Erfordernis, welches die Kunst von der Historie unterscheidet. (Diese Gerechtigkeit nimmt aber ihre Gesetze nicht aus dem Moralischen!). —

Ein Schauspieler kann seine „Persönlichkeit" nicht wahren: daher W. Meisters theatralische Sendung resultatlos; denn W. M. will seine Persönlichkeit bilden. Eine Schauspielerin ja!

In den „Wahlverwandtschaften" ist es ganz vortrefflich, wie Goethe das „Symbolische" gewisser Lebensvorgänge behandelt. Wir sind leicht geneigt, um unserm Leben einen bedeutenden Schein zu geben, solche Vorfälle — wie unvermutetes häufiges Treffen usw. — ein wenig wider beßres Wissen — innerlich stark zu betonen, und besonders in der Kunst glauben wir sie, da sie der Wirkung immer sicher sind, nicht häufig genug anwenden zu können: wir outrieren den Glauben an solche Dinge und outrieren ihn gern. Goethe benutzt diese Vorfälle auch, aber er schält sie nicht aus den Umrankungen der Wirklichkeit künstlich und nackt heraus; und wie es uns das Leben gleichsam anheimstellt, daran zu glauben oder nicht, so läßt er auch die Dinge ein wenig in der Schwebe, — so daß man sie schließlich auch wohl noch natürlich erklären könnte: er hat die großartige Bescheidenheit der Natur neben ihrer Verschwendung und gibt uns, ebenso wie sie, den Wirklichkeitsstoff hin, aus welchem wir, wenn's beliebt, dann hitzig „Ideen" schmieden können;

die Person des Mittler, das Spiel mit seinem Namen ist ein vortreffliches Beispiel hierfür.

Noch einmal Wahlverwandtschaften: die Gestalt der Ottilie ist des größten Meisters würdig. Nur will mir scheinen, daß der — im übrigen psychologisch unübertreffliche — Abschluß ihres Schicksals seine Psychologie zwar nicht aus einem andern Charakter als dem der Ottilie des ersten Teiles herholt, aber aus einem andern Stil der psychologischen Darstellung: dieser Abschluß spitzt nämlich die ganze Gestalt der Ottilie ins vollkommen Individuelle, Unverwechselbare zu, so daß das Typische nicht mehr im Schicksal liegt, sondern in der Wahrheit des Charakters allein, der als solcher typisch ist. Der erste Teil war daraufhin angelegt, auch das Schicksal der Personen im einzelnen zu typisieren, was natürlich vor allem einen weiten, im wahrsten Sinne allgemeinen Schluß der Aktion dieser Personen erfordert hätte; — doch so wird es aus notwendigem lebenswahren (i. e. charakternotwendigem) Schicksal, — zufälliges lebenswahres Schicksal, — Einzelfall, aus Roman zur Novelle.

„Sage mir, wie du mit Gottfried Keller stehst, und ich werde dir sagen, wer du bist!"

G. Keller hat das „Platonische", — Fontane nicht. Gegen die Heuchelei des „Pathos", i. e. des Platonischen, aufzutreten, ist gerecht, und daran hat Fontane ein Ver-

dienst. Ebenso unleugbar jedoch ist dies Pathos, als ein echtes, Bedürfnis des ganz großen Künstlers, und darum unterliegt Fontane. Fontane vertritt somit die Seite des „Geistreichen", d. h. derjenigen Wahrheit, welche besteht in Negation der großen Wahrheit, die durch Mißbrauch zur Phrase herabgesunken, und welche zu negieren deshalb Verdienst und Mut bedeutet, die jedoch an sich nicht Phrase ist. Der ganz große Künstler kümmert sich eben nicht um den Mißbrauch; denn dieser ist zuletzt nur irgend etwas, was aus einer Beziehung der Menge zur Wahrheit seine Realität herholt. Und so liegt Fontane immer noch eine zu starke Abhängigkeit — in negativer Hinsicht — von der Menge zugrunde.

Gottfried Keller schreibt gedrängtest; er ist der eigentliche Dichter, d. h. Verdichter: wenn man den Anschauungsinhalt eines seiner Werke auseinanderfaltet, ist es immer wieder eine Welt; Ereignis wird dies z. B. im „Spiegel, das Kätzchen" bei Zerlegung des Sperlingsmagens. In derselben Linie liegt auch, daß sich oft überhaupt keine „Idee" seiner Erzählungen angeben läßt: denn Idee wäre Einschränkung auf eine bestimmt ausgeweitete symbolische Deutung; er aber, wie Shakespeare, wahrer Abbildner der Natur, gibt diese wieder, wie sie ist: infinita infinitis modis: mit unzähligen, an jeder Stelle beunruhigend fast aufsprossenden Bedeutsamkeiten, die sich in kein Wort zwingen lassen und darum gerade alles und das Tiefste zu sagen scheinen.

Wenn jemand Keller nicht versteht und ihm nicht einen ganz unvergleichlichen Platz in der Literaturgeschichte anweist, sondern mit komparativen Prädikaten von ihm spricht (sehr schön, schöner als usw.), so kleidet sich einem — und das zeugt besonders für die Größe dieses Mannes — die innerste Überzeugung, daß der Betreffende ihn nicht versteht, in folgende Form: „er hat's nicht erlebt"; das ist genau so, wie der Religiöse vom Atheisten weiß: „er hat Gott nicht erlebt", oder wie man sagt: „wie kannst du von den Alpen sprechen? du bist ja nicht dagewesen!" Man weiß eben, daß es hier im Gegensatz zu vielen andern Dingen einfach nichts abzuhandeln, überhaupt nichts zu diskutieren gibt.

Schiller hat schon Psychologie, auch in bezug auf Frauen, soweit sich nämlich — echt dramatisch — durch die reine Handlung als solche eine Seele kund gibt (Eboli). Ist nun die Rolle der Person im Drama durch Handlung vollkommen aufgezehrt, ragt nichts von der Person über die Handlung hinaus als selbständig sein sollender Stimmungswert usw., so ist die Figur tadellos. Wird sie jedoch nicht während ihres ganzen Auftretens von „Handlung" in Anspruch genommen, ruht sie stellenweise, wo dann eine psychologische Ausfüllung der Flächen erfordert wäre (Monolog: Hamlet, und Thekla), dann versagt seine Psychologie vollkommen; und er gibt statt Seele Seelisch-keit, indifferenzierte, rhetorische Empfindung an sich (Jungfrau von Orleans).

Eine der wenigen psychologisch unglaubhaften Figuren bei Ibsen ist — Rebekka. Solche Naturen, die Goethe „dämonisch" nennt, lassen sich nicht adeln, es kommt ein Bruch in die Gestalt, man kann sich nicht vorstellen, so wie man Rebekka jetzt sieht, daß sie geradezu „gemein" vorgegangen ist, man ist genötigt, dieser Gemeinheit irgend einen geheimnisvollen großen Zug als Grund unterzuschieben, um irgend eine Vermittelung zwischen der Rebekka des Dramas und der Rebekka der Vorgeschichte herzustellen. Nur die analytische Technik rettet den Ibsen: von der ersten Rebekka wird uns nur erzählt, und wir können die grobe Tatsächlichkeit der Vorgeschichte dieses Charakters mit einem selbstgewählten Duft und Schleier umgeben, ohne durch die sinnliche Erscheinung im Drama Lügen gestraft und korrigiert zu werden.

Um den Unterschied der Lebendigkeit der Gestalten eines Dichters sich recht konkret zu vergegenwärtigen, braucht man nur sie in einem Garten herumspazierend zu denken: Kellers würden lustig herumlaufen, durcheinanderwimmeln, alle kennen sich, sie sind Glieder eines Völkchens, jeder aber ist ein ganzer, eigner Kerl, zwischen ihnen kommt es wohl zur Rauferei oder zu einem lustig-alltäglichen Gespräch, — ganz lebendig sind sie, doch alle auf einem Lebensniveau.

Dann Shakespeare: Hamlet geht lächelnd mit dem melancholischen Jaques, Ophelia und Cordelia und Miranda, sie stehen lieblich vor Desdemona, die ihnen voll Freude eine schöne Perlenschnur zeigt. Brutus und Percy blicken

sich männlich ins Auge: drüben wird ein ernster Staatsrat gepflogen, und hier in den Büschen besaufen sich Caliban, Cade und die Totengräber. Heimlich flüsternd zieht die Lady Macbeth Richard ins Dunkel nach hinten und zeigt mit weitausgestreckter Hand, wie sich am Horizonte drei aufrechte Wolken erheben und näher wandern: die Hexen. Und wenn der Abend kommt, säuselt und wispert es in den Büschen, die Elfen spielen und tanzen dem dicken Sir John, der seinen Genossen die Bank hält, vor der Nase herum und zwicken ihn hinten und vorn. Und wenn ein König kommt, bildet alles Spalier und verneigt sich. Bei Keller kannten sich alle, hier kennen sie sich schon nicht mehr; einer fragt den andern: „Wer ist der?“ — Eine ganze Welt des Lebens. Die einen belachen die andern, die einen bestaunen die andern: alle Fäden sind gesponnen.

Dagegen dann Ibsen: in der Dämmerung schleichen hohe, ernste Schatten, die einander nichts zu sagen haben, weil sie alles von einander wissen, schweigend die Parkwege entlang, Rubek und Solneß, Irene und Rebekka, und sehnen sich, mit bleichen Lippen Blut schlürfen zu können, um Leben zu empfangen. Sie genießen die Natur nicht und mögen sie nicht: sie saugen nur die Stimmung des Parks. Und nur der eine Faden des traurigen Wissens um das Leben spinnt zwischen ihnen.

Und schließlich Schiller: sie wissen nicht, daß sie in einer schönen Landschaft sind, und schreiten gewichtig dahin, mit keinem Schritt, wie sie ihn auch auf der Straße tun könnten, mit großen, überlebendigen Handbewegungen: auf

einer Seite Franz Moor, der Präsident, Octavio, — auf der andern Karl, Posa, Max, — und hinten stehen Amalie, Thekla, die Jungfrau steif in weiten Reifröcken nebeneinander, und gläserne Tränen rollen ihnen aus den Augen herunter: Puppen. Sie bewegen sich nicht, sind hochmütig.

Ricarda Huch faßt zwar die verschiednen Männer als verschieden auf; aber sie dichtet das, was in ihnen auf die Sinnlichkeit der Frau wirkt: daher erhalten sie alle die Aureole, mit welcher das verliebte Mädchen den Geliebten umflicht. Nun verlieben sich verschiedne Mädchen in verschiedne Männer; aber die Tatsache des Verliebens mit ihrem Ausfluß der Aureolenbildung bleibt die gleiche: darum erhalten die Männer der Ricarda Huch schließlich trotz aller im Grunde von der Dichterin gefühlten Verschiedenheit ein so gleiches Aussehen, allein von der Tatsache des „Aureole-Tragens" her: die Aureole, gewoben durch die Verliebtheit der Frau.

Stefan George hat ein Erlebnis: das Nicht-erleben-können. Dies dichtet er.

Für einen wahrhaft ästhetisch denkenden Menschen wird etwa die Verurteilung von Voltaires Pucelle als „unmoralisch" unerklärlich sein: den berechtigten Kern, der jedoch nach jedes Menschen Gefühl in solchem Urteil steckt, wird er für sich so herausdestillieren können, daß er sich vor die Gestalt der Pucelle wie der Dichter selbst hinstellt:

dann wird er eine psychologische Unmöglichkeit in sich entdecken, sie so in einem Werk zu erniedrigen, wie Voltaire es getan; diese psychologische Unmöglichkeit bleibt durchaus im Rahmen der ästhetischen Fragestellung — und ist, bei Licht auseinandergefaltet und besehen, identisch mit jenem anscheinend von außen hergeholten Verdammungsurteil moralischer Art, welches somit sich als ein im falschen Dialekt ausgesprochenes ästhetisches Urteil offenbart.

Libussa, Tescha, Katka —, Demetrius, Morfa —, Alexis, die Bojaren usw. — Leben ein Traum, das in „Polen“ spielen soll: ich habe, sowie ich slavische Namen in einer Tragödie lese, stets das unabweisliche Gefühl, als könnte es zur wahren Tragödie nie kommen, als ob das „Reinmenschliche“, „Humane“, was im Hintergrunde auch des furchtbarsten Geschickes im Trauerspiel schlummern muß, bei den „Barbaren“ und ihrem Erlebnis nie aufgedeckt werden kann: jenes, was wir „Freiheit“ nennen, was die Erlösungskraft der Kunst ausmacht, geht jenen dumpfen, naturgebundnen Wesen ab; es gibt ebensowenig Trauerspiel bei ihnen wie bei Tieren: nur Greuel.

Frau de Warens: welche Lautsymbolik liegt in diesem französischen Namen mit dem deutschen Anfangsbuchstaben W. Die Trägerin — man fühlt das dunkel — ist dadurch nicht etwa beiden Nationen eingeordnet, sondern im Gegenteil jeder Nationalität enthoben; und darum auch enthoben den Verkettungen der Nationalität, den gewöhnlichen

Begriffen von Moral: so stimmt ihr Name mit seiner Un-Bodenständigkeit gut dazu, daß sie für Rousseau Mutter und Geliebte zugleich sein konnte.

Polonius: ein greise gewordner Hamlet, der ehmals zu feig gewesen, dem Geist zu gehorchen.

Meine Gedichte sind gleichsam aus derselben Flut geschöpft, nur mit verschieden geformten Gefäßen, — genau dieselbe Stimmung, nur eine andre Formulierung dieser. So kommt es, daß die Stimmung nicht dem bestimmten Gedicht eigentümlich zuzugehören scheint, daß sie mit demselben nicht erledigt ist, sondern über dies eine Gedicht hinaus auf Erledigung durch noch mehr, durch andre Gedichte zu warten scheint: die Stimmung ist quantitativ umfassender, als daß *ein* Gedicht mit ihr zu Ende kommen könnte; es drängt in meinen Gedichten zum Zyklus, und erst dieser gibt vollständige ästhetische Befriedigung; auch die Flut selber muß ausgeschöpft sein, eher ist uns nicht bis ins Letzte hinein Genüge getan. Warum aber läßt sich die Stimmung nicht in *einem* Gedicht konzentriert geben? weil es eine Lebens- (i. e. quantitativ umfängliche) Stimmung, nicht ein eigentliches lyrisches Augenblickserlebnis ist, aus dem sie fließen. Daher ihre philosophisch-transzendente Haltung, daher auch ihre geschwächte Unmittelbarkeit. Und ganz große Erlebniskünstler, die solche Augenblickserlebnisse trotz ihrer Momentanität bis in die tiefsten Lebenstiefen ausschöpfen können, die keine so umfängliche Basis brauchen,

um Lebensstimmung zu geben, da ihnen Augenblicks- auch Lebensstimmung ist, werden in einem Gedicht, welches stets auf einen Augenblick aufgebaut ist, das konzentriert geben, was ich räumlich-dimensional auseinandergezogen nur geben kann: bei ihnen wiegt der lyrische Moment, wegen der Tiefe des Erlebens, eine Lebensstimmung auf, während bei mir erst eine Reihe lyrischer Momente diese Lebensstimmung in ihrer Totalität reproduzieren kann (Goethe). — Ich bin zu intellektuell.

Menschen, die sich allzuviel mit Musik beschäftigen, versäumen notwendig, sich Bildung zu erwerben: spezifische Wissensinhalte führt ihnen diese Kunst nicht zu; denn sie gibt sich mit dem Allgemeinen der Empfindung ab. Und wenn man Einwand erhebt und sagt, Musik steigere die Empfindungsfähigkeit, und Menschen mit wahrhaft feiner Empfindung lassen sich nicht als ungebildet vorstellen, so ist dagegen zu erwidern: diese Sensibilität, welche sich auf Empfindungs-Nuancen bezieht, ist zwar wirklich ein integrierender Bildungsbestandteil, aber sie läßt sich eben nicht auf dem Wege der Hingabe an die Empfindung im allgemeinen (Musik) erreichen, sondern ist im höhern Sinne ein Wissen, ein Festnageln kleiner psychischer Erlebnisse, welche nur der kritische Intellekt besorgen kann, — und dieser wird durch die Literatur gefördert: allerdings gibt's auch in solchem Sinne literarisch-sensible Musik (Chopin), welche, wegen ihrer Sensibilität, nur möglich wurde auf Grund einer hohen intellektuellen Kultur.

Text und Komposition eines Liedes verhalten sich zueinander, wie Einzelvorstellung zum Begriff, unter den sie geordnet ist. Die Komposition führt aus der Enge des Einzelfalls in die Allgemeinprinzipien hinaus, die dem Text zugrunde lagen. Dichtung selbst ist nun nichts andres: Auflebenlassen eines Prinzipiellen in seltsamer Verbindung mit einem Konkreten. Musik ist also nur eine Unterstützung des Typischen. — Ebenso Person und Leitmotiv im musikalischen Drama.

Missa solemnis: Religion stützt sich auf Empfindung, ebenso die Kunst; — und unter den Künsten ist es die Musik, welche die Empfindung an sich ausspricht, ohne das Medium eines bestimmten Objekts: so wird ein religiöser Text in voller Einheit mit der Musik aufgehen; aber auch hierin noch bedeutet die Missa solemnis eine höchste Steigerung. Man denke an das Sanctus in Bachs H-Moll Messe: dies ist sozusagen deskriptiv und schildert Jehova in seiner Pracht — als einen Gegenstand, den man ansehen kann. Aber auch diesen letzten Rest von Objekt radiert Beethoven aus, — von zwei Bestimmungen her ist ja bei Bach schon das reine Subjekt in Aktion: von der Bestimmung: Religion als Text, und der Bestimmung: Musik überhaupt, welche letztere nun wieder eine objektive und subjektive Art in sich unterscheidet, — Beethoven bleibt kurz vor der Gestalt Gottes gleichsam stehn und gibt nur den Schauer davor, das Insichzurückziehen der menschlichen Seele davor, das Subjektive von dem „Gegenstand Gott“;

und weil dies aus dem höchsten Sinn der **musikalischen** Kunst gesprochen ist, so muß hiermit auch noch **eine höhere** Wirkung erreicht werden, als bei der Bach**schen noch** im Objektiven haftenden Komposition möglich war: **das** geschieht in der Weise, daß die Ausmalung des **Schauers** vor Gott diesen, weil es reine Empfindung, **rein ausströmendes** Subjekt ist, in seiner **Unendlichkeit beläßt**, während ihn Bach, wenn auch mit noch so erha**bnen**, so doch mit Konturen, d. i. Grenzen umschreibt: bei **Beethoven** ist er wirklich der Gestaltlose, weil von keiner **Gestalt** zu fassende; bei Bach nur der gewaltige König — **nur** ein Superlativ des Menschentums; bei Beethoven ein **Wesen**, in bezug auf das überhaupt keine anthropologischen **Prädikate** gelten. — **Wo der Text** direkt diese „Ahnung vor Gott" verlangt, finden wir sie ja auch bei Bach, *wie* im „Expecto", — aber hier ist sie auch schon im Text festgeronnen, objektiviert: „Et incarnatus" — hier gibt Bach das Mysteriöse des Vorgangs, alles Mysteriöse spielt auf dunkelste Empfindung in uns an, und so ist in dem Vorgang etwas direkt Empfindungsmäßiges, Subjektansprechendes, im Vorgang, d. h. im Objekt; also bleibt auch hier noch ein Rest von Objektivität, wenn es auch dicht an die Grenze vollkommener Subjektivität herantritt. Beethovens „Incarnatus" gibt wieder den Schauer bei dem mysteriösen Vorgang. — Beethovens Missa ist somit das Aktuellwerden der Mystik: durch seine Empfindung allein balanciert das Individuum Weltall und Gott, auf dem Wege der Empfindung kann es alles das in sich einströmen

lassen: Beethoven stellt sich tatsächlich dem Gott gegenüber, so daß ihm Dona pacem zu einer persönlichen Angelegenheit wird.

Bach, der den Text objektiviert, gibt ihm Konturen — von hier aus ist eine Kritik der Tonmalerei, Programmmusik zu beziehen. Bei Beethoven liegt allerdings die Gefahr vor, daß er aus dem mystischen Allsubjekt in ein empirisches Subjekt hinuntersinkt, individuell wird (Dona pacem): dann ist sein Stil gleichsam zu schmal, während Bach auf alle Fälle durch das Beschreiben des weiten Objekts sich eine gewisse Breite des Stils bewahrt.

Tschaikowski: undeutsch, naive Sentimentalität, Indiskretion der Empfindung: der edle Slave mit coram publico blutendem Herzen.

Brahms spricht immer sich aus, Wagner redet immer von sich.

Mir scheint das Argument, durch welches man uns die Biographieen mittelmäßiger Köpfe schmackhaft zu machen sucht: daß man nämlich den Geist der Zeit besser in ihnen fasse, als in den kontemporären Genies, weil diese ihrer Zeit voraus und nur eben darum Genies waren, daß sie aus den Bedingungen der Zeit nicht abgeleitet, mithin ebensowenig umgekehrt aus ihnen die sie bedingende Zeit herauserkannt werden könne, nicht richtig. Denn: der Geist einer Zeit ist der aus dem Zusammenschluß sämtlicher

G e i s t e r einer Zeit entstandene Komplex, welcher nicht bloß die Summe aller dieser bedeutet, sondern ein neues sich über den Köpfen der Einzelnen erhebendes geistiges Wesen (objektiver Geist, *κόσμος νοητός*): somit hat der empirische Einzelne keinen durch einfache Division herauszusondernden Anteil an diesem Geist.

Andrerseits gibt es aber außer dieser Darstellung des Geistes der Zeit in extensiver Auseinandergezogenheit eine solche in intensiver Kompression: es gibt einen Punkt, in welchem wir diesen über die Masse hin verteilten Geist noch einmal gedrängtest versammelt finden: das eben *ist* das Genie; und Problem des Genies ist somit nicht das überraschende Auftreten eines bestimmten geistigen *Inhalts* („Er gibt etwas ganz Neues. Genie ist nicht zu berechnen"), sondern die Unerklärlichkeit der Form eines wohl zu erklärenden Inhalts, nämlich eine ganze Zeit gleichsam auf ein räumliches Minimum kondensiert, welche Kondensation aber eine q u a l i t a t i v e Änderung am Kondensierten herbeigeführt hat, weshalb die Milieutheorie auch von hier aus unzureichend erscheint (sie müßte erklären nicht: daß die und die Elemente seiner Arbeit dem Genie geliefert worden sind, sondern: wieso gerade dieses Individuum zum Genius seiner Zeit ausgesucht, und warum mittels der Kondensation gerade die und die Veränderungen der von der Zeit gelieferten Arbeitselemente erlitten sind, und letzteres nicht psychologisch, sondern aus dem Milieu heraus).

Eine Zeit balancieren kann nur entweder der Geist der Masse: das erfordert die Biographie eines Volkes,

i. e. Geschichte, — oder der Geist eines Genies. Die Mittelmäßigen bleiben im methodischen Sinne stets unterhalb ihrer Zeit: allerdings wird leicht der Schein entstehen, als sei in der Biographie eines solchen Menschen seine Zeit wirklich gefaßt: etwa durch das Kostüm im weiteren Sinne, die Lebenshaltung; doch in diesen Punkten ist er ja nicht das Symbol der Masse: alle trugen damals solche Kleider! und in bezug auf diese Dinge ist es nicht die Biographie des Mannes, die man schreibt, sondern einfache Volksgeschichte; man erhöht ihn zum Symbol der Masse, was dem Wesen der Biographie widerspricht, — man hätte eben Volksgeschichte schreiben sollen, dann brauchte man nicht so viel Ennuyantes mitzuschleppen. Denn das eigentlich Individuelle eines solchen Mannes ist ein Minimum, an welchem sicherlich nicht der Geist der Zeit klar wird, sondern das, wofür er typisch ist, wofür man ihn in dieser Beziehung als Symbol nehmen kann, nämlich der Geist der Mediokrität. So zerfällt eine solche Biographie in zwei Teile: ein Stück Volksgeschichte, und was von diesem Kreis nicht befaßt wird, bleibt auch nicht selbständig bestehen, sondern wird von einer „Geschichte der Mediokrität" als ihr einzuordnendes Kapitel beansprucht, also von etwas, das weit über den Geist einer Zeit hinausgreift: das ewig Gestrige; der einzelne Mediokre bleibt ewig hinter seiner Zeit. Die Masse tut es!

Daß ein Genie, obwohl es nur bekannte Elemente in sich enthält, nicht verstanden wird von seiner Zeit, erklärt sich daraus, daß ein jeder Mittelmäßige nur ein Teil von

dem darstellt, wovon das Genie das Ganze ist, und das Ganze kann nie in einem seiner Teile befaßt werden, besonders, wenn es sich um Geistiges handelt, wo es die Eigenschaft, ein Ganzes zu sein, dem Ganzen nicht bloß als quantitative Endgültigkeit, sondern qualitative Differenz zuspricht, so daß durch Teilung kein Rückweg zu den Partikeln mehr gewonnen werden kann.

So allein erklärt sich der Spruch: und wer den Besten seiner Zeit genug getan usw.

Zum ersten: praktischer Ausdruck für die methodische Notwendigkeit, daß nur die Biographie eines Bedeutenden den Geist der Zeit in sich fassen kann, ist der Umstand, daß diese Menschen vorwiegend in die für ihre Zeit bedeutenden Beziehungen eintreten, bedeutenden Verkehr haben, Menschen kennen, von denen praktisch die Gestaltung der Zeit abhängt, etwa Fürsten, so daß dies in ihrer Biographie als in irgend einem Verhältnis auch zu ihrem Leben stehend erwähnt werden müßte und so der einfache Inhalt dieser Biographie schon mit Hilfe der bedeutenden praktischen Ereignisse der Zeit einen bedeutenden Teil jener Zeit in sich schlösse: mit ihnen kommen die Mediokren in persönliche biographische Berührung kaum. Andrerseits sind tatsächlich Biographien von Mediokritäten langweilig, und noch nie hat eine derartige Lebensbeschreibung wirklich ein historisches Meisterstück werden können.

Mir scheint in der übertrieben historischen Arbeitsart, die vor lauter Gewissenhaftigkeit überhaupt nie zu Ende

kommt, ein, wenn auch subtiler, so doch folgenschwerer methodischer Fehler zu stecken, d. h. ein Fehler gegen die Methode der Geschichtswissenschaft, obzwar diese höchste Genauigkeit und Sauberkeit der Forschung zu erfordern scheint. Es scheint dabei eine Verkennung des Verhältnisses, in welchem Geschriebnes zu den realen Zeitinhalten steht, vorzuliegen: eine Überschätzung der Wichtigkeit des Buchs, was sofort klar wird, wenn wir etwa daran denken, was und wieviel man eventuell für die eigne Zeit aus zeitgenössischen Büchern lernen könnte: nicht so viel sicherlich, als solch ein Historiker aus den Büchern der Vergangenheit für diese ersehen zu können meint. Daß Bücher nur eine durch die Enge des Einzelgeistes hindurchgepreßte Zeit sind, und daß man, um aus ihnen zu lernen, sie durch Hineintun eines eignen Zeitbewußtseins erst mehr ins Objektive ausweiten muß, daß sie nur Andeutungen sind, welche das allgemeine Kulturbewußtsein eines Menschen in die und die für das Buch geeignete Richtung hin auslösen sollen, das entgeht ihm: der Anspruch des irrationalen Faktors, der durch Verfolgung der wissenschaftlichen Kausalkette immer weiter gleichsam nach hinten geschoben werden kann, der aber als unaufgelöster Kern in asymptotischer Annäherung den kausalen Prozeß notwendig zu einem unendlichen macht: d. h. der die Arbeit nicht zustande kommen läßt, sondern von der Arbeit zur Vorarbeit und wieder zur Vorarbeit der Vorarbeit den Arbeitenden abdrängt.

Es ist nicht Verfälschung, sondern — die Praxis lehrt's

– notwendige, methodologische Forderung der Geschichte, daß der rationale Kausalfaden der Forschung von einer irrationalen Schere durchschnitten wird, d. h. daß man einmal Schluß machen und zu schreiben beginnen muß, ein Unternehmen, welches das Kunstelement der Geschichte erlaubt, ja sogar fordert.

Das Vergessen, daß Geschichte nicht reine Wissenschaft, ebenso wie das Vergessen, daß es nicht reine Kunst ist, läßt keine wahre Geschichte zustande kommen, und des gezeichneten Historikers Fehler bedeutet

1. in der Sprache der praktischen Psychologie: das Verhältnis des Geschriebnen zum Geist der Zeit verkennen.

(Jedes Buch spielt bei dem Leser auf das allgemeine Kulturbewußtsein an, es läßt sich nicht alles aus ihm herausholen, es ist auch zum großen Teil nur Verweisung, das betreffend, was der Geist des Lesenden in bezug auf den Inhalt dieses Buchs aus seinem allgemeinen Bewußtsein als geltend annehmen soll.)

2. in die Sprache der Methodenlehre übersetzt: das irrationale Kunstelement bei dem einzelnen geschichtswissenschaftlichen Begriff, welcher stets eine komplexe Größe ist, vernachlässigen.

Alles ist nur ein andrer Ausdruck für denselben Mangel.

Es muß einen interessanten Anblick bieten, einmal Geschichte vom entgegengesetzten Standpunkt aus zu schreiben: die Geschichte der Perserkriege von Persien aus: dann ist's

ein interesseloses Gefecht an der Grenze. Die Geschichte der punischen Kriege von Karthago aus: das macht die „Salambo“ so reizvoll. Geschichte des römischen Kaisertums von einer Provinz aus: welch vortrefflicher Regent dann Tiberius! — Doch all das hat nur Sinn in bezug auf die alte Geschichte: in der neueren sind von vornherein alle Standpunkte vertreten, da Sieger und Besiegte von gleicher Kulturart und -Höhe sind. (Geschichte der Türkenkriege von den Türken aus!)

Ich bemerke bei der Bearbeitung historischen Materials folgendes: zuerst, noch nicht in Angriff genommen, liegt es in seiner objektiven Klarheit vor mir. Dann aber, sowie ich's einzuordnen beginne, verändert es blitzartig seinen Aspekt, es ist durch meinen Intellekt gegangen, hat seine Färbung von ihm erhalten: wie es eigentlich vorher aussah, weiß ich nicht mehr; nur daß es irgendwie anders aussah, weiß ich noch, — ein Argument für Rickerts historische Begriffsbildung, die von Weiten her ihren Inhalt bezieht.

Die Liebe schwankender Charaktere wird erst durch Eifersucht zu einer starken Empfindung.

Die Gegenwart eines Menschen wirkt aufs Gefühl. Wenn jemand auch genau weiß: „Mein Freund ist so und so; er hat mir gesagt, er wird sich heut' verstellen!“ so fällt es ihm sicherlich schwer, sein Wissen zum Siege zu bringen gegen die überwältigende Gegenwart: denn es ist ein Kampf

des Intellekts gegen das Sentiment, und wer stärker ist, weiß man!

Der Tod der Liebe ist Lächerlichkeit und Verächtlichkeit. Und darum kann man sich, gefragt, ob man die oder jene Person liebe, mit nichts wahrscheinlicher herausreden, als wenn man sagt: „Ach Gott, er ist doch noch ein Kind gegen mich“, „Den Dickbauch!“ usw. — Argumentum ex contrario liefert der psychologische Zustand, wenn man so etwas lügenhafterweise vorträgt: dann blutet das Herz ganz besonders, und man glaubt dem Geliebten mehr abbitten zu müssen, als wenn man die größte Schlechtigkeit über ihn ausgesprochen.

Wie wir unwillkürlich mit der logischen Simplifizierung, dem Aufstieg zum „Einen“, ethische Momente verbinden, so daß in der früheren Philosophie das „Eine“ und „Gute“ und „Gott“ identisch waren, — eine Vorstellung, die psychologisch jedenfalls starke symbolische Kraft in sich trägt, — so spüren wir im Laufe der Jahre, daß die Erhöhung unsres eignen Lebenswertes identisch mit einer rein zahlenmäßigen Verringerung der Lebensinhalte ist: so erhebt sich aus den zwei Werten: Liebe und Nichtliebe — (Schwanken) — die Liebe heraus, so sondert sich die Freundschaft, als im letzten Grunde nur zwischen Gleichgeschlechtlichen möglich, klar von den Freundschaften mit Mädchen ab, so schwinden in den Freundschaftsbeziehungen zu Gleichgeschlechtlichen jene seltsamen Rudimente von Erotik, die in jüngeren Zeiten unzweifelhaft

vorhanden waren und dem Verhältnis einen eignen Charakter von Süßigkeit verliehen. So schrumpfen die verschiedenen ausprobierten Tagesordnungen in eine einzige zusammen, wie etwa, was nicht lächerlich! immer mehr es nur ein bestimmtes Lokal ist, das man zum Aufenthalt sich aussucht. So ringt sich aus den von verschiedensten Seiten her unternommenen System-Vorstößen klarer und klarer ein Zentrum empor: aus jeder Wahl wird eine Notwendigkeit, und dies ist nur ein andrer Ausdruck für das Wachsen der Macht der Gewohnheit mit höherem Alter, die eine Kraft der Tiefe, und nicht, wie geglaubt wird, der Flachheit ist. Um immer weniger Höhepunkte sammeln sich des Lebens Werte: noch sind es zwei: eine Liebe und ein Werk. Wenn wir aber einmal zu Platon gelangen wollen, zu einer Lehre (Werk!) vom Eros (Liebe), zu einer Verschmelzung auch dieser beiden letzten Zweiheitselemente, so stehen wir vor einer letzten Wahl, und je nach der Seite, auf welche die Notwendigkeit mit dem Gewichte ihres Körpers sich legt, wird die Endgültigkeit unsres Lebens eine Kühle und Klarheit oder eine Wärme und Dunkelheit werden: je nachdem die Liebe zum Werk oder das Werk zur Liebe wird. Ob es aber eine noch höhere, die höchst denkbare Lebenseinheit gibt, in welche weder die Liebe das Werk noch umgekehrt zu knechten braucht, um eine Endgiltigkeit zu schaffen, in welcher beide sich wie Geschwister, — nicht wie Herr und Diener, — zusammentun, — wie Geschwister und Liebende, — denn die letzten Liebenden müssen so wie die ersten Geschwister sein, damit sich in ihnen noch einmal alle Be-

ziehungen der Liebe symbolisieren —, um ein Neues zu gebären, das weder Liebe noch Werk, auch nicht beides zusammen, aber doch jedes einzeln und beides und dennoch etwas Neues bedeutet, davon können wir nichts wissen!

Es gibt eine Sehnsucht, die so stark ist, daß sie sich gleichsam überschlägt: den fernen geliebten Gegenstand stellt sie mit einer solchen Kraft der Phantasie vor das Auge des Liebenden, daß die Realität der körperlichen Nähe fast erreicht scheint und somit die Sehnsucht, welche nichts als Hin- und Herspiel zwischen Sehnendem und dem ersehnten Fernen bedeutet, weil eben dieser Spielraum auf ein Minimum beschränkt, d. h. der ersehnte Gegenstand wirklich herangenähert ist, sich durch die eigne Überstärke selbst aufhebt. Auf Grund dieser Erfahrung kann auch der Mythus entstanden sein, daß man durch kräftiges Wollen eine Person realiter in seine Nähe zieht, — oder daß man durch festes, innerlich konzentriertes Ansehen eine Person, welche uns den Rücken zukehrt, zu einer Wendung ihres Gesichts nach uns hin zwingen kann, u. a. m.

Je feiner ein Freundschafts- oder ein sonstiges Verhältnis zwischen Menschen ist, um so mehr muß sich die Beziehung von allen Umwegen über Objekte lösen und durchaus nur von einem Menschen als solchem zum andern Menschen als solchem hinübergehen. Man muß sich zu diesem Zweck so in die Person des Freundes einleben, daß man alles von ihm weiß, d. h. (da wir von edeln Menschen sprechen), daß

man seine ganze Größe und Güte kennt, — einmal für die Gegenwart, zweitens aber auch für die Zukunft; man muß seine Güte und Größe auch als für die Zukunft geltend, man muß seine „Möglichkeiten" wissen, und solches Überzeugtsein von der Güte und Größe des Freundes auch für die Zukunft nennt man den „Glauben" an ihn. Der feinste Mensch wird also nicht von dem äußern Erfolg her den Glauben an den Freund beziehen, — das hieße einen Umweg über die Meinung der Menge machen, dann ist der Freund „Publikum", — sondern von dem Wissen des „Erfolg-haben-müssens". Und darum kann man den, der uns entgegenkommt: „Nun (nach dem Sukzeß) glaub' ich an dich!" strikte zurückweisen, auch wenn er sagt: „Geliebt hab' ich dich immer." „Deine Liebe zu mir darf nicht größer als dein Glaube an mich sein. Das Stück Liebe zu mir, das deinen Glauben an mich überragt, dient nur dazu, mich zu erniedrigen, d. h. ich fordere eine Begründung deiner Liebe (ich will sie nicht „unverdient"), — aber diese Begründung darf nicht aus der Beziehung von Mensch zu Mensch hinausweisen, auf ein Objekt (den Erfolg)."

Auch dort, wo die Liebe an sich „grundlos" sein muß, zwischen Liebender und Geliebtem, darf die Liebende wohl sagen: „Ich liebe dich mit ganzer Kraft, nur weil — ich dich liebe. All deine Verdienste sind mir gleichgültig." Aber ich muß in meiner Person dann all das aufspeichern, was zu einer etwaigen Begründung dieser Liebe nötig wäre: von ihr muß ich Kausalitätslosigkeit der Liebe verlangen, — ich aber habe die Pflicht für mich, all das Verdienst, das

mich dieser Liebe wert macht, in mir anzuhäufen, ohne Rücksicht, ob diese Begründung einmal gebraucht wird, — wie die Reichsbank einen Teil der Kassenscheine durch Bargeld gedeckt haben muß, ohne Rücksicht darauf, ob wirklich einmal die Realisierung verlangt wird.

Und andrerseits tritt ja die Liebe meist mit dem Glauben verbunden auf, nur ist er hier das Sekundäre, das implizite Herangezogene; die Liebende glaubt an den Geliebten, sie hält ihn für den „besten, klügsten“ usw., d. h. sie begründet sich selber ihre Liebe zu ihm durch seine Verdienste, in ihrem und in seinem Interesse. Ist das eine gesagt, so ist es das andre damit auch: bloß in anderer Realität.

Man muß in Freundschaften notwendig distinguierter und zarter vorgehen, als in Liebschaften: denn ist bei diesen auch einmal das geistige Verbindungsband gerissen, so kann eine Einigung auf Grund des bloßen Triebes doch bestehen bleiben: man kann sich lieben und uneinig sein, man kann aber nicht befreundet und uneinig sein.

Sowie Geschwister gut miteinander stehen, muß das Verhältnis etwas „Verhaltenes“ an sich haben. — Überhaupt das zarteste und verwundbarste aller Verhältnisse: um nicht ein ewiges, peinliches Hin- und Herüberfließen der Lebensinhalte zu erleiden, das leicht möglich ist wegen der großen Nähe, in der Geschwister mit einander leben, und das unser Bestes kommun machen würde, tut sich zwischen fein empfindenden Geschwistern, die befreundet sind, eine

Distanz auf, die sorgfältig gepflegt wird: man spricht nur wenig mit einander und selten. Sind Geschwister nicht befreundet, so ist auch diese Distanz nicht vonnöten; denn dann teilen sie nur die unbedeutendeern Lebensinhalte: sie stehen „harmloser" zu einander, sie teilen ihren „Harm" nicht.

Das Aristokratische in einem Gemüt kann soweit gehn, daß man sich innerlichst dagegen sträubt, von einem werten Menschen an dem Tage einen Brief erhalten zu haben, an welchem er auch an andere schrieb: man will nicht einmal in den soziologischen Kreis derer, „die heut' einen Brief erhalten", sich eingeordnet wissen; daß man einer werten Person zu ihrem Geburtstage einen Tag später oder einen Tag früher schreibt, nur um nicht in den Kreis derer, „die mir heut' zum Geburtstag geschrieben haben", mit eingerechnet zu werden.

Die höchste Vertrautheit zwischen Menschen fordert das Mitteilen des Allgemeinen, Tiefsten in uns, des letzten Sinns unsres Lebens, und fordert zweitens das Mitteilen des diesem Entgegengesetzten: des Besondersten, der Kleinigkeiten des Daseins; das erste macht ein Verhältnis zwischen Menschen wertvoll, das zweite steuert die Innigkeit zu dem Werte bei.

Für jeden Menschen ist nicht *ein* Mensch bestimmt, den er zu lieben vermag, sondern ein ganzer Kreis von

Menschen, die in genau derselben Kulturatmosphäre leben wie er. Hier findet es auch seine Erklärung, ob zum Beginn des Liebens ein Willensakt vonnöten sei oder nicht, nämlich: ist die Kultur auf eine gewisse Höhe gestiegen, so wird mit ihr auch eine gewisse Technik des Erlebens erworben, die es gestattet, das rein Seelische aus einem Verhältnis zwischen Mann und Frau herauszudestillieren und sich dessen Genüsse ohne Beschwerung durch Sinnlichkeit zu verschaffen: Freundschaft zwischen jungem Mann und jungem Mädchen. Diese seelische Übereinstimmung und deren Ausnützung erfolgt durch innere Nötigung: nun aber bedarf es, wenn sich mehrere gegenüberstehen, um diese seelische Übereinstimmung zur Liebe hinaufzuschrauben, eines ganz geringen Willensaktes, der sich einen aus dem Kreise aussucht; denn die leibliche Harmonie läßt sich nur mit Einem erzielen. Das scheint Herabwürdigung der Liebe, ist es aber nicht: denn das beste an ihr, das Geistige, tritt in Harmonie durch innere Nötigung, nur zum leiblichen Einswerden bedarf es des Willens. Daher die schwankenden Verhältnisse in solchen Kreisen, zwischen Freundschaft und Liebe. Kulturkreise, die nicht die Technik haben, das Seelische aus einem Verhältnis herauszulösen, kennen infolgedessen nur Liebe: Dienstmädchen und Soldaten verlieben sich immer.

Aus demselben folgt auch, daß, wo keine Auswahl geboten, die Willkürlichkeit in bezug aufs Leibliche wegfällt: auf einer einsamen Insel verlieben sich Mann und Frau.

Die Menschen verachten, den Menschen lieben!

Nur die Seele besitzt man, die sich einem gab, nicht die man sich nahm.

Der Künstler: „Wenn die Abendröte meine Brust erfüllt und ich schweige, beklag' dich nicht!" Das ist eben dasselbe, als wenn ein andrer spricht: „Ich liebe dich!"

Das erhabenste Bild vom Menschen scheint dieses zu sein: ein jedes und alles mit tiefstem Ernst erleben zu können, und von jedem und allem mit einem Lächeln scheiden zu können.

Ob wohl der Tropfen Sehnsucht hat, sich ins Meer zu verlieren?

Ein jeder Mensch hat soviel Genie, wie er Individuelles, d. h. kondensierten Geist der Zeit in sich hat.

Die Sehnsucht stört uns des Gedankens Schritt:
er stockt, wenn er auf Schwingen gleiten sollte,
und stürmt dahin, wenn wir ihn stille wünschen,
nicht Herr ob uns, nein, uns entlaufner Knecht.

Der Zyniker spricht: „Wenn du ein System hast, nimm dich mit deinen Worten in acht!"

Auslese! das ist's. Große Denker sind große Betoner.

In eines jeden Leben naht die Stunde,
da führt ein Gott den Menschen ihm entgegen,
der von dem Haupte ihm die Krone nimmt
auf eine Stunde bloß; — doch diese Stunde,
sie zehrt an ihm gleich einem zweiten Leben,
das sich dem rechten Leben eingenistet,
so wie ein Tier in einem andern zehrt,
und beugt ihm langsam, langsam das gekrönte,
einmal entkrönte Haupt der Grube zu.

Zweierlei Arten Tätigkeit gibt's für den Mann in bezug auf den Zusammenhang dieser mit der Persönlichkeit: — die Persönlichkeit des Mannes ist stets gewahrt, wenn er in einem Tätigkeitskreise Unangreifbares leistet, gleichgültig, auf welchem Wertniveau dieser Tätigkeitskreis sich selber befindet: ein einfacher Kaufmann, der seine Pflicht tut, steht darin gleich dem Talentarbeiter, der Überkritikmäßiges leistet; umgekehrt, ein Talentarbeiter, der Kritisierbares nur leistet, ist dem einfachen Kaufmann in dieser Hinsicht nicht gewachsen: Talentarbeit steht in engstem Bezug mit Persönlichkeit, ein Mangel dieser Arbeit deckt sofort einen Mangel der Persönlichkeit auf. Persönlichkeit ist eine Forderung der Moral; — infolgedessen ist sogar ein wenig intelligenter Kaufmann einem angreifbaren Talent in bezug auf Persönlichkeit überlegen und dieser nur so viel wert wie ein Kaufmann, bei dem aber die Angreifbarkeit der kaufmännischen Handlung eine Angreifbarkeit der Person des Kaufmanns selber bedeutet: i. e. ein Betrüger usw. Wo wird dies praktisch?

im Verhältnis zur Frau: deren Sinn richtet sich direkt auf die Persönlichkeit, d. h. in irgend einem, wenn auch noch so niedrigem Kreis muß der Mann Unangreifbares leisten, und sie hält es eher bei ihm aus als bei dem, der in hohen Tätigkeitskreisen Kritisierbares nur schafft: eher beim kleinen, ehrlichen Kaufmann als bei A. W. Schlegel. Infolgedessen soll von Talentarbeitern nur der heiraten, der über der Kritik steht; denn in bezug auf Heirat, d. i. Frau, d. i. Persönlichkeit, bedeutet er prinzipiell nur das, was einfacher Kaufmann bedeutet, d. h. das Mindestmaß, welches zugleich das einzige Maß ist.

Danach stuft sich auch die Gefährlichkeit und Bestandlosigkeit der Ehen ab: Künstler — Talentarbeiter, Gelehrter — Halbtalentarbeiter (wo eine Angreifbarkeit der Arbeit nicht zugleich eine Angreifbarkeit der Person bedeutet; denn das Moralische kann bestehen bleiben: der Fleiß), — sonstiger Arbeiter.

Daraus erklärt sich manches: z. B. das Flüchten sehr intellektueller Frauen in die Arme eines Mannes, der etwa Arzt ist. —— Noch vieles läßt sich darüber sagen. — Später! — Grillparzer sagt einmal (Bd. 16, S. 29): „Das Ästhetische ist vielleicht eins mit dem Eindrucke, den das „Vollkommene in seiner Art" auf uns macht." Das Lebensfundament der Frau ist nun ästhetisch, folglich fordert sie das Vollkommene in seiner Art, gleichviel welche Art es ist.

„Nichts ist mir heilig!" Darum sei dir das Heilige um so heiliger!

Die Geheimnisse der Mädchen: warum sind sie uns so lockend und interessant? Des Gegenstands wegen gewiß nicht: denn im besten Fall ist der eine Liebe. Andrerseits sind sich die Mädchen bewußt, grade diesen Gegenstand ängstlich zu hüten, ihnen selber scheint er grade das Intressante, und mit der ganzen Macht und Süßigkeit ihrer Seele umhegen sie ihn, wie einen wertvollen Schatz. Was ist also das Interessante? der Gegenstand als solcher nicht, aber der Gegenstand als der, zu dem er durch das ängstliche Hüten gemacht wird; als der, welcher dadurch, daß man ihn für wichtig hielt, wichtig geworden; der Gegenstand, erhöht durch die psychischen Energien, die sich um ihn durch die Geheimhaltung gesammelt haben: das rein formale Geheimhalten hat ihn verändert. Und wir haben, wenn wir ihn entdecken, nicht nur ihn, sondern gleichsam ein Stück Seele des Mädchens mit in Händen. Sie ist uns erfahrungsgemäß dann psychisch mehr unterworfen, als sich rein aus dem Wissen des Gegenstandes rechtfertigen und herleiten ließe.

Bei dem Geheimnis des Mannes ist es anders: er zieht die Grenzen zwischen Objekt und Subjekt schärfer. Er hat auch darum nicht all die kleinen süßen Geheimnisse, die eben allein erklärlich sind durch die darauf verwandten und hinein getanen seelischen Kräfte.

Die Nuancen sind das Unüberbrückbare.

Die Nuancenerfahrungen, die man macht, die ihren Wert eben in der „Nuance“ tragen, scheinen oft dadurch

vernichtet zu werden, daß sie, um ausgedrückt zu werden, in das Geleise der altgewohnten Terminologie hineingleiten, die den Erfahrungen grade die individualisierenden Ecken abscheuert. Doch der Fehler ist nicht so stark, wie man zuerst meinen kann: denn einem bestimmten Individuum stehn überhaupt nur einige bestimmte Arten der Nuancenerfahrungen zu Gebote und zur Auswahl, auf Grund welcher — wenn sie das erste Mal gemacht würden — sich die Terminologie des einzelnen bildet: infolgedessen diese Terminologie auch in hohem Maße für alle künftigen solche Erfahrungen sich passend erweisen wird.

Der Wert eines Denkers steigt mit dem Sinken der Anzahl seiner Thesen.

Manche Leute wollen nie, sondern „möchten" bloß.

Mancher gehört sein Leben lang zum „Publikum".

Psychologie „schlägt ihren eignen Herrn": sie verrät den, der beobachtet, ebenso tief wie den, der beobachtet wird.

Es ist ein Unterschied zwischen den Menschen, die wollen, daß die Wahrheit gefunden wird, und denen, die dazu wollen, daß *sie selber* es sind, welche die Wahrheit finden.

Es ist oft schwerer und sicherlich beschämender, kleine Eitelkeiten als große Fehler einzugestehen; denn diese letzten

erhalten eben durch die Größe etwas Schicksalhaftes, Würdiges.

Charakter hat derjenige, welcher im Philiströsen irgendwie hypertrophisch ist.

„Er achtet nicht auf uns, — wenn er aber auf uns achtet, verachtet er uns!“

Mann von der Frau verlassen — point d’honneur verletzt, gequält! Frau vom Mann verlassen — Ehre verletzt, tragisch! Das erste etwas Geschlechtliches — das zweite etwas „Menschliches“: Othello — Klara (bei Hebbel).

Es quillen dunkelste Gestalten aufwärts
zu dieser Nacht: den Vielen unerkannt.
Ich habe Worte nicht zu dieser Nacht,
ich leide sie und beuge mich und schweige.

Ich sehe einen fremden Menschen an: er macht eine Bewegung; plötzlich durchzuckt mich die Erinnerung an irgend jemanden. Ich spähe nach: das Gesicht dieses Menschen ist ganz unähnlich dem des Freundes. Was also kann mich erinnert haben? es ist gänzlich verschwunden. Noch einmal eine Bewegung jenes, ich sah deutlich: sein Gesicht blieb unverändert; aber dennoch wieder der Erinnerungsblitz, — und schließlich fühl’ ich, daß eine ganz unauffällige, leise Stellung der Hand, von der mir nie bewußt

geworden, daß sie einem teuren Menschen angehörte, die in einer Sekunde vom Gewöhnlichen in die Ähnlichkeit und von der Ähnlichkeit wieder ins Gewöhnliche, Unähnliche, verrann, mich so mit innerster Erinnerungsgewalt gepackt hat.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft, so könnt' es die Sonne nicht erblicken! — ein Satz, den ich so nicht verstehe, in welcher Umhüllung er mir auch entgegentritt, selbst bei Kant: daß nämlich die Dinge, um irgendwie von uns erkannt zu werden, in irgend einem Verwandtschaftsverhältnis zu unserm Geiste stehen müßten. — Nur praktisch ist er mir klar geworden: daß ich historisch mit einer Art von Instinkt stets auf eine ganz bestimmte Art von Naturen verfalle, die ich darzustellen suche, — — weil ich sie verstehe, da sie mir ähneln. Andrerseits: daß ich mit Erstaunen bemerke, von Anfang an in manchen Büchern (Geschichte der Philosophie — oder solchen wie Hebbels Tagebuch, Eckermann) immer dieselben Stellen zu überschlagen, daß ich so gleichsam mein Lebenlang von manchen Problemen und Erkenntnissen getrennt bleibe, aus dem anscheinend ganz äußerlichen Grunde des Drüber-weg-Blätterns: aber es ist ein notwendiger Grund; das stete instinktive Überschlagen zeigt an, daß ich in keinem Verwandtschafts-Verhältnis zu den Dingen stehe. Auch hier Wahlverwandtschaften.

Das beste in sich, seine eigene Naivität, kann niemand genießen: denn an irgend einer Stelle der Seele ist jeder naiv.

Wenn man einem Menschen sein eignes Porträt erzählt „so bist du!“, so besitzt dies eine überraschende, gestaltende (konstitutive) Kraft. Dringt dem Menschen das Erzählte ins Bewußtsein, so wird er des Porträts halber die lebendigen, nicht recht dazu passenden Überschüsse allmählich von sich werfen und sich nach dem Porträt seiner selbst stilisieren, das notwendig, um gerundet vor ihn hingestellt zu werden, schon stilisiert war, und zwar nach dem Charakter des Beobachters: und so wird der Mensch, um ganz er selbst zu werden, um ganz nur den innersten Sinn von sich selber auszudrücken, sich selbst fremd.

Nach einer Aussprache glaubt man stets, das „Eigentliche“ nicht gesagt zu haben.

Nur „Begrenztheit als Symbol“ ist für uns Unendlichkeit, — niemals aber Unbegrenztheit.

Je tiefer und inniger wir unsre Aufgabe anfassen, um so mehr werden wir die Idee, welche als leuchtendes Ziel vor uns winkt, abnehmen und sich auflösen sehen, um sie, grade im Moment der größten Trauer über ihr gänzliches Schwinden, plötzlich als Basis u n t e r unsern Füßen erstanden zu fühlen.

Das Mädchen sagte: „ich schreibe gern Karten, weil ich dann Lust bekomme, Briefe zu schreiben. Darum, wenn ich einen Brief schreiben muß, dann schreib' ich vorher noch

eine Karte". Darin liegt einesteils das Beängstigende der Gesetzlosigkeit, anderenteils das Unnahbare der Selbstgesetzgebung: die Pflicht wird erfüllt, nicht rein aus der Nötigung vom objektiven Tatbestand her, sondern erst nach einem Umweg über subjektive Momente, die Verfassung der eignen Seele wird als hinzunehmendes Fatum angesehen, das Subjektivste mit dem Objektivsten verflochten.

Alles, was man an sich selbst erlebt, muß einem zum Typus, alles, was man an andern erlebt, zum Symbol werden.

Nur was ich benannt habe, das ist mein.

Die tiefste Dunkelheit des Lebens scheint darin zu liegen, daß unser Geist, vermöge der ihm angebornen Eigenart, sich gezwungen sieht, die Zufälligkeiten als Notwendigkeiten aufzufassen, und daß er unter diesem selbstgeschaffnen Zwange dann sein größtes Leiden erfährt: es ist so, als ob man einen, der gehängt werden soll, noch zwingt, den Galgen mit eigner Hand zu zimmern.

Wie man zum Lehrer geboren sein muß, so muß man auch zum Schüler geboren sein. Es braucht einer nie zum Lehrer sich geschickt zu haben und kann dennoch Meister sein, es braucht einer nie zum Schüler sich geschickt zu haben, ohne doch jemals Meister zu sein.

Schüler-sein-können erfordert eine gewisse ethische Qualität: eine Vertrauensgrenze des Spürens, einen Glauben.

Anerkennung fördert positiv um nichts. Fehlende Anerkennung aber schadet. Anerkennung ist Existenzminimum; sie befördert das Innere von minus heraus bis zum Indifferenzpunkt 0; aber im Bereich des Positiven hat sie ihre Kraft verloren, niemals kann sie von 0 bis + 8 uns heraufbringen.

Zweierlei Wirkungen nur füllen uns mit produktivem Stolz: die Wirkung auf den nächsten, einzigen, liebsten Menschen — und die Wirkung auf die weitentfernte, zahllose, seelisch uns gleichgültige Masse des Volks; niemals aber die Wirkung auf die ziemlich nahen, ziemlich weiten — wenigen, ziemlich zahlreichen — nicht lieben, nicht unlieben Kreise der Fachgenossen oder Freunde (Plural!); denn diese ist nur Zeugnis für den Wert des Unpersönlichen in uns, jene beiden ersten aber Zeugnisse für den Wert unsres Menschentums.

Überhaupt Wirkung! nicht Anerkennung!

Man kann das ganze Wesen eines Menschen als ein geschlossenes, in sich konsequentes (natürlich sind in diesem Sinne auch die „Inkonsequenzen" konsequent) System genau kennen, und doch, ob dieses Wesen als Ganzes nicht eine Lüge sei, braucht man nicht zu entscheiden vermögen: wie etwa die Naturgesetze ein in sich geschloßnes System bil-

den, der Grund für das System selbst aber uns auf den Urzufall führt, — eine Station, unter der erst die Tatsache der Notwendigkeit aktuell wird; — für einen göttlichen Intellekt nur löst sich auch dieser Urzufall in Notwendigkeit; er weiß, warum es grad' diese Naturgesetze gibt, — für einen Shakespeare nur ist in jener letzten Frage, welche bezüglich des Charakters eines Menschen gestellt werden kann, eine Entscheidung möglich.

Ebenso wie das große Glück, so ist der große Schmerz in höherem Sinne ein Verdienst; und man kann wohl zu zwei Menschen, die sich lieben, sprechen: „Ihr habt einander verdient; denn den größten Wert, den ein Mensch dem andern zu geben vermag, ihr gabt ihn euch: die höchste Lust und den tiefsten Schmerz; ihr machtet einander jauchzen, ihr machtet einander vor Leiden verstummen: so schuldet ihr einander alles Glück, dessen unser Leben fähig ist, — vereinigt euch!"

Summa felicitas und summus dolor sind merita und fallen somit unter den Begriff der beatitudo.

Der ist eine große Natur, der ohne Scham pathetisch zu leben vermag;

der ist eine kluge Natur, der aus Scham vor den andern sein Pathos zurückdämmt;

der ist lächerlich, der pathetisch lebt, ohne in Pathos zu sein.

Bei Erziehung von sehr jungen Menschen schadet es nichts, wenn das Moralische des Lehrers nur in ständig durchgeführten Reden und in einem Nicht-ertappt-werden besteht: es genügt das System; später nur noch die Person.

Zweierlei Art von Lügen kann man bei Kindern beobachten: aus Phantasie, — dieses verliert sich mit zunehmendem Alter von selbst; und aus Angst: dies zeugt von früh erwachter Bewußtheit: ist Zeichen eines mindestens problematischen Charakters, unauslöschlich, und Keim aller Schlechtigkeit, die auf der Welt geschieht. Ein lauernder Blick aus Kindesaugen: die Weltsünde in einen Punkt zusammengepreßt.

Manche Leute haben nicht das Recht, recht zu haben. Denn jeder muß erst den gesamten Bildungsweg zurücklegen.

Die Einwände, welche ganz naiv von Laien gegen wissenschaftliche Resultate vorgebracht werden, welche man nicht widerlegen kann, weil sie gleichsam in den Bannkreis der Wissenschaft noch nicht eingetreten sind, die Frage der Laien nach einem Warum, wo der Wissenschaftler antworten muß: hier darf man nach keinem Grund weiter fragen, — sind vielleicht nichts als ein praktischer Ausdruck für den „Unwert" der Wissenschaft, tragen so eine gewisse Würde in sich, welche man dem Fragenden aller-

dings nicht zugesteht, weil er den Bildungsweg durch die wissenschaftliche Erkenntnis hindurch noch nicht gegangen ist: und er wohl recht hat, aber noch kein Recht hat, recht zu haben.

Ein süßes kleines Mädchen, das zärtlich die geschminkte Wange ihrer Mutter küßt, — und diese nun in dem seltsamen Zwiespalt: sie kann ihrem Liebling in seiner Holdseligkeit die Liebkosung nicht verwehren und schämt sich, daß an dem weggeküßten Fleck ihr Schminken offenbar wurde. Kampf zwischen Lug und tiefster Empfindung.

Ist Wahrheit das, was für alle gilt, — oder das, was für alle zu gelten hat? Die tiefste Frage der Erkenntnistheorie.

Man soll nicht auf das Äußere der Menschen sehen, aber man soll auch das Äußere der Menschen sehen — — besonders, wenn man Künstler ist.

Man soll in jedem Augenblick seines Lebens überschlau sein, d. h. stets das Gegenteil vermuten.

Fatalismus ist Bequemlichkeit.

Eine Frau gehört in den Stand, in den hinein sie liebt, ein Mann, in den hinein er sich arbeitet.

„Alles ist nur Bewußtseinstatsache“: gasförmiger Materialismus.

In der Natur ist man glücklich und gedankenlos,
unter den Menschen ist man glücklos und gedankenvoll.
Was wählen?

Das Falsche in der Lehre vom Ausbilden der Persönkeit, das, was sie gefährlich für junge Leute macht, liegt in folgendem: man glaubt, es müssen zu diesem Zwecke die Anlagen, die in uns bereit liegen, die unsern individuellen Habitus ausmachen, auf ihre Spitze getrieben, möglichst ausgenutzt werden. Das aber ist bequem und trägt leichte Zinsen: macht jedoch einseitig und hypertrophisch, es heißt in Wirklichkeit, diese ausbilden, — aber auch das uns Entgegengesetzte aufsuchen, das, was „weh" tut, und den Feind in ihm zum fruchtbaren Zweck für uns umzubiegen: den Stein, der geworfen, um unser Haus zu zertrümmern, mit ins Haus hineinzubauen. Wir müssen das uns als Individuum Konträre aufsuchen; folglich ist Persönlichkeit der Gegensatz von Individualität, es ist Individualität und ihr Gegensatz, d. h. Entindividualisierung, Verallgemeinerung, Darstellung des Gleichgewichts: Gegenteil aller romantischen Bestrebungen.

Am Ende erlebt man nur viel, um viel vergessen zu können.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig-R.